

# Bohemia

Zeitschrift für Geschichte und Kultur  
der böhmischen Länder  
A Journal of History and Civilisation  
in East Central Europe

Herausgegeben  
im Auftrag des Collegium Carolinum  
von Ferdinand Seibt und Hans Lemberg

in Verbindung mit Manfred Alexander, Peter Burian,  
John M. Clifton-Everest, Winfried Eberhard, Horst Förster,  
Jörg K. Hoensch, Rudolf Jaworski, Walter Schamschula,  
Georg R. Schroubek, Helmut Slapnicka, Stanley B. Winters

---

Band 36

Heft 2

1995

---

## INHALT

### AUFSÄTZE

- Hahn, Eva: Hommage an Ernest Gellner . . . . . 271
- Glettler, Monika: Die Habsburgermonarchie: Vergangenheit in der Gegenwart? . . . 287
- Hipp, Markus: Identität und Verantwortung im Denken Václav Havels . . . . . 298
- Martinsen, Kåre Dahl: From Impotence to Omnipotence: the State and Economic  
Transition, 1989–1994 . . . . . 330
- Delhaes, Karl von: Reconstructing Economics in Poland: Changes in Contents,  
Personnel and Organization of Teaching and Research . . . . . 362
- Kosta, Jiří: Die tschechische Wirtschaftswissenschaft von 1945 bis 1990 . . . . . 376

## II

### MARGINALIEN

Hadler, Frank: Die Tschechoslowakische Republik in den Akten der deutschen Waffenstillstandskommission von 1919 . . . . .	388
Thomas, Alfred: <i>Femme Fatale: Woman, Mortality, and Male Fantasy in The Makropulos Case</i> . . . . .	397
Blaschek-Hahn, Helga: „Leben in der Wahrheit“: Betrachtungen zum Lebenswerk Jan Patočkas . . . . .	407
Ulrich, Vladimír: Fremdsprachenunterricht in der Tschechischen Republik nach 1990	416
Brenner, Christiane: Der zweite Weg zur Revolution von 1989? Über die neuen Arbeiten Milan Otáhal . . . . .	420
Heumos, Peter: Abschlußbericht über das Forschungsprojekt „Briefe zwischen ost- und westeuropäischen Sozialisten 1945–1948“ . . . . .	425

### CHRONIK

Ungarn und die böhmischen Länder im 19. und 20. Jahrhundert (Silke Sobieraj) . . .	438
Deutsche, Italiener, Tschechen und Slowaken im 19. und 20. Jahrhundert (Eva Hahn) . .	442
Deutsch-tschechische Schulbuchkonferenz (Robert Luft) . . . . .	445
Die Idylle und das Idyllische in der Kultur des 19. Jahrhunderts (Michaela Marek) . . .	447
Grenzen in Ostmitteleuropa (Robert Luft) . . . . .	451
Literatur und Geschichte im Prager Kontext um 1900/1920 (Robert Luft) . . . . .	454
100 Jahre Masaryks Schrift <i>Česká otázka</i> (Frank Hadler) . . . . .	455

### NEUE LITERATUR

České a polské srovnávací studie. Hrsg. v. Mieczysław Balowski (Peter Drews) . . .	458
Antologie české právní vědy (Helmut Slapnicka) . . . . .	459
Prager Wirtschafts- und Sozialhistorische Mitteilungen (Robert Luft) . . . . .	460
Kalivoda, Robert: Husitská epocha a J. A. Komenský (Ferdinand Seibt) . . . . .	462
Bahlcke, Joachim: Regionalismus und Staatsintegration im Widerstreit. Die Länder der Böhmisches Krone im ersten Jahrhundert der Habsburgerherrschaft (Winfried Eberhard) . . . . .	464
Wolf, Hubert: Die Reichskirchenpolitik des Hauses Lothringen 1680–1715 (Joachim Bahlcke) . . . . .	467
Bein, Werner: Schlesien in der habsburgischen Politik (Joachim Bahlcke) . . . . .	470
Die Fürstenberger. 800 Jahre Herrschaft und Kultur in Mitteleuropa. Hrsg. v. Erwein H. Eltz und Arno Strohmeyer (Robert Luft) . . . . .	472
Aus dem Nachlaß Aehrenthal. Hrsg. v. Solomon Wank (Robert Luft) . . . . .	473
Skilling, Gordon: T. G. Masaryk. Against the Current, 1882–1914 (Zwi Batscha) . . .	476
Tomáš G. Masaryk: Polemiken und Essays zur russischen und europäischen Literatur- und Geistesgeschichte. Hrsg. v. Peter Demetz (Hannelore Burger) . . . . .	478



Truhlar, Dalibor: Thomas G. Masaryk. Philosophie der Demokratie (Martin Schulze Wessel) . . . . .	481
Batscha, Zwi: Eine Philosophie der Demokratie (Eva Hahn) . . . . .	483
Vzájemná neoficiální korespondence T. G. Masaryka s Eduardem Benešem z doby pařížských mírových jednání. Hrsg. v. Zdeněk Šolle (Frank Hadler) . . . . .	484
Masarykova idea československé státnosti ve světle kritiky dějin. Hrsg. Jaroslav Opat und Josef Tichý (Martin Schulze Wessel) . . . . .	487
Broklová, Eva: První československá ústava. Diskuse v ústavním výboru (Helmut Slapnicka) . . . . .	488
Kliměk, Antonín/Kubů, Eduard: Československá zahraniční politika 1918–1938 (Manfred Alexander) . . . . .	490
Češki i slovaški izvori za bułgarskata istorija. Bd. 3: 1931–1934 (Stefan Troebst) . . . . .	491
Pfaff, Ivan: O perspektivu lidského společenství. Politické myšlení Karla Čapka (Antonín Mešťan) . . . . .	493
Inventar archivalischer Quellen des NS-Staates (Ralf Gebel) . . . . .	495
Vom Generalplan Ost zum Generalsiedlungsplan. Dokumente. Hrsg. v. Czesław Madajczyk (Ralf Gebel) . . . . .	496
Kostlán, Antonín: Druhý sjezd československých historiků (5.–11. října 1947) (Martin Schulze Wessel) . . . . .	498
KURZANZEIGEN . . . . .	501
SUMMARIES . . . . .	519
RÉSUMÉS . . . . .	524
RESUMÉ . . . . .	531
ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS . . . . .	536
MITARBEITER DES HEFTES . . . . .	538

## IV

BOHEMIA. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder erschien von Jahrgang 1 (1960) bis 20 (1979) als: BOHEMIA. Jahrbuch des Collegium Carolinum. Begründet und bis Jahrgang 25 (1984) herausgegeben von Karl Bosl.

Redaktion: Eva Hahn, Collegium Carolinum, Hochstraße 8/II, 81669 München.

Für Form und Inhalt der einzelnen Beiträge tragen die Verfasser die Verantwortung.

Rezensionsexemplare und Zuschriften sind an die Redaktion zu richten.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck – auch von Abbildungen –, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege oder im Magnettonverfahren, Vortrag, Funk- und Fernsehsendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – ist nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet. Werden von einzelnen Beiträgen oder Teilen von ihnen einzelne Vervielfältigungsstücke im Rahmen des § 54 UrhG hergestellt und dienen diese gewerblichen Zwecken, ist dafür eine Vergütung gem. den gleichlautenden Gesamtverträgen zwischen der Verwertungsgesellschaft Wissenschaft GmbH (ehemals Inkassostelle für urheberrechtliche Vervielfältigungsgebühren GmbH), 60311 Frankfurt/Main, Großer Hirschgraben 17–21 und dem Bundesverband der Deutschen Industrie e. V., dem Gesamtverband der Versicherungswirtschaft e. V., dem Bundesverband deutscher Banken e. V., dem Deutschen Sparkassen- und Giroverband und dem Verband der privaten Bausparkassen e. V., an die VG Wissenschaft zu entrichten. Die Vervielfältigungen sind mit einem Vermerk über die Quelle und den Vervielfältiger zu versehen. Erfolgt die Entrichtung der Gebühren durch Wertmarken der VG Wissenschaft, so ist für jedes vervielfältigte Blatt eine Marke im Wert von DM 0,40 zu verwenden.

Bezugsbedingungen: Pro Jahr erscheint ein Band in zwei Heften. Einzelheft DM 45,-, Jahresabonnement DM 76,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht spätestens zwei Monate vor Ablauf des Kalenderjahres gekündigt wird. Die Lieferung geschieht auf Kosten und Gefahr des Empfängers. Kostenlose Nachlieferung in Verlust geratener Sendungen erfolgt nicht.

Zahlungen erbitten wir an den Verlag R. Oldenbourg (Abt. Zeitschriften) München, auf unsere Konten beim Postscheckamt München Nr. 64950-809 oder bei der Bayerischen Vereinsbank München 2 Nr. 6405215.

Hinweis gemäß § 26 Absatz 1, Bundesdatenschutzgesetz: Die Bezieher der BOHEMIA sind in einer Adresskartei gespeichert, die mit Hilfe der automatisierten Datenverarbeitung geführt wird.

Verlag: R. OLDENBOURG VERLAG GmbH, Rosenheimer Straße 145, 81671 München. Alleiniger Gesellschafter des Verlages ist die Firma R. Oldenbourg GmbH & Co. KG unter der gleichen Anschrift. Sie wird durch die persönlich haftende Gesellschafterin R. Oldenbourg Verwaltungs GmbH, Rosenheimer Straße 145, 81671 München, vertreten.

Außerdem sind nachstehende Kommanditisten beteiligt: Elisabeth Alber, Hausfrau, Rieden/Tirol; Hedwig Geupel, Hausfrau, Oberhaching; Baronin Silvia von Maydell, Hausfrau, München; Christian Kraft von Dellmensingen, Parsippany/USA; Gabriele von Bomhard, Kindergärtnerin, München; Christa von Bomhard, Sekretärin, München; Maria Freifrau von Meyern-Hohenberg, Hausfrau, München; Gräfin Inge Schönborn, Geschäftsführerin, München; Nelly Reichhold, Hausfrau, Iching; Dr. Roswitha Sieper, Oberstudiendirektorin, München; Dr. John C. Oldenbourg, Übersetzer, München; Andreas D. Oldenbourg, Rechtsreferendar, München; Thomas A. Oldenbourg, Dipl.-Kfm., München; Hanna Sychily, Hausfrau, Bad Reichenhall; Dr. Rolf-Dieter Schmid, Nürnberg; Axel Schmid, München; Wilhelm Schmid, Major a. D., Regensburg; Barbara Müller, Hannover; Emmy Oldenbourg, Private, München; Hans A. Fieser, Dipl.-Ing., Steinebach; Irmgard Fieser, Hausfrau, Steinebach; Hans Herbert Fieser, Dipl.-Kfm., Lindenfels; Heidi Fieser, Sekretärin, Salem; Reinhard Fieser, Heimleiter, Esslingen; Dr. Rudolf Oldenbourg, Verleger, München; Johannes Oldenbourg, Dipl.-Math., München; Christoph Oldenbourg, Restaurator, München; Louise Oldenbourg, Grafikerin, München; Walter Oldenbourg, Verleger, München; Eva Lange, Hausfrau, München; Dr. Helene Hahn, Ärztin, Bremen; Edith Müller, Hausfrau, Hamburg; Brigitte Reiner, Hausfrau, Haar; Heinz Reiner, Arzt, Haar; Eberhard Oldenbourg, Kaufmann, München; Eva May, Studienrätin, München; Paul Oldenbourg, Ingenieur, München; Wolfgang Oldenbourg, Kaufmann, München; Doris Kühnhackl, Lehrerin, München; Regine Oldenbourg, Geschäftsinhaberin, München; Albrecht Oldenbourg, Student, München; Gertrud Oldenbourg, Archivangestellte, Bremen; Paul Schröder sen., Den Haag; Anne Schröder, Den Haag; Thomas Schröder, Verlagskaufmann, Hamburg; Nicola Schröder, Den Haag; Paul Schröder jun., Den Haag; Brigitte Fertl, Hausfrau, München; Inge von Negelein, Kindergärtnerin, München; Dr. Friedrich Rosenkranz, Physiker, München; Ilse Edelstein, Berlin; Dr. Karl von Cornides, Verleger, Wien; Dr. Thomas von Cornides, Verleger, München; Dr. Elisabeth Garms, Hausfrau, Rom; Hedwig Kloepfer, Private, Söchtenau; Cécilie von Cornides, Therapeutin, Rieden/Tirol; Dr. Rudolf von Cornides, Amtsarzt, Innsbruck; Margit von Cornides, Hausfrau, Bonn; Christoph von Cornides, Volkswirt, Bonn; Gabriele Hommes, Aachen; Bankhaus H. Aufhäuser, München.

Satz, Druck und Einband: Verlagsdruckerei Michael Laßleben, 93183 Kallmünz.

ISSN 0523-8587

## HOMMAGE AN ERNEST GELLNER

Von Eva Hahn

Absurd views must not be debarred from a forum, their holders ought not be hampered in their career or their comfort. But let us not confuse this kind of social toleration, which is morally obligatory, with logical toleration, which is nothing of the kind.<sup>1</sup>

History is *about chaps*. It does not follow that its explanations are always in terms of chaps. Societies are what people do, but social scientists are not biographers *en grand série*.<sup>2</sup>

„Als Voskovec und Werich während des Krieges in Amerika waren und einem ihrer Landsleute begegneten, hatten sie ein Schlagwort parat: der Schimmel. Das bedeutete, daß sich jener Herr wahrscheinlich vorstellt, wie er nach dem Krieg auf einem Schimmel über den Wenzelsplatz reitet und von der Menge hochgejubelt wird. Ich habe nie die Illusion von irgendeinem Schimmel gehabt.“<sup>3</sup> Ernest Gellner, dessen 70. Geburtstag als eines der meist geehrten zeitgenössischen Philosophen und Anthropologen in diesem Jahr gefeiert wird, ist emeritierter William Wyse Professor der Sozialen Anthropologie an der Universität Cambridge. Er ist Verfasser und Herausgeber von über 20 Monographien und Sammelbänden mit einem Horizont, der von Studien über die Berberstämme in Marokko über Grundfragen moderner Erkenntnistheorie und Anthropologie bis zu einem geschichtsphilosophischen Modell von „Grundlinien der Menschheitsgeschichte“ reicht. Jedes seiner Werke wird seit Jahren bei seinem Erscheinen weltweit von Intellektuellen und Wissenschaftlern als wichtige Reflexion über grundsätzliche Probleme unserer Zeit diskutiert. Daß er aus Prag stammt (obwohl in Paris geboren) und dort aufgewachsen ist, wissen nicht viele seiner Bewunderer; in der Regel gilt er als einer der „großen britischen Denker“. Erstaunlicherweise ist seine Herkunft nicht einmal in Prag allgemein bekannt, wo in der Tat auch nach dem Zerfall des Kommunismus kein Schimmel auf ihn wartete.

---

<sup>1</sup> Gellner, Ernest: *Contemporary Thought and Politics*. Hrsg.v. I. C. Jarvie und Joseph Agassi. London-Boston 1974, 181.

<sup>2</sup> Gellner, Ernest: *Cause and Meaning in the Social Sciences*. Hrsg. v. I. C. Jarvie und Joseph Agassi. London-Boston 1973, 14.

<sup>3</sup> Ernest Gellner im Interview für die BohZ am 20. Mai 1995 in Prag (im folgenden abgekürzt BohZ-Interview).

Er wuchs in einer deutschsprachigen jüdischen Familie in der Tschechoslowakei auf, wo er auch seine Schulbildung an einer Prager tschechischen Volksschule und an dem sog. englischen Gymnasium erhielt: „Soweit ich überhaupt eine politisch-religiöse Erziehung genoß, dann war es durch die Schule, wo ich die masaryksche Geschichtsphilosophie verinnerlichte.“<sup>4</sup> Im Jahre 1939 gehörte die Familie Gellner zu den Glücklichen, die sich vor der nationalsozialistischen Verfolgung nach Großbritannien retten konnten. Der damals dreizehnjährige Ernest beendete dort seine Schulbildung und gewann ein Stipendium, um am Balliol College in Oxford zu studieren. Bald trat er jedoch in die tschechoslowakische Exilarmee ein:

„Ja, ich war in der Tschechoslowakischen Armeebrigade, die eine sehr ineffiziente militärische Einheit war. Erstens hatte sie eine Doppel-Hierarchie: die offizielle Hierarchie der Ränge entsprechend dem, was die einzelnen auf ihren Schultern trugen, und eine inoffizielle Hierarchie der Kommunisten, die ihre eigene Struktur hatte. Da war beispielsweise ein Mann, der ein einfacher Soldat mit großem Einfluß war, und Leute auch von anderen Einheiten pflegten sich mit ihm zu beraten und ähnliches. Er war Offizier der Internationalen Brigade in Spanien gewesen und hatte die Tschechoslowakische Brigade auf dem Wege durch die französischen Konzentrationslager erreicht. Freilich erkannten die Kommunisten seinen Rang an, und als er schließlich nach dem Krieg in die Tschechoslowakei zurückkehrte, wurde er sofort Leutnant, weil die neuen kommunistischen Ämter seinen Rang in der Internationalen Brigade anerkannten.

Abgesehen davon herrschte dort sehr große Heterogenität. Die jüdischen Flüchtlinge wie ich bildeten ein Element. Leute von der Internationalen Brigade, aus dem Spanischen Bürgerkrieg, bildeten eine weitere Gruppe; hinzu kamen die Tschechen aus der Fremdenlegion – Beneš einigte sich mit de Gaulle, daß die tschechoslowakischen Angehörigen der Fremdenlegion zu dieser Einheit transferiert wurden –, und dann viele Schlesier, tschechische Schlesier. Schlesien wurde dem Reich angeschlossen, und sie wurden in die deutsche Armee eingezogen, und wenn sie Glück hatten und in Nordafrika, in Italien oder in der Normandie in Gefangenschaft gerieten, wurden sie auch dieser Einheit zugeteilt. So reisten viele aus der Normandie nach England als deutsche Kriegsgefangene, und einige Wochen später kehrten sie in unserer Uniform zurück. Es war eine sehr heterogene Brigade und daher sehr ineffizient. Deshalb wurde sie wahrscheinlich bei Dünkirchen eingesetzt, an einem der Orte der westeuropäischen Küste, wo die Deutschen bis zum Kriegsende ausharrten. Die Belagerer konnten stolz sein, sie waren den belagerten Deutschen zahlenmäßig unterlegen; aber die Deutschen hatten kein Benzin, keine Panzer, nichts. Die sie belagernden Truppen hatten alles.“<sup>5</sup>

<sup>4</sup> BohZ-Interview.

<sup>5</sup> Ernest Gellner im Interview mit John Davis in der Zeitschrift *Current Anthropology* 32/1 (1991) 63–72, hier 64.

Sein Militärdienst brachte ihn nach Böhmen, nach dem Kriegsende marschierte er mit bei der Siegesparade in Prag; bald wurde er jedoch mit seiner Einheit nach Südböhmen, in die amerikanische Besatzungszone, abkommandiert. Er wurde freigestellt, um seine Ausbildung fortzusetzen, und nach ein paar Monaten an der Prager Universität entschied er sich zur Rückkehr nach England.

„Eine meiner wichtigsten Erinnerungen an Prag 1945 war ein kommunistisches Plakat mit dem Spruch ‚Jeder mit reinem Schild in die Partei‘, d. h. jeder, der sich während der Okkupation keine Kollaboration zuschulden kommen ließ, soll der Partei beitreten. In Wirklichkeit bedeutete dies etwas anderes: ‚Wenn Sie einen ganz schmutzigen Schild hatten, werden wir ihn für Sie säubern; Sie sind sicher mit uns; wir sind Ihrer um so sicherer, je mehr Sie sich zuschulden kommen ließen‘. So traten all die Bastarde, all die eindeutig autoritätsgläubigen Persönlichkeiten schnell der Partei bei, und dies prägte auch dementsprechend rasch ihren Charakter. Daher war es mir klar, was kommen mußte, und das heilte mich von dem Bann, in dem mich Prag bis dahin emotional gefangen hielt. Ich konnte voraussehen, daß eine stalinistische Diktatur im Anmarsch war; es kam endgültig im Jahre 1948. Ich konnte das genaue Datum nicht voraussagen, aber daß es kommen mußte, war aus offensichtlichen Gründen klar.

Darüber hinaus haben die Tschechen mit ziemlicher Brutalität drei Millionen Deutsche ausgewiesen. Gleichzeitig fürchtete sich jeder vor den Deutschen und erinnerte sich an das Münchener Abkommen, so daß sie sich mit Stalin verbanden und sich an ihn auslieferten als an ihren einzigen Protektor gegen den deutschen Revanchismus, den sie zu jener Zeit insgeheim erwarteten [...]. All dies geschah in Verbindung mit einer geschickten Ausbeutung der Lage durch die Kommunisten. Ich wollte nicht ein Teil davon werden, und so flüchtete ich so schnell wie möglich und vergaß es.“<sup>6</sup>

Nach seinem Studienabschluß in Oxford und nach zwei Jahren in Edinburgh erhielt Gellner eine Anstellung an der angesehenen London School of Economics der Londoner Universität, wo er über dreißig Jahre lang lehrte, zuletzt als Professor der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Soziologie. Über diesen Titel schmunzelt er noch heute, erklärend, wie schon damals bei seiner Berufung die akademische Welt Schwierigkeiten hatte, seiner Tätigkeit und seinen Interessen den korrekten Stempel aufzudrücken<sup>7</sup>.

Gellners Denken ist problemorientiert, und das ist der Grund, warum es sich keiner der traditionellen Universitätsdisziplinen zuordnen läßt. Sein Stil ist einmalig, nicht

<sup>6</sup> *Current Anthropology* 65. – Gellner beschäftigte sich erst in den sechziger Jahren mit den Entwicklungen in den kommunistischen Gesellschaften und in der Tschechoslowakei, als er dort die zuvor unerwartete politische und kulturelle Dynamik zu beobachten begann. Das eindrucksvollste Beispiel seiner Studien in diesem Bereich ist sein Buch *State and Society in Soviet Thought*. Oxford 1988.

<sup>7</sup> Dazu liefern die Herausgeber der Aufsatzsammlung in ihrer Einleitung eine eingängige Beschreibung. Vgl. *Cause and Meaning in the Social Sciences* VII f.



nur, weil er philosophische, historische, soziologische und anthropologische Themen aufgreift, sondern auch, weil er den wissenschaftlichen Jargon mit einer ironischen bis satirischen Ausdrucksweise verbindet. Seine Interessen kreisen stets um die Frage, unter welchen Bedingungen sich Gesellschaften entwickeln können, ohne Stabilität zu verlieren, und wie sie gleichzeitig dem Individuum freie Entfaltungsmöglichkeiten zu bieten vermögen.

Sein neuestes Buch trägt den Titel *Conditions of Liberty: Civil Society and Its Rivals*<sup>8</sup>, und die Anspielung auf das vor gerade fünfzig Jahren erschienene Buch „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde“ ist unübersehbar: „Wenn ich eine einzige Person nennen soll, die mich mehr beeinflusst hat als irgend jemand sonst, so ist das wahrscheinlich Karl Popper.“<sup>9</sup> Ernest Gellner ist allerdings keineswegs nur einer der heute zahlreichen Verehrer Poppers; zwar gehört er zu seinen Schülern und Bewunderern, aber nie stand er seinem Lehrer unkritisch gegenüber. Darüber hinaus führte er die Popperschen Ideen aus deren Verhaftung in der geisteswissenschaftlichen Welt in die Welt realer historischer sozialer, wirtschaftlicher und politischer Probleme.

„Ironischerweise bin ich der Meinung, daß die Philosophie abstrakter und normativer auf der einen Seite und soziologisch konkreter auf der anderen Seite sein sollte. Ich glaube nicht, daß sich diese beiden Entwürfe widersprechen. Marx war konkret und soziologisch: leider mit der Einschränkung, daß er sich unglücklicherweise irrte. Ich wünsche mir, daß es jemand anders besser trifft – und, nebenbei bemerkt, ohne messianistische Erwartungen. Das scheint mir ein Weg nach vorn zu sein. Heute braucht man die Ehe zwischen dem realistischen Sinn für die Einmaligkeit der industriellen Gesellschaft, ihren Voraussetzungen und Implikationen, und dem normativen Sinn für die Anwendung der Gültigkeitskriterien unserer Erkenntnis als der einzigen Grundlage für die Sicherheit, die wir haben.“<sup>10</sup>

Gellners Bild der Welt ist komplex: Seine Hingabe gilt der Suche nach wissenschaftlich begründeten Erkenntnissen, und er gehört zu den namhaftesten Kritikern des heute populären Relativismus<sup>11</sup>. Die rational begründete Wahrheit als Erkenntnisziel der Wissenschaft unterscheidet er sorgfältig von Glaubensbekenntnissen jeglicher Art, mögen sie auch im Kleid moderner wissenschaftlicher Schlagworte wie Post-

<sup>8</sup> Gellner, Ernest: *Conditions of Liberty. Civil Society and its Rivals*. London 1994, dt. Bedingungen der Freiheit. Die Zivilgesellschaft und ihre Rivalen. Stuttgart 1995.

<sup>9</sup> Ernest Gellner im Interview mit Gerhard Baumgartner in ÖZG 4 (1993) 137–145, hier 138. – Der zweite moderne Denker, dem sich Gellner am meisten verpflichtet fühlt, ist der polnisch-britische Anthropologe Bronislaw Malinowski. Über ihn schrieb er u. a. den Essay „*Zeno of Cracow or Revolution at Nemi or The Polish Revenge. A Drama in Three Acts*“ (in: *Culture, Identity, and Politics*, Cambridge 1987, 47–74) und „On Malinowski“ (in: *The Concept of Kinship and Other Essays on Anthropological Method and Explanation*, Oxford 1973, 138–143).

<sup>10</sup> Ernest Gellner in *Man of Ideas. Some Creators of Contemporary Philosophy*. London 1978, 298.

<sup>11</sup> Dazu vgl. u. a. sein Buch *Spectacles & Predicaments. Essays in Social Theory*. Cambridge et al. 1979.



modernismus oder Dekonstruktivismus auftreten. Besonders beim Nachdenken über die Vergangenheit fordert er mehr Exaktheit als üblich:

„Wir sind allesamt Geschichtsphilosophen wider Willen, ob uns das paßt oder nicht. Die einzige Entscheidung, die uns freisteht, betrifft die Frage, ob wir unser Geschichtsbild so weit wie möglich explizit machen, im Zusammenhang entfalten und in Übereinstimmung mit den bekannten Fakten bringen oder ob wir es mehr oder weniger unbewußt und unsystematisch geltend machen wollen.“<sup>12</sup>

Sein Interesse gilt den sozialen Bedingungen des geistigen und intellektuellen Lebens der Menschen. Kultur als „die Idee eines unpersönlichen, durchgängigen Stils des Denkens, Fühlens und Handelns, der den Geist der Menschen durchdringt, ohne daß sie dessen gewahr sind, und sie im Denken, Fühlen und Verhalten leitet“<sup>13</sup> steht im Mittelpunkt seiner Interessen. Er beschäftigt sich mit den gruppenspezifischen Vorstellungssystemen unterschiedlicher Gesellschaften und in unterschiedlichen Zeiten, widmet große Aufmerksamkeit dem historischen Wandel und untersucht mit Vorliebe die Interdependenzen zwischen den Veränderungen der Glaubensvorstellungen und der sozialen Strukturen.

Kulturelle Bedingungen betrachtet er jedoch nicht isoliert von handgreiflichen, materiellen Faktoren wie geographische, wirtschaftliche oder machtpolitische Konstellationen, wissend, daß Glaubensvorstellungen ohne Zweifel gesellschaftliche Zwänge darstellen, aber nicht jeder gesellschaftliche Zwang Glaubensvorstellungen begründet. Menschen betrachtet Gellner in ihrer Abhängigkeit von den kulturellen Bindungen, die wiederum historischem Wandel unterzogen sind; moderne Menschen sieht er allerdings als frei an, um nach rationalen Erkenntnissen zu suchen: „Es ist für uns von Vorteil, wenn wir verstehen, welche Wahlmöglichkeiten wir haben, selbst wenn (oder vielmehr gerade weil) wir nicht immer im voraus sicher sein können, welche davon Wirklichkeit werden wird.“<sup>14</sup>

Eine derart komplexe Struktur zu erforschen ist kein leichtes Unternehmen. Mit positivistischer Faktensammlung kommt man ebensowenig aus wie mit reduktionistischer Erfassung sogenannter historischer Universal Trends, wie wir sie aus den geschichtsphilosophischen Ideen des 19. Jahrhunderts kennen. Gellner plädiert für eine „Ehe zwischen sozialer Anthropologie und der Geschichtswissenschaft“:

„Die Wirklichkeit ist derart reich und vielfältig, daß jeder Versuch, sie in allen Einzelheiten abzubilden, schon im Ansatz zum Scheitern verurteilt ist. Vielmehr sucht man unter Aufbietung seiner ganzen Urteilskraft die für die menschliche Geschichte entscheidenden und grundlegenden Folgen, die sich

<sup>12</sup> Gellner, Ernest: Pflug, Schwert und Buch. Grundlinien der Menschheitsgeschichte. Stuttgart 1990, 9 (Orig. Plough, Sword, and Book, London 1988).

<sup>13</sup> Gellner, Ernest: Descartes & Co. Von der Vernunft und ihren Feinden. Hamburg 1995, 93 (Orig. Reason and Culture: The Historic Role of Rationality and Rationalism, Oxford 1992).

<sup>14</sup> Pflug, Schwert und Buch 14.

aus dem Zusammenwirken dieser Faktoren ergeben können. Wenn das Bild, das auf diese Weise entsteht, den dokumentierten Tatsachen entspricht und den relevanten Fragen gebührend Rechnung trägt – gut! Wenn nicht, so ist offenbar weiteres Herumbasteln an den Prämissen vonnöten. Im Prinzip ist die Methode sehr einfach, nicht hingegen in der Durchführung.“<sup>15</sup>

Internationalen Ruhm erwarb Ernest Gellner schlagartig mit der Veröffentlichung seines ersten Buches *Words and Things* im Jahre 1959<sup>16</sup>. Die damals an den britischen philosophischen Fakultäten dominierende sprachkritische Philosophie unter dem Einfluß von Ludwig Wittgenstein forderte er mit Vehemenz heraus: Aus den Unzulänglichkeiten unseres Sprachvermögens dürfe man nicht auf die „Nicht-Existenz“ der realen Welt schließen, und die Beschäftigung mit „Wörtern“ solle seiner Meinung nach nicht die Beschäftigung mit der realen Welt aus den Philosophenstuben verdrängen – so lautet die volkstümliche Zusammenfassung seiner brillanten Analyse, der u. a. Bertrand Russel hohen Respekt zollte. Bald danach folgte das Buch *Thought and Change*, in dem Gellner sein eigenes Modell des sozial und historisch verankerten Nachdenkens über die Formen menschlichen Denkens und Handelns vorlegte. Gleichzeitig betrieb er zu dieser Zeit auch seine grundlegenden Studien zur islamischen Welt, die er mit anthropologischen Forschungen im zentralen Hochatlas begann<sup>17</sup>.

„Nichts wäre verfehlter, als die Stammesangehörigen als Sklaven ihrer Sippen in ihren Gedanken und Taten zu sehen und damit als unfähig, die Konsequenzen ihres Tuns zu erkennen oder unabhängig zu handeln. Aber es wäre ebenso falsch, die geordnete Hierarchie einzelner Stämme als eine Art dekorativer Verzierung zu betrachten, die ohne Bedeutung wäre in Situationen, in denen Entscheidungen getroffen werden. Die segmentierte Gesellschaftsorganisation verfügt über Systeme von Verbindungen, die nicht nur auf Gewohnheiten, Emotionen und Ritualen beruhen, sondern stärker noch auf geteilten Interessen, die die Grundlagen von Allianzen und Konfliktparteien, von gegenseitigen Hilfs- und Feindschaftsgruppierungen bilden, wenn es zu Konflikten kommt.“<sup>18</sup>

Gellners Erkenntnisinteressen ähneln sich, ob er sich mit den spitzfindigen Werken moderner Philosophen oder den inzwischen „modernisierten“ Lebensweisen der nordafrikanischen Atlas-Stämme befaßt: Wie betrachten Menschen die Welt und wie verhalten sie sich, wie treffen sie Entscheidungen und wie lösen sie ihre Konflikte, wie wird Stabilität und sozialer Wandel gewährleistet und Macht legitimiert? Mit besonderer Vorliebe wendet er sich jedoch den Eigenarten moderner Industriegesellschaften

<sup>15</sup> Pflug, Schwert und Buch 12.

<sup>16</sup> *Words and Things: A Critical Account of Linguistic Philosophy and a Study in Ideology*. London 1959.

<sup>17</sup> Die erste umfassende Studie auf diesem Gebiet war *Saints of Atlas*. London 1969; auf deutsch erschien *Leben im Islam. Religion als Gesellschaftsordnung*. Stuttgart 1985 (Orig. Muslim Society, Cambridge 1981).

<sup>18</sup> *Saints of Atlas* 63.

zu und jenem grundlegenden Wandel, der die „traditionellen Gesellschaften“ in moderne Industriegesellschaften transformiert. Die vielfältige Entwicklung, die die Menschheit im Laufe des 19. und 20. Jahrhundert durchmachte, läßt sich für Gellner nicht nur historisch auf einer Kontinuitätsskala einordnen, sondern sie stellt einen grundlegenden Strukturwandel dar. Die moderne Welt sieht er als eine grundlegend neuartige Gesellschaft und hebt die Arbeitsteilung, Mobilität, Innovation und das Wachstum, die Homogenität und instrumentale Rationalität als wichtige Merkmale der modernen Welt hervor<sup>19</sup>.

Gellners Aufmerksamkeit für die neuen spezifischen Merkmale moderner Gesellschaften ermöglichte es ihm, manch einem in der Regel irrational dämonisierten Phänomen unserer Zeit mit dem analytischen Instrumentarium der modernen Sozialwissenschaften früher als andere zu begegnen. So versuchte er beispielsweise schon seit den sechziger Jahren wiederholt auf ein Phänomen hinzuweisen, das erst in den vergangenen Jahren seit dem Zerfall des Kommunismus die Aufmerksamkeit der gesamten Weltöffentlichkeit auf sich zog: den Nationalismus. Für ihn handelt es sich um eine spezifische Erscheinung der modernen Welt, die sich aus dem veränderten Stellenwert der Kultur ergibt:

„Das grundsätzliche Profil einer modernen Gesellschaft sieht folgendermaßen aus: sie ist lese- und schreibkundig und mobil, es gibt formale Gleichheit mit allenfalls fließenden, sozusagen atomisierten Unterschieden und mit einer allen gemeinsamen, homogenen, auf Schreib- und Lesefertigkeit gegründeten Kultur, für die die Schule den Boden bereitet. Drastischer könnte der Unterschied zu einer traditionellen Gesellschaft nicht sein, in der Lesen- und Schreibenkönnen Sache einer spezialisierten Minderheit war, in der eine festgefügte Hierarchie und nicht Mobilität die Norm darstellte und in der Kultur diversifiziert und nicht Allgemeingut war und von lokalen gesellschaftlichen Gruppen und nicht von speziellen, zentral beaufsichtigten Bildungseinrichtungen weitergegeben wurde. In einer solchen Umgebung, der Kultur aller, wird die Sprache, in der Menschen ihre Berufsbildung erfahren und in deren Rahmen sie Arbeitsmöglichkeiten finden, zu ihrem wertvollsten Besitz, ihrer eigentlichen Eintrittskarte zu vollem Bürgerrecht, zu Menschenwürde, zu sozialer Teilhabe.“<sup>20</sup>

Im Jahre 1983 erschien Gellners bisher meist beachtetes und inzwischen in 20 Sprachen übersetztes Buch *Nations and Nationalism*<sup>21</sup>, in dem er nicht zögerte, vom 19. und 20. Jahrhundert als dem „Zeitalter des Nationalismus“ zu sprechen. Da Ernest Gellner den Nationalismus als einen Ausdruck spezifischer sozio-kultureller Erscheinungen der modernen Welt betrachtet, betont er den Unterschied zwischen moder-

<sup>19</sup> Culture, Identity, and Politics 14–16.

<sup>20</sup> Culture, Identity, and Politics 15f.

<sup>21</sup> Nations and Nationalism. Oxford 1983, dt. Nationalismus und Moderne. Berlin 1991. Vgl. auch Gellners bemerkenswerte Abhandlungen zu demselben Thema „Nationalism“ (In: Thought and Change, London 1964, 147–178) und „Nationalism and the two forms of cohesion in complex societies“ (In: Culture, Identity, and Politics 6–28).

nem Nationalismus einerseits und der „Wiederbelebung atavistischer Loyalitäten (in anderen Formen als deren praktische Ausnutzung)“ oder den „Blut-und-Boden-Ideologien“ andererseits, deren sich die Träger des modernen Nationalismus gelegentlich bedienen. Nationalismus erscheint ihm daher vor allem als die unausweichliche Konsequenz der atomisierten, mobilen und universal alphabetisierten modernen Gesellschaft<sup>22</sup>. Gellner sieht daher die modernen Nationsbildungsprozesse weder als den Ausdruck der Sehnsucht einzelner Völker nach der Vollendung uralter emanzipatorischer Bestrebungen, noch glaubt er, daß es sich um eine Verirrung moderner Gesellschaften durch das Bekenntnis zu einer wirklichkeitsfremden Ideologie handelt.

Gellners Beschäftigung mit dem Nationalismus ist geprägt von seiner Vertrautheit mit der Geschichte des ostmitteleuropäischen Raumes. Er hat große Sympathien für die kulturelle Vielfalt der Habsburgermonarchie und hält die „Fragmentierung“ Osteuropas nach 1919 für „katastrophal“. In multiethnischen Föderationen sieht er nicht nur die Chance eines machtpolitischen Ausgleichs gegen die Gelüste der Großmächte, sondern auch „eine Art Garantie gegen Demagogen“ und plädiert deshalb für einen sehr lebendigen kulturellen Nationalismus und einen gleichzeitig sehr milden politischen Nationalismus. Die Habsburgermonarchie bietet seiner Meinung nach wertvolle Anregung für die Gegenwart:

„Es wäre sicherlich schöner gewesen, dieses Reich zu erhalten. Aber ich will hier nicht Propaganda für ein Wiederaufstehen des Habsburger-Staates betreiben! Ich glaube nur, daß er kulturell eine sehr gute Lösung war [...]. Ich mag diese Idee auch deshalb, weil diese multiethnischen Föderationen eine Art Garantie gegen Demagogie darstellen. Denn Demagogen tendieren dazu, kulturell spezifisch zu sein. Sehr selten sind sie für mehr als eine Kultur attraktiv [...]. Der einzige Weg, Frieden zu bewahren, ist eine Einheit, die egalitär ist, in der aber jede Gruppe ihre ‚Heimatbasis‘ hat, wo sie ihre Symbole und heiligen Schreine hat [...]. Die Waliser haben meines Erachtens den richtigen Weg gefunden: ein sehr lebendiger kultureller Nationalismus, aber ein sehr milder politischer Nationalismus.“<sup>23</sup>

Gellners Vorliebe für die kulturellen Eigenarten einerseits und für den kritischen Rationalismus andererseits stehen im Mittelpunkt seiner 1992 erschienenen Studie *Reason and Culture: The Historic Role of Rationality and Rationalism*<sup>24</sup>. Es ist eine spannend geschriebene Geschichte des philosophischen Ringens um die Frage, wie die universalen Ansprüche der Rationalisten mit unserem Wissen zu vereinbaren sind, daß wir nicht den kulturellen Zwängen entfliehen können, „um nach einer gesellschaftlich unbefleckten reinen Vernunft zu streben“<sup>25</sup>. Ausführlich setzt er sich hier mit den Argumenten bedeutender „Gegner der Vernunft“ auseinander, ebenso wie mit den „Gebrechen der Vernunft“. Im Einklang mit seiner Bemühung um die Erforschung

<sup>22</sup> Culture, Identity, and Politics 113.

<sup>23</sup> ÖZG 143–145.

<sup>24</sup> Vgl. Anm. 13.

<sup>25</sup> Ebenda 65.

der sozialen Verankerung unseres Denkens betrachtet er die Vernunft nicht nur als den Namen „eines vermeintlichen Pfades zur Entdeckung von Wahrheit oder zur Legitimation von Prinzipien“, sondern auch als „einen Lebensstil“ und kommt zu der Schlußfolgerung, daß in der Erkenntnisphäre zwar „der Sieg des rationalistischen Stils oder der rationalistischen Konzeption zumindest ernsthaften Zweifeln ausgesetzt ist“, daß aber die moderne Welt von „einer einzigen klaren, deutlichen und sich selbst rechtfertigenden Idee“ beherrscht ist: „daß nichts wahr sein kann, was im Widerspruch zu unabhängig und symmetrisch gesichertem Beweismaterial steht“:

„Rationalismus ist unser Schicksal. Er ist nicht unsere eigene Wahl und noch viel weniger unsere Krankheit. Wir sind nicht frei von Kultur, von Gewohnheit und Beispiel. Aber es gehört zum Wesen *unserer* Kultur, daß sie in den rationalistischen Bestrebungen wurzelt.“<sup>26</sup>

In seinem neuesten Buch *Conditions of Liberty* beschäftigt sich Gellner mit den subtilen Problemen moderner, kulturell homogener Gesellschaften hinsichtlich der häufig miteinander im Widerspruch stehenden Bedürfnisse nach Ordnung und Stabilität einerseits und nach dynamischem Wandel und individueller Freiheit andererseits. Er setzt sich mit der heute gängigen Vorstellung auseinander, daß die *civil society* als Alternative zum Totalitarismus nach einem einfachen Rezept zu verwirklichen sei: Man lasse die Wirtschaft und Politik frei gedeihen und warte ab, bis sich autonome gesellschaftliche Strukturen entwickelt haben, die die Macht des Staates ausgleichen und deren Mißbrauch verhindern werden:

„Wir haben es aber in Wirklichkeit mit mindestens drei Gesellschaftsformen zu tun: Es gibt die segmentären Gemeinschaften, von Vettern und Ritualen geplagt, vielleicht frei von der Tyrannei des Zentrums, aber nicht wirklich in einer Weise frei, die uns zufriedenstellen würde; es gibt die Zentralisierung, die alle untergeordneten gesellschaftlichen Institutionen oder Sub-Gemeinschaften zu Staub zermahlt, ob sie nun von Ritualen gefesselt sind oder nicht, und schließlich gibt es die dritte Alternative, die wir zu definieren und zu erreichen versuchen. Sie schließt sowohl den lähmenden Kommunitarismus wie den zentralisierten Autoritarismus aus. Uns geht es um *diese* Art der Zivilgesellschaft.“<sup>27</sup>

Gellner kritisiert das heute gängige und nach wie vor (auch nach dem Fall des Kommunismus) dichotome Weltbild, daß nur zwischen Pluralismus und Monozentrismus zu unterscheiden weiß. Ihn interessieren subtilere Einblicke in die realen gesellschaftlichen Strukturen, die keine einfach erkennbaren und zu benennenden Unterschiede zulassen. Jene Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens, die in den vergangenen zwei Jahrzehnten häufig mit dem Slogan *civil society* beschrieben wurden, sieht er als etwas sehr Wertvolles, Einmaliges und Erstrebenswertes, historisch jedoch Eigenständiges und nicht leicht Nachahmbares. Die Konzentration der politischen Macht und staat-

<sup>26</sup> Ebenda 185.

<sup>27</sup> Bedingungen der Freiheit 21.



lichen Administrative unter bestimmten Bedingungen wie Rechenschaftspflicht, Rotation und relativ kleine Belohnung für die Träger dieses Apparats einerseits und andererseits den wirtschaftlichen Pluralismus zählt Gellner zu den Vorbedingungen seines Modells der *civil society*. Im Unterschied zu heute gängigen Auffassungen stellt er aber auch die Frage, wie es mit der dritten Sphäre des gesellschaftlichen Lebens, mit der intellektuellen, steht: Sind hier in den liberalen westlichen Gesellschaften Anlehnungen an die erste, politische, oder die zweite, wirtschaftliche Dimension zu erkennen? Wie wird hier zwischen den Homogenitätsanforderungen moderner Industriegesellschaften und der kulturellen Vielfalt vermittelt, die dem freien Leben entspringt und es garantiert? Wie ist der notwendige gesamtgesellschaftliche Konsens mit Freiheit und intellektuellem Pluralismus zu vereinbaren? Unter welchen Bedingungen kann eine Gesellschaft ihre Strukturen bewahren und dennoch flexibel auf die sich kontinuierlich verändernden Anforderungen reagieren?

Die Suche nach der Beantwortung solcher Fragen macht Gellners Buch spannend, und sein breit angelegter Diskussionsrahmen von unterschiedlichen historischen Voraussetzungen zwischen dem Westen, den mit dem kommunistischen Erbe belasteten osteuropäischen Ländern und dem islamisch-arabischen Kulturkreis besticht mit der differenzierenden Erörterung ansonsten nur selten gleichzeitig behandelter Probleme. Das Konzept der *civil society* hält er für eine günstigere Beschreibung der modernen westlichen Gesellschaftsordnungen als das der *Demokratie*, das, „obwohl es unsere Präferenz für Konsens gegenüber Gewalt betont, uns wenig über die sozialen Voraussetzungen hinsichtlich des effektiven allgemeinen Konsens und der Partizipation sagt“. Sein neuestes Buch ist eine Art persönliches Bekenntnis und ein neuer grundlegender Impuls für das politische Denken des ausgehenden Jahrtausends:

„Bis zu einem gewissen Grade hat deshalb unsere Anhänglichkeit an die Zivilgesellschaft eine historizistische Grundlage. Aber nicht ausschließlich. Historische Umstände mögen einige ihrer Rivalen ausschalten, aber sie bestimmen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht ausschließlich, wer von diesen Rivalen übrigbleibt (und bestimmen sie ganz sicher nicht in allen Einzelheiten). Innerhalb der Bandbreite der dann verbleibenden Optionen – die wir noch nicht genau kennen – haben wir die Wahl. Der kognitive Verhaltenskodex, der mit der Zivilgesellschaft entstanden ist und Fakten von Werten trennt, hindert uns bedauerlicherweise daran, den unendlichen Regreß der Begründungen anzuhalten und unsere Wahl vom Vorwurf der Willkürlichkeit zu entlasten. Aber wir sind nun einmal in dieser Situation, und wir können ihr nicht entkommen. Die Wahl, die ich getroffen habe, ist zwar klar, aber die Art unserer Werte hindert uns auch daran, sie zu begründen. Eine Begründung der Wahl würde erfordern, sie aus einer verabsolutierten und alleingültigen Weltansicht abzuleiten. Doch die Regeln der von uns gewählten Ordnung verbieten eben eine solche Verabsolutierung. Die Art unserer Wahl hindert uns also daran, deren Überlegenheit zu beweisen. Damit müssen wir leben. Um ein Wort Kants zur Ethik zu paraphrasieren: Wir können dieses Dilemma nicht überwinden, aber wir



können verstehen, warum wir es ertragen müssen. Man bestrafe den Boten nicht für die Botschaft.“<sup>28</sup>

Ernest Gellner lebt seit 1991 als Professor an der Central European University in Prag. Er ritt nicht auf dem Schimmel über den Wenzelsplatz, und seine Anwesenheit in Prag sowie sein Interesse an der tschechischen Gesellschaft blieben dort bis heute nahezu unbemerkt. Ihn beunruhigt es nicht, aber dem Beobachter drängt sich die Frage auf, wie sich die gegenwärtige tschechische Öffentlichkeit die seit dem Zerfall des Kommunismus zurückgekehrten Gelehrten eigentlich aussucht, die sie feiert und mit Ehren überhäuft. Offensichtlich muß man kein Sudetendeutscher sein, um aus dem Bewußtsein der tschechischen Öffentlichkeit verdrängt zu werden, wenn man einmal nicht mehr im Lande selbst lebt . . .

Gellners Buch über Nationalismus wurde ins Tschechische übersetzt und erschien sogar schon in der zweiten Auflage<sup>29</sup>; bekannt ist es allerdings nur wenig, obwohl es sich um ein mit leichter Feder geschriebenes und äußerst amüsantes Buch handelt; weder in der tschechischen Presse noch in Fachzeitschriften wurde Gellner bisher die angemessene Aufmerksamkeit gezollt. Hier haben die Tschechen mit den Deutschen etwas gemeinsam<sup>30</sup>: „Ins Deutsche sind zwar mehrere meiner Bücher übersetzt worden, aber daß die Polizei die Buchhandlungen vor den stürmenden Käufern schützen müßte, wenn in Deutschland ein neues Buch von mir erscheint, kann man nicht sagen“, meint Gellner mit spöttischer Miene, wenn er nach dem auffallenden Unterschied in der Rezeption seiner Werke in der angloamerikanischen Welt (und damit weltweit überhaupt) und im mitteleuropäischen Raum gefragt wird.

Offensichtlich muß ein Autor solche Themen und Fragestellungen aufgreifen, die in einer Gesellschaft populär sind, um Leser zu gewinnen, und offensichtlich sind wir heute wie schon so oft zuvor Zeugen dessen, daß im angloamerikanischen Diskurs andere Fragen im Mittelpunkt stehen als im tschechischen oder im deutschen. Auch Gellner beschäftigt sich zwar häufig mit deutschen Autoren, doch begegnet man in seinen Schriften nahezu ausschließlich den Namen älterer (Immanuel Kant, Max Weber, Ludwig Wittgenstein und Karl Popper) und selten den Namen zeitgenössischer deutscher Philosophen:

„Ich führe innere Gespräche übrigens auch mit Schopenhauer und mit Nietzsche, aber nicht mit den zeitgenössischen deutschen Autoren. Obwohl mir das Deutsche keine Schwierigkeiten bereitet, lese ich ungerne deutsch. Vielleicht hängt es mit meiner Jugend zusammen, als man mir in den dreißiger Jahren verbot, in der Öffentlichkeit deutsch zu sprechen. Verboten ist eigentlich ein zu starker Ausdruck, meine Eltern meinten damals, daß man sich nur im Privaten der deutschen Sprache bedienen und damit in der Öffentlichkeit nicht provozieren sollte. Das lag damals so in Prag in der Luft. Hinzu kommt aber

<sup>28</sup> Bedingungen der Freiheit 225 f.

<sup>29</sup> Gellner, Arnošt: *Národy a nacionalismus*. 2. vyd. Praha 1993.

<sup>30</sup> Vgl. z. B. die ähnlichen Rezensionen seines Buchs über Nationalismus in *Dějiny a současnost* (15/4, 1993, 63) und in der *HZ* (240, 1985, 381 f.).

auch, daß mir moderne deutsche Prosa nicht gefällt, ich ziehe die deutschen Autoren des 18. Jahrhunderts vor. Was die modernen deutschen Denker betrifft, beeinflusste mich keiner besonders.“<sup>31</sup>

Dies bedeutet aber nicht, daß Ernest Gellner zu denjenigen gehören würde, die heute noch Antipathien gegen Deutschland hegen. Ganz im Gegenteil:

„Menschen wiederholen ihre Irrtümer nicht. Die Deutschen haben aus ihren Irrtümern gelernt: ihre früheren Präferenzen brachten nichts Gutes, während ihre wirtschaftliche Strebsamkeit sich gelohnt hat. Der Rechtsextremismus ist ein unangenehmes Phänomen, aber dennoch eine Randerscheinung des Lumpenproletariats. Der unglaubliche Erfolg Nachkriegsdeutschlands hat allen deutlich gemacht, daß der Reichtum und Einfluß nicht von Raum und Boden, sondern vom Wirtschaftswachstum abhängig sind. Das haben die Deutschen gelernt, und die Japaner haben es der Welt beigebracht. Auch beim Zerfall des Kommunismus spielte diese Erkenntnis eine große Rolle. Man merkte, daß der Kommunismus nicht mit dem Westen konkurrieren konnte und daß die Japaner geschickter waren.“<sup>32</sup>

Bei den Tschechen glaubt Gellner keine bemerkenswerten Ängste vor Deutschland beobachtet zu haben, obgleich er die derzeitige Auseinandersetzung um die Folgen der Vertreibung für eine schwierige Angelegenheit hält:

„Die Formen der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit sind ein kompliziertes Problem. Selbstverständlich ist man *gegen* ethnische Säuberungen. Ich war schon damals, gleich nach dem Kriegsende, entschieden dagegen, ich schrieb sogar nach meiner Rückkehr aus der Tschechoslowakei nach England einen Artikel darüber, der allerdings nie erschien. Ich war damals dagegen, aber ob man es heute wiedergutmachen kann, durch Rückkehrrechte, Vermögensrestitution oder durch eine Kompensation, ist schwierig zu entscheiden. Man ist in der paradoxen Situation, daß man gegen ethnische Säuberungen ist, aber gleichzeitig ratlos, wenn so etwas vor einem halben Jahrhundert geschah. Diskussionen darüber finden statt, mehr und besseres weiß ich nicht anzubieten. Wenn so etwas heute stattfinden würde, wäre ich wieder dagegen, aber wenn es in einer schon so entfernten Vergangenheit geschah, kann man schwer etwas unternehmen.“<sup>33</sup>

Für die heutigen Diskussionen tschechischer Intellektueller hat Gellner großes Interesse, besonders für die über den Sinn der tschechischen Geschichte und über Thomas G. Masaryk. Das unterscheidet ihn von vielen Deutschen, die hinter diesen generationsalten Debatten ein Symptom intellektueller Stagnation vermuten, vielleicht aus der in Deutschland kritisierten Neigung, geschichtsphilosophische Entwürfe mit realitätsfremden Spekulationen zu verwechseln:

<sup>31</sup> BohZ-Interview.

<sup>32</sup> BohZ-Interview.

<sup>33</sup> BohZ-Interview.

„Erstens, Debatten über allgemeine Geschichtstheorien sind heute, zumindest im anglosächsischen Bereich, sehr lebhaft. Vielleicht ist es keine Mode in Deutschland, aber wenn man die Arbeiten von Perry Anderson, Alan MacFarlane, Jack Goody, Gerry Runciman und anderer, nicht zuletzt auch an das große Echo auf Fukuyamas Buch, denkt, muß man anerkennen, daß Menschen heute sehr wohl nach einer allgemeinen Theorie der Menschheitsgeschichte suchen. Freilich gibt es einen Unterschied zwischen den geschichtsphilosophischen Modellen des 19. Jahrhunderts und den neueren, seitdem die Arbeiten von Max Weber bekannt geworden sind und damit der Gedanke populär wurde, daß die moderne Welt nichts Naturgegebenes, sondern etwas Zufälliges darstellt, etwas weder Positives noch Negatives. In diesen Kontext würde ich die tschechischen Diskussionen über den Sinn der tschechischen Geschichte einordnen, obgleich es sich um eine spezifische Diskussion handelt.

Die Masaryksche Deutung der tschechischen Geschichte ist im Comteschen Glauben begründet, daß es einen allgemeinen historischen Trend zum Übergang vom Autoritarismus des Staates und der Kirche zum liberalen Individualismus gibt. Das Problem von Masaryks Deutung liegt darin, daß er seine Deutung der tschechischen Geschichte nicht in eine Deutung der allgemeinen Menschheitsgeschichte einbettete, sondern von der Annahme ausging, daß die tschechische Geschichte einen Sonderfall repräsentiere; daher rührt die Vorstellung, daß die tschechische Geschichte eine unnormale Richtung einschlug und daß man etwas einholen, nachholen müsse. Masaryk vermochte es jedoch, in der tschechischen Gesellschaft ein universales historisches Bewußtsein zu erwecken. Dennoch war er ein Romantiker, der die Vorstellung hatte, als wären die Tschechen seit eh und je da und als seien sie stets die Gleichen gewesen. Darin korrigierte ihn sinnvoll Josef Pekař mit seinem Hinweis darauf, daß ein Europäer mehr mit seinen eigenen Zeitgenossen aus anderen Ländern gemeinsam hatte als ein Tscheche aus dem 13. Jahrhundert mit einem Tschechen von heute. Und darüber debattieren eben die tschechischen Intellektuellen bis heute, wenn sie über den Sinn der tschechischen Geschichte diskutieren, und das interessiert mich. Ich lese gerne historisch-philosophische Essays von Jan Patočka, Petr Pithart und anderen Autoren, auch wenn ich Patočkas Philosophie mit ihrer verwirrenden phänomenologisch-heideggerischen Sprache nicht mag.“<sup>34</sup>

Der heute wohl weltweit bekanntesten tschechischen Persönlichkeit, Václav Havel, der häufig mit Masaryk verglichen wird, zollt Gellner ebenfalls einen hohen Respekt, ohne unkritisch zu sein:

„Ich bewundere Havel, den Dissidenten und den Schriftsteller, sehr. Er war so wunderbar fest und standhaft den Kommunisten gegenüber, und er beschrieb das kommunistische Regime besser als jeder andere. Als Sozialtheoreti-

<sup>34</sup> BohZ-Interview.

ker bewundere ich ihn allerdings nicht. Das hat zwei Gründe. Erstens ist er Opfer großer Illusionen, wenn er glaubt, daß der Kommunismus durch menschliche Anständigkeit besiegt wurde; das ist Quatsch, der Kommunismus unterlag aufgrund der ineffizienten Wirtschaft und der Entscheidung der Machthaber im Kreml, die das begriffen hatten und der Illusion verfallen waren, daß sie das kommunistische System reformieren könnten, anstatt es mit der Gewalt der Waffen retten zu wollen. Zweitens mag ich auch nicht Havel's Romantismus, der sein Mißtrauen gegenüber der Wissenschaft nährt, auch nicht seine Vorliebe für den Jargon der Frankfurter Schule und den von Heidegger, womit er das unklare Denken fördert. Der beste Weg, seine Gesellschaftsphilosophie zu kritisieren, ergibt sich jedoch aus seinen eigenen Theaterstücken. Dort beschreibt er die Wahrheit, während er sich in seinen gesellschaftsphilosophischen Essays Illusionen hingibt; in seinen Stücken sieht er die Gesellschaft in ihrer Widersprüchlichkeit und Korruption, während er in seinen Essays von der Anständigkeit als der treibenden historischen Kraft ausgeht. Irgendwie kommt es mir vor, als gäbe es zwei Havel.<sup>35</sup>

Die Zukunftschancen der gegenwärtigen tschechischen Gesellschaft schätzt Gellner positiv ein. Mit der ihm eigenen Fähigkeit, der Vielfalt und Widersprüchlichkeit unserer Wirklichkeit Rechnung zu tragen, zögert er nicht, gewisse mentale Neigungen der Tschechen – er nennt es Philistertum – zu kritisieren, gleichzeitig jedoch die günstigen historisch-kulturellen Voraussetzungen und deren wirtschaftliche und soziale Implikationen als eine überaus positive Ausgangsbasis für die postkommunistischen Reformen zu würdigen. Die tschechische Gesellschaft hat seiner Meinung nach wiederholt ihre pragmatischen Fähigkeiten unter Beweis gestellt, sich mit den jeweiligen Bedingungen zu arrangieren, und die ersten fünf Jahre zeigen, daß sie sich ihrer auch beim Aufbau einer florierenden Wirtschaft und einer freiheitlichen *civil society* zu bedienen vermag. Vielerlei Klagen, vor allem aus intellektuellen Kreisen, über Korruption, mangelndes Rechtsbewußtsein und Überbleibsel mentaler Gepflogenheiten aus der kommunistischen Zeit weist er mit Hinweisen auf Vergleiche mit Erfahrungen außerhalb des kleinen mitteleuropäischen Raumes zurück. Der Sinn für die Paradoxe der Geschichte verleiht seiner optimistischen Zukunftseinschätzung zusätzliche Überzeugungskraft:

„Ich bin mir der Ironie bewußt, die in der Schönheit Prags verborgen liegt. Viele Touristen ahnen nicht, daß wir die Schönheit weitgehend der Barockzeit verdanken, den zahlreichen Condottieri, dem opportunistischen Lumpenadel, der sich hier nach dem Dreißigjährigen Krieg niederließ und die wunderbaren Kirchen und Paläste bauen ließ. Es kommt mir ein wenig so vor, als wäre ein kleiner Mann aus seinem Bauernhaus hinausgeworfen worden, ein anderer hätte sein Haus wunderbar renoviert, eingerichtet und mit Kunstwerken ausgestattet, und irgendwann mal wäre der ursprüngliche Eigentümer zurück-

<sup>35</sup> BohZ-Interview.

gekehrt und wäre auf die ganze Pracht selbst stolz – auf die Schönheit, die aus einer Zeit stammt, als er selbst ganz unten lag. So etwas passiert häufig, das ist die Ironie der Geschichte; z. B. in Estland mit seinem – freilich viel kleineren – Tallin begegnen wir einem ähnlichen Beispiel.“<sup>36</sup>

Gellners Einschätzung des böhmischen Barock-Zeitalters entspricht weder den traditionellen tschechischen noch den deutschen Klischees. Vielleicht hängt es auch damit zusammen, daß sein Werk sowohl in Deutschland als auch in der Tschechischen Republik weniger Interesse findet als anderswo. Daß ihn das unbekümmert läßt, entspricht seinem eigenen Sinn für kulturelle Eigenarten und seinem „emotionalen Verständnis für den ethnischen Romantizismus und Populismus“<sup>37</sup>.

Auch hier begegnen wir einem jener Paradoxe, für die er einen so scharfen Sinn hat: jeder glaubt an seine eigene Wahrheit, obwohl es nur eine Wahrheit gibt, der die Wissenschaft verpflichtet ist. Gellner hat sehr wohl Sinn für die prägende Kraft unterschiedlicher Kulturen als der „Akzeptanz unterschiedlicher Lebensformen, Eßgewohnheiten, Händeschütteln und Tapeten bis hin zu politischen Ritualen oder persönlichen Gewohnheiten – vorausgesetzt, daß diese Akzeptanz nicht von der Aura des Absoluten begleitet wird, sondern ironisch, zaghaft, freiwillig und vor allem ohne jeden Zusammenhang mit ernsthafter Erkenntnissuche und wahren Überzeugungen bleibt“. In diesem klar abgegrenzten Lebensbereich will Gellner „Relativismus“ gelten lassen, keineswegs aber in den ernsthaften Lebensbereichen<sup>38</sup>. Die Wahrheit als das Ziel jeder wissenschaftlichen Forschung hält er nämlich für unteilbar, und als eine seiner wichtigsten Überzeugungen nennt er seinen Glauben daran, daß die Wahrheit unabhängig von jeglichen sozialen Forderungen und Bedürfnissen ist und daß die Entwicklung eines Systems zur Suche nach der Wahrheit, also der Wissenschaft, die keine politischen oder sozialen Bedürfnisse respektiert und sich ihnen gegenüber volle Unabhängigkeit bewahrt, zu den wichtigsten Entdeckungen der menschlichen Geschichte zählt. Doch weiß er sehr wohl, daß sich die Wahrheit nicht immer durchsetzt:

„Den Slogan *Pravda vítězí*, die Wahrheit siegt, mag ich nicht. Erstens ist es nicht wahr, daß die Wahrheit siegt; im Gegenteil, häufig siegt sie nicht, und zweitens ist es deshalb gefährlich, weil es zu der Vermutung verführt, daß das, was siegreich ist, auch wahr ist. Die Wissenschaftler sind der Wahrheit verpflichtet, aber Menschen im allgemeinen leben in kulturellen Strukturen, von denen sie sich nie frei machen können. Ich glaube einfach nicht daran, daß es irrelevant sei, ob man in Berlin des Hitlerschen Dritten Reichs oder im ausgehenden 20. Jahrhundert in Prag geboren wurde.“<sup>39</sup>

Prag und die Tschechoslowakei prägten Gellners Jugend, und er macht keinen Hehl daraus, daß sich vieles, was er durch seine mitteleuropäische Abstammung mitbekom-

<sup>36</sup> BohZ-Interview.

<sup>37</sup> ÖZG 138.

<sup>38</sup> Gellner, Ernest: *Legitimation of Belief*. Cambridge 1974, 207.

<sup>39</sup> BohZ-Interview.



men hat, auch in seinem wissenschaftlichen Werk widerspiegelt. Zwar mußte er von dort flüchten, wollte er sein Leben retten und seine Freiheit bewahren, dennoch begegnet er Menschen jedes Schlages mit Sympathien. Den tschechischen lebhaften kulturellen und milden politischen Nationalismus aus der Zeit der Habsburgermonarchie, den viele Tschechen heute noch als Ausdruck ihrer Unterdrückung im österreichischen „Völkerkerker“ beklagen, sieht er als ein gutes Modell für die Zukunft Europas, und die mühsamen Debatten darüber, ob man in den böhmischen Ländern einen nationalen Ausgleich hätte erreichen können oder nicht, hält er angesichts des Siegeszuges der Nationalsozialisten unter den Deutschen in Deutschland und anderswo in den dreißiger Jahren für wenig fruchtbar. Menschen können frei entscheiden, zwischen verschiedenen Alternativen wählen, aber sie unterliegen auch Zwängen, die ihnen ihre jeweiligen Gesellschaften auferlegen. Es gibt eben in unserer Welt Begebenheiten, über die man entscheiden kann, es gibt andere, die Toleranz erlauben, und es gibt solche, denen man nur mit eindeutigen Haltungen und mit Ernsthaftigkeit begegnen darf<sup>40</sup>.

---

<sup>40</sup> Für das diesem Artikel zugrundeliegende Gespräch möchte ich Ernest Gellner und für die freundliche Unterstützung bei dessen Vorbereitung Hans Henning Hahn, Guido Franzinetti und Norbert Vierbücher danken. Die Verantwortung für den Inhalt liegt freilich ausschließlich bei mir selbst.

*Während der Drucklegung dieses Textes erreicht uns die traurige Nachricht, daß Ernest Gellner kurz vor der Vollendung seines 70. Lebensjahres am 5. November in Prag verstarb. Die Intention des obigen Textes war es, anläßlich des bevorstehenden 70. Geburtstages sein Lebenswerk unter besonderer Berücksichtigung seiner Beziehungen zu den böhmischen Ländern vorzustellen. Er war nicht als Nachruf gedacht. Noch im September 1995 hatte Ernest Gellner die hier enthaltenen Interviewauszüge autorisiert. Nach seinem plötzlichen Tod wurde sein Gesamtwerk in der internationalen Presse gewürdigt, so in The Times vom 7. November, Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 8. November und Le Monde vom 10. November 1995.*

*Herausgeber und Redaktion*



## DIE HABSBURGERMONARCHIE: VERGANGENHEIT IN DER GEGENWART ? \*

*Von Monika Glettler*

Die ethnisch-kulturelle Vielfalt Europas vom Atlantik bis zum Ural kommt derzeit in etwa 70 Sprachen und ebenso vielen Ethnien zum Ausdruck. Die Nationalstaatsidee konnte dieser Vielfalt nicht Rechnung tragen. Trotzdem hat sie unsere politische Geschichte von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis heute nachdrücklich geprägt: Rund 750 Millionen Europäer leben heute auf 36 Staaten verteilt, von denen 31 als Nationalstaaten und 5 als Nationalitätenstaaten entstanden sind<sup>1</sup>. Von den letzteren ist einer, Bosnien-Herzegowina, in Auflösung begriffen, ein weiterer, Rest-Jugoslawien, ist faktisch bereits zum Nationalstaat der Serben geworden, während die Russische Föderation gegen Destabilisierungsversuche durch Sezessionsbewegungen anzukämpfen hat. Nur die beiden Nationalitätenstaaten Belgien und die Schweiz haben sich bisher gegenüber dem Nationalstaatsprinzip als resistent erwiesen.

Es ist daher keine akademische Spielwiese, sondern eine Forderung des Tages, die Frage zu stellen, ob es sinnvoll ist, das Prinzip der nationalen Homogenität auch dort strikt durchzuführen, wo das Multi-Ethnische das „Normale“ ist.

Abgesehen davon sehe ich hier, in der ehemaligen Hauptstadt der österreichischen Vorlande, einen zusätzlichen Anreiz für mein Thema. Versetzen Sie sich bitte, meine Damen und Herren, in das Jahr 2411 und wieder zurück zur Gegenwart! So lange nämlich gehörte Freiburg zum Hause Habsburg!

Ich möchte deshalb die Problematik durch einen Rückblick auf dieses historisch gewordene Experiment der Staatsbildung im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts aufgreifen: um integrierende und desintegrierende Elemente zu analysieren, aber auch jene der Kontinuität, die allen Wandlungen widerstanden haben.

Mit dem Inkrafttreten des Maastricht-Vertrages am 1. November 1993 ist der Prozeß der europäischen Integration in eine neue Phase getreten. Der Weg ist nun offen zu einer – wie es wörtlich im Vertragstext heißt – „immer engeren Union der Völker Europas“<sup>2</sup>. Vergleicht man den gegenwärtig diskutierten Problemkatalog der europäischen Integration – etwa die Kontroverse zwischen Vertretern eines bundesstaatlich föderativen Unionsmodells im Sinne des Maastricht-Vertrages und eines konföderativen Staatenbundes –, so liegen für den Historiker die Parallelen zu den Kontro-

---

\* Antrittsvorlesung an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (31. Mai 1995). Mit Dank an meine Lehrer Fritz Fellner, Robert A. Kann, Friedrich Prinz und Gerald Stourzh.

<sup>1</sup> Ohne die neuen Mikro- und Kleinstaaten Andorra, Island, Liechtenstein, Luxemburg, Malta, Monaco, San Marino, Vatikan, Zypern. Dazu Pan, Christoph: Volksgruppenschutz in Europa. Der aktualisierte FUEV-Konventionsentwurf 1994. Noch ungedrucktes Manuskript. INTEREG-Kongreß in Brno/Brünn, 29. 10. 1994.

<sup>2</sup> Vertrag über die Europäische Union vom 7. Februar 1992, Luxemburg 1992, S. 4.

versen um das „österreichische Staats- und Reichsproblem“ (Joseph Redlich<sup>3</sup>) seit den josephinischen Reformen bis zum Ende der Monarchie auf der Hand: So etwa die Frage, ob sich parlamentarische Demokratie, politische Partizipation *und* Sprachgerechtigkeit in einem mehrsprachigen, multiethnischen Staat erreichen lassen. Eine Nation – so hört man oft – könne Europa niemals werden, u. a. deshalb, weil es viele Sprachen gibt. Mehrsprachigkeit bildete allerdings – von der Antike bis zum Osmanischen Reich – immer wieder ein Charakteristikum von teils sehr zählebigen Großstaaten. Mein Beispiel bezieht sich auf Österreich-Ungarn in seiner Gestalt von 1867 bis 1918. Wenn in jüngster Zeit das Interesse an der Geschichte der Habsburgermonarchie wieder steigt, so vielleicht deshalb, weil viele prinzipielle Fragen, denen die Monarchie als Staatsgefüge nicht hatte ausweichen können, sich heute auf neue Weise stellen<sup>4</sup>.

Der Gestaltung des Bildungswesens kommt hierbei große Bedeutung zu, und insofern dürfte zunächst ein Blick auf das Unterrichtssystem eines Staates nützlich sein, der aus 17 verschiedenen Kronländern bestand, mit acht anerkannten Landes- und ebenso vielen Unterrichtssprachen (deutsch, tschechisch, polnisch, ruthenisch, slowenisch, serbokroatisch, italienisch, rumänisch) und einer Verfassung, die keiner dieser Sprachen einen gesetzlichen Vorrang als Staats- oder Unterrichtssprache einräumte, sondern die Gleichberechtigung dieser Sprachen „in Schule, Amt und öffentlichem Leben“ anerkannte<sup>5</sup>. Die Rede ist von Zisleithanien, also jenem durch den Ausgleich von 1867 geschaffenen Teil des österreichisch-ungarischen Doppelverbandes, der auch als „die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“ bezeichnet wurde.

Folgte die ungarische Reichshälfte nach 1867 dem Muster eines zentralen Nationalstaates nach französischem Vorbild, mit einheitlicher Staatssprache und einheitlicher Staatsnation, wobei Angehörige nationaler Minderheiten gleichberechtigte Mitglieder dieser ungarischen Nation waren, so gestaltete sich die Struktur Österreichs mit dem Staatsgrundgesetz von 1867 als Nationalitätenstaat mit verfassungsmäßig garantierter Gleichberechtigung *aller* Nationalitäten und dem besonderen Schutz ihrer Sprachen. Zwar billigte auch das ungarische Nationalitätengesetz von 1868 den Nicht-Magyaren eigene Volksschulen zu, doch eine Gleichberechtigung der Unterrichtssprachen war schon durch den Status des Ungarischen als Staatssprache nicht gegeben<sup>6</sup>.

Von dieser Ausgangslage her ist zu überprüfen, inwieweit Verfassungsnorm und Realität konvergierten oder weit auseinanderklafften. (Vergleichbar wäre hier etwa

<sup>3</sup> Redlich, Joseph: Das österreichische Staats- und Reichsproblem. 2 Bde. Leipzig 1920–1926.

<sup>4</sup> Stourzh, Gerald: Probleme der Konfliktlösung in multi-ethnischen Staaten: Schlüsse aus der historischen Erfahrung Österreichs 1848 bis 1918. In: Fröschl, Erich (Hrsg.): Staat und Nation in multiethnischen Gesellschaften. Wien 1991, 105–120. – Burger, Hannelore: Die Badenischen Sprachenverordnungen für Mähren: Ein europäisches Gedankenspiel. *BohZ* 35 (1994) 75–89.

<sup>5</sup> Burger, Hannelore: Sprachenrecht und Sprachengerechtigkeit im österreichischen Unterrichtswesen 1867 bis 1918. Wien 1995.

<sup>6</sup> Stourzh, Gerald: Die Gleichberechtigung der Nationalitäten in der Verfassung und Verwaltung Österreichs 1848–1918. Wien 1985.

die sowjetische Verfassung von 1936, unter Stalin.) Erst wenn die Verfassungsrechte auch tatsächlich durch den einzelnen Staatsbürger einklagbar sind, können Wert oder Unwert einer multiethnischen Staats- und Rechtsform beurteilt werden. Das war damals nur in der österreichischen Reichshälfte durch die Existenz des Reichsgerichtes (seit 1869) und des Verwaltungsgerichtshofes (seit 1876) der Fall. Dessen ungeachtet kam es in der Praxis zu differierenden und teils diskriminierenden Regelungen der Sprachenfrage auf Kronlandebene.

Der Konflikt zwischen dem Postulat der „Gleichberechtigung der Volksstämme“, wie die offizielle Formel lautete, auf der einen und den Ungleichheiten in der Aufteilung der Macht im demographischen, sozialen, wirtschaftlichen und Bildungsstatus dieser Nationalitäten auf der anderen Seite beherrschte die Auseinandersetzung bis zur letzten Stunde der Monarchie.

Mit Blick auf einige geglückte oder mißlungene Versuche, das Prinzip der Gleichberechtigung ethnischer Gruppen in die Praxis umzusetzen, ist hier zu fragen, wie mit bestehenden Ungleichheiten umgegangen wurde und wie sie auf gesetzlichem Wege beseitigt werden sollten.

An dieser Stelle erscheint ein Exkurs nützlich: Eine in der Vergangenheit oft verwendete Unterscheidung ist die zwischen „historischen“ und „geschichtslosen“ Nationen. Sie geht auf Karl Marx' Konstrukt der „asiatischen“, nicht entwicklungs-fähigen Produktionsweisen zurück und wurde von Friedrich Engels in seinen Texten über Revolution und Konter-Revolution 1848/49 auf gewisse Völker der Donaumonarchie angewendet. Danach kann der Rang eines „historischen Volkes“ nur jenen Völkern zugewilligt werden, die für die Sache des historischen Fortschritts kämpfen. Der Sozialdemokrat und spätere Austromarxist Otto Bauer hatte sicherlich keine polemischen Absichten, als er um 1900 jene Unterscheidung in dem berühmten Kapitel über „Das Erwachen der geschichtslosen Nationen“ in seinem Werk über die Sozialdemokratie und Nationalitätenfrage wiederbelebte und auf solche Nationen bezog, die, als sie noch keine eigene herrschende Klasse hatten, von den herrschenden Klassen einer anderen Nation beherrscht wurden<sup>7</sup>. Mit anderen Worten: Ethnischen Gruppen mit nicht oder nur schwach entwickelter Sozialstruktur wurde die Würde einer „historischen“ Existenz verweigert. Waren noch bei Johann Gottfried Herder „alle Völker gleich nah zu Gott“, d. h. gleichwertig, formulierte die marxistische Theorie eine deutliche Rangfolge der Nationen.

Die Terminologie Bauers, die übrigens auch in einige nichtmarxistische Arbeiten einging, wurde 1968 von Miroslav Hroch durch das Begriffspaar „herrschende“ und „unterdrückte“ Völker ersetzt<sup>8</sup>. Heute hat sich im deutschen und englischen Sprachgebrauch die Unterscheidung „dominante und nicht dominante Gruppen und Nationen“ durchgesetzt, die insbesondere Gerald Stourzh 1984/85 eingeführt hat.

<sup>7</sup> Bauer, Otto: Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. Wiederabdruck: In: Bauer, Otto: Werkausgabe. Bd. 1. Wien 1975, 49–622, bes. 270 ff.

<sup>8</sup> Hroch, Miroslav: Die Vorkämpfer der nationalen Bewegung bei den kleinen Völkern Europas. Prag 1968, S. 16 f. – Beibehalten auch noch in ders.: Social Preconditions of National Revival in Europe. Cambridge 1985, 9 (oppressed, small, ruling nations, so-called nations without history).

Eine weitere Unterscheidung ist bei der Analyse des habsburgischen Vielvölkerreiches – und nicht nur hier – nützlich, nämlich die zwischen ethnischen Gruppen, die ausschließlich *innerhalb* des multi-ethnischen Staates leben und ethnischen Gruppen, die Verwandte jenseits der Grenze haben. Tschechen, Slowaken, Magyaren, Slowenen, Kroaten waren Gruppen, die ausschließlich innerhalb der Reichsgrenzen lebten; für Polen, Ruthenen, Rumänen, Serben, Italiener und Deutsche galt das nicht. Es geht hierbei um mögliche Solidarität von außerhalb, die auf bestimmte Nationalitäten einwirkte, während anderen das nicht möglich war. Das wirft die Frage der Loyalität auf: einerseits gegenüber dem Staat, in dem sie lebten, andererseits gegenüber den Konnationalen jenseits der Staatsgrenze.

Ich komme nun zum anfangs erwähnten Hauptpunkt, den Versuchen zur Konfliktlösung durch eine Gleichberechtigung aller Nationalitäten. Dieses Prinzip war erstmals 1848 auf dem Slavenkongreß in Prag Gegenstand von Verhandlungen. Und dieses neue zentrale Postulat der Verfassungsreform wurde von František Palacký, dem tschechischen Historiker und nationalen Führer, eindrucksvoll formuliert: Die Gleichberechtigung der Nationalitäten (und Klassen) sei das tatsächliche gesetzliche und moralische Fundament des österreichischen Kaiserreiches. Tatsächlich wurde dieses Prinzip sehr bald zum zentralen Artikel des konstitutionellen Systems der nicht-ungarischen Länder der Doppelmonarchie zwischen 1867 und 1918 erhoben. Zu nennen sind hier auch die Beschlüsse der Prager Wenzelsbad-Versammlung vom 11. März 1848, die „die Gleichstellung der Nationalität und Sprache eines jeden Volkes in allen Zweigen der Staatsverwaltung und des öffentlichen Unterrichts als Staatsprinzip“ garantiert wissen wollten<sup>9</sup>. Die Antwort auf diese Forderung war – zu einem reichlich frühen Zeitpunkt – das kaiserliche Handschreiben vom 8. April 1848, mit dem die „vollkommene Gleichstellung der böhmischen Sprache mit der deutschen in allen Zweigen der Staatsverwaltung und des öffentlichen Unterrichts“ zugesichert wurde<sup>10</sup>. Die Reichsverfassung vom 25. April 1848 enthielt den Grundsatz der Unverletzlichkeit von Nationalität und Sprache, und das Thronbesteigungsmanifest Kaiser Franz Josephs vom 2. Dezember 1848 proklamierte die Gleichberechtigung aller Völker. Auf diese Grundsätze hat man sich in den folgenden sieben Jahrzehnten immer wieder berufen.

Aus alledem ergibt sich die Kernproblematik des multi-ethnischen Österreich in den letzten Jahrzehnten seines Bestehens, die Frage nämlich, wie Gleichberechtigung durch Institutionen und Verfahren wirkungsvoll herzustellen sei. Der Liberalismus brachte ein beträchtliches Ausmaß an Autonomie, das die Zentralmacht der regionalen Selbstverwaltung einräumte. Die bei weitem größere Zahl von Verletzungen der verfassungsmäßig garantierten Gleichberechtigung der Nationalitäten (§ 19 StGG) war allerdings den autonomen Behörden der Kronländer und *nicht* der Regierung zuzuschreiben. Gesamtlösungsansätze blieben nach 1897 nur Überlegungen oder erwiesen sich auf Kronlandebene erfolgreicher. Hierzu drei Beispiele:

<sup>9</sup> Fischel, Alfred (Hrsg.): Materialien zur Sprachenfrage in Österreich. Brünn 1902, 48.

<sup>10</sup> Burger: Die Badensischen Sprachenverordnungen 82.

1. die Badenischen Sprachenverordnungen von 1897,
2. und 3. die nationalen „Ausgleiche“ in Mähren (1905) und der Bukowina (1909/10).

Ad 1. Ministerpräsident Kasimir Badeni hatte 1897 Sprachenverordnungen für das Königreich Böhmen und die Markgrafschaft Mähren erlassen, die vom Grundsatz der vollkommenen Gleichberechtigung beider Landessprachen ausgingen und mehr Sprachgerechtigkeit als bisher für die tschechischsprechende Bevölkerung beider Kronländer hätten verwirklichen sollen. Diese Verordnungen beschworen eine der größten Staatskrisen herauf, die Österreich im 19. Jahrhundert erschütterten. Sie machten die seit langem gehegte Hoffnung der Deutschböhmen auf administrativ getrennte, einheitlich deutsche Kreise (also ein Modell ethnischer Teilung) dadurch zunichte, daß für ganz Böhmen die zweisprachige Amtsführung fast aller Zivilbehörden (wohlgemerkt nicht der Armee!) angeordnet und darüber hinaus verfügt wurde, daß innerhalb von drei Jahren alle Staatsbeamten Böhmens und Mährens die Kenntnis beider Landessprachen in Wort und Schrift nachzuweisen hatten. Besondere Erbitterung bestand deutscherseits deshalb, weil Badeni eine Kontinuität vom Allerhöchsten Handschreiben vom 8. April 1848 bis hin zu seinen Verordnungen postulierte.

In der Historiographie gilt Kasimir Badeni bis heute vielfach als „politischer Dilettant“, als „Totengräber der Monarchie“, als einer, der verkannt hat, daß „nur mehr die nationale Scheidung . . . den nationalen Frieden bringen konnte“<sup>11</sup>.

Denn gerade die Badeni-Krise machte die strukturell begründete Abhängigkeit der Innenpolitik von den Problemen des Dualismus offenkundig, da Badeni für den Ausgleich mit Ungarn auf eine Parlamentsmajorität, d. h. auf Unterstützung der tschechischen Abgeordneten angewiesen war. Dennoch waren seine Verordnungen ein Versuch – mit ausdrücklicher Billigung der Krone –, durch zweisprachige Amtsführung in zweisprachigen Kronländern eine transnationale Lösung des Konfliktes gegenüber einer nationalautonomistischen durchzusetzen.

Aus heutiger Sicht, nämlich, daß das Vorhandensein mehrerer Sprachen in einer Region ein „Ausdruck kulturellen Reichtums“<sup>12</sup> sei, erscheint sein Projekt nicht mehr so negativ.

Meine beiden anderen Beispiele betreffen Maßnahmen zur „Befriedung durch Trennung“. Diesem Aspekt ist bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Letztlich führten auch sie nicht zu einem integrativen Bewußtsein und insgesamt nur begrenzt zu einer Art Zusammengehörigkeitsgefühl.

<sup>11</sup> Sutter, Berthold: Die Badenischen Sprachenverordnungen 1897. Bd. 1. Graz-Köln 1960, 255 (Zitat). – Haslinger, Peter: Das Scheitern der Ausgleichsverhandlungen und die Badeni-Krise. Ungedrucktes Manuskript (Wien) zum Projekt: Bilanz von 100 Jahren Nachbarschaft. Die Beziehungen zwischen Ungarn und Österreich 1895–1995. – Bestimmungen: 1. zweisprachige Amtsführung aller Zivilbehörden. 2. Alle vom 1. 7. 1901 an eingestellten Richter und Beamten müssen die Kenntnis beider Landessprachen in Wort und Schrift nachweisen (incl. Förster, Jäger, Straßenwärter, Briefträger).

<sup>12</sup> European Charter for Regional or Minority Languages. Convention of the Council of Europe on June 22, 1992, S. 6.



Der Mährische Ausgleich von 1905 war zweifellos der größte Durchbruch zu nationaler Autonomie nach altösterreichischem Nationalitätenrecht, er bleibt aber ein politisches Ereignis von äußerster Ambivalenz<sup>13</sup>. Angesichts der wachsenden Aktualität des Prinzips der Selbstbestimmung, der verstärkten Forderungen nach Minderheitenschutz, kommt ihm dennoch heute eine nicht nur historische Bedeutung zu.

Die sogenannte Schulausgleichsbehörde war ein wesentliches Element der fast siebenjährigen komplexen Vorgeschichte des mährischen Ausgleichswerkes vom November 1905. Es bestand aus vier Teilgesetzen (einer neuen Landesordnung, einer Landtagswahlordnung, einem Gesetz über den Gebrauch beider Landessprachen bei den autonomen Behörden und einem Gesetz über die Organisation der Schulaufsichtsbehörden). Positiv war, daß es durch das sogenannte Katasterwahlssystem möglich war, Landtags- und Reichsratswahlen im großen und ganzen konfliktfrei abzuhalten, aber – wie gesagt – bei der Durchsetzung der Schulausgleichsgesetzgebung zeigten sich doch gravierende Probleme.

Die nach dem tschechisch-mährischen Politiker Václav Perek benannte „Lex Perek“ bestimmte, daß „in der Regel nur solche Kinder in die Volksschule aufgenommen werden dürfen, welche der Unterrichtssprache mächtig sind“<sup>14</sup>. Verhindert werden sollte u. a., daß tschechische Eltern im Interesse des wirtschaftlichen und sozialen Aufstiegs ihrer Kinder versuchten, diese in deutsche Schulen zu schicken.

Der Streit der Schulbehörden in Mähren um die nationale Zugehörigkeit bei der Einschulung von Kindern hat innerhalb von knapp zehn Jahren zu rund 60 Beschwerden beim Wiener Verwaltungsgerichtshof geführt: Tausende von Kindern waren betroffen, die oft jahrelang in die „falsche Schule“ gingen.

Die Gefahr, die in bestimmten Tendenzen des Mährischen Ausgleichs – mehr noch in der ihn interpretierenden Rechtspraxis – lag, indem man nämlich vom subjektiven Prinzip der Option zum Prinzip einer Objektivität beanspruchenden behördlichen Bestimmung von Nationalität überging, ist von den Zeitgenossen nur vereinzelt gesehen worden.

Charakteristisch ist ein Streitfall aus der mehrheitlich tschechischen Gemeinde Trebitsch, in der mehrere Personen als Ortsschulräte für drei deutsche Schulen zu wählen waren. Nach dem Protest zahlreicher deutscher Bürger hob der Bezirksschulrat die Wahl auf, weil die Personen nicht Angehörige der deutschen Nationalität seien. Der Verwaltungsgerichtshof sah hierbei „eine Prüfung der Nationalität“ zum Zwecke der „Feststellung der Fähigkeit zu einer öffentlichen Funktion“ vor. Bei dieser Prüfung sollte festgestellt werden, „wie sich eine bestimmte Person in nationaler Beziehung be-

<sup>13</sup> LGBl. Nr. 1–4 (1906). Durch den Ausgleich wurden vier nationale Kurien (mährisch, ruthenisch, deutsch, polnisch) geschaffen. – Glasl, Horst: Der mährische Ausgleich. München 1967. – Malík, Jiří: Der Mährische Ausgleich – ein Vorbild für die Lösung der Nationalitätenfragen? In: Winkelbauer, Thomas (Hrsg.): Kontakte und Konflikte. Böhmen, Mähren und Österreich. Aspekte eines Jahrtausends gemeinsamer Geschichte. Horn/Waidhofen an der Thaya 1993, 337–345. – Burger, Hannelore: Der Verlust der Mehrsprachigkeit: Aspekte des Mährischen Ausgleichs. BohZ 34 (1993) 77–89.

<sup>14</sup> LGBl. Nr. 4 (1906). – Stourzh: Gleichberechtigung 214–222.



tätige, zu welcher Nationalität sie das Gefühl der Zugehörigkeit besitze“. Sollte über die Zugehörigkeit ein Zweifel bestehen, so müsse diese Zugehörigkeit durch *faßbare Merkmale* festgestellt werden. Darunter verstand man, daß es zulässig sei, auch solche „Handlungen aus dem privaten und öffentlichen Leben, welche sich als glaubwürdige und ernste Kundgebungen der nationalen Zugehörigkeit darstellen, in den Bereich der Würdigung zu ziehen“<sup>15</sup>. Bei vier der in den deutschen Ortsschulrat gewählten Personen hatten die Schulbehörden „über das nationale Leben“ Erhebungen eingeleitet und festgestellt, daß diese Vertreter der „böhmischen Nationalität“ angehörten.

An diesen Vorgaben bei der Auswahl geeigneter Ortsschulräte zeigt sich, daß der Verwaltungsgerichtshof seine bis 1908 traditionelle Präferenz für das Bekenntnisprinzip aufgab. Und eben diese Umkehr war das Ergebnis des mährischen Schulausgleichs! Bemerkenswert ist, daß die Feststellung „faßbarer Merkmale“ der nationalen Zugehörigkeit seitens der Behörden *über* das subjektive persönliche Bekenntnis gestellt wurde: Vor allem aber sind es Formulierungen wie „national empfindende Ortsschulratsmitglieder“ oder „Handlungen aus dem privaten und öffentlichen Leben“ als Indizien für nationale Zugehörigkeit, die dem rückblickenden Beobachter die Problematik derartiger Erhebungen vor Augen führen. Der Fall ist um so bedenklicher, als die selben Personen, die von den autonomen deutschen Schulbehörden nicht als Angehörige der deutschen Nationalität anerkannt wurden, in der deutschen Reichsratswählerliste eingetragen waren.

Der Mährische Ausgleich, eine der letzten regionalen Reformen, die der Konfliktlösung dienen sollten, trug durch die autoritative Zuordnung von Ethnizität dazu bei, daß jüdische Kriegsflüchtlinge, die 1921 aus Galizien nach Österreich gekommen waren und mit Hinweis auf ihre deutsche Volkszugehörigkeit für die Republik Österreich optieren wollten, unter Berufung auf diese Bestimmungen mit der Begründung abgewiesen wurden, Angehörige der jüdischen „Rasse“ (ich zitiere wörtlich das Vokabular des Jahres 1921!) könnten ihre ethnische Zugehörigkeit nicht ändern<sup>16</sup>.

Mein drittes Beispiel, der nationale Ausgleich in der Bukowina, dient gleichzeitig dem Hinweis auf die Juden als eine der Hauptträger des *Fin de siècle* in Österreich *und* Wien! Die Bukowina, das am weitesten nach Osten vorgeschobene Kronland, in dem sechs Nationalitäten und verschiedene kleine ethnische Gruppen nebeneinander lebten, stellte in vieler Hinsicht einen Mikrokosmos der Habsburgermonarchie dar und arrivierte im letzten Jahrzehnt vor 1914 zur „Versuchsanstalt“ für die Lösung des Nationalitätenproblems. Die Landeshauptstadt Czernowitz war zu Recht stolz auf die Vielfalt ihrer kulturellen Einrichtungen und auf ihren Beinamen „Klein-Wien“<sup>17</sup>.

<sup>15</sup> E b e n d a 217f.

<sup>16</sup> B e s e n b ö c k, Oskar: Die Frage der jüdischen Option in Österreich 1918–1921. Phil. Diss. Wien 1992, 115: „Es ergibt sich sonach, daß Rasse nach dem Staatsvertrag als Volksstamm aufzufassen ist. Dieses Wort bedeutet aber mehr als Volks- oder Kulturgemeinschaft [...]“

<sup>17</sup> L e s l i e, John: Der Ausgleich in der Bukowina von 1910: Zur österreichischen Nationalitätenpolitik vor dem Ersten Weltkrieg. In: B r i x, Emil/F r ö s c h l, Thomas/L e i d e n f r o s t, Josef (Hrsg.): Geschichte zwischen Freiheit und Ordnung. Gerald Stourzh zum 60. Geburtstag. Graz 1991, 113–143.

Dies läßt sich teilweise dadurch erklären, daß keine der ethnischen Gruppen die Herrschaft über eine andere ausüben konnte, denn keine besaß zahlenmäßig die absolute Mehrheit oder ein gesellschaftliches Übergewicht. Ein Problem ergab sich jedoch dadurch, daß sich die jüdische Bevölkerung zu den Deutschen bekennen mußte, weil die jiddische Sprache nicht offiziell anerkannt wurde. Immerhin hatten im Jahre 1910 von den 103 000 Einwohnern der Bukowina, die der „israelitischen Konfession“ angehörten, 96 000 Deutsch als Umgangssprache angegeben!<sup>18</sup>

Vergeblich verhandelten die Bukowiner Politiker seit 1909 mit dem österreichischen Ministerpräsidenten und dem Minister des Innern in der Frage der Einführung eines gesonderten Wahlsystems für die Juden, mit einer jüdisch-nationalen Wählerliste und einer jüdischen Kurie im Landtag. Die Bukowiner Reformentwürfe wurden seitens der österreichischen Regierung kritisch als „zionistisch“ bezeichnet, und zwar mit dem Argument, daß die Juden von der österreichischen Gesetzgebung zwar als Religionsgemeinschaft, aber nicht als Volksstamm im Sinne der 1867er Grundgesetze anerkannt werden könnten. Das politische Wahlrecht von der Konfession der einzelnen Staatsbürger abzuleiten käme nicht in Frage, weil den Juden „das primärste Merkmal eines Volksstammes, nämlich eine besondere Nationalität und eine besondere Sprache“, fehle<sup>19</sup>. Das Kernargument – „das Vorhandensein einer gemeinsamen Sprache als Voraussetzung des Begriffes Nationalität“ – wurde zusätzlich durch Fachgutachten der Soziologie und Rechtswissenschaften unterstrichen. Zu den staatsrechtlichen Überlegungen kamen schließlich noch Befürchtungen über mögliche politische Folgen der Anerkennung der Juden als Nationalität hinzu. Innenminister Guido von Haerdtl befürchtete eine Schwächung des Deutschtums in Böhmen und Mähren, falls die jüdische Bevölkerung als eigene Nationalität anerkannt würde (Geldgeber für viele deutsche Vereine!).

Die Frage der Feststellung der nationalen Zugehörigkeit der Landeseinwohner wurde zu einem Problem ersten Ranges, zumal der Staat selbst weit in die Privatsphäre des einzelnen Staatsbürgers einzugreifen vermochte. Das Problem der objektiven Feststellung der Nationalität wurde nicht gelöst, sondern in den Bereich der behördlichen Ermittlungen oder gerichtlichen Beurteilung verlegt. Obwohl die Sprache – nach wie vor – als Hauptmerkmal der Nationalität bezeichnet wurde, wollte man eine solche Definition nicht in der Gesetzgebung selbst rechtlich verankern. So entstand die paradoxe Situation, daß man den Nationalitäten – mit Ausnahme der Juden – die Gelegenheit anbot, die Trennung ihrer politischen Angelegenheiten zu institutionalisieren und somit die Nationalitäten als Rechtspersonen hervortreten zu lassen, ohne daß eine Regelung getroffen wurde, wie Nationalität letztlich zu begründen sei.

Im Oktober 1909, d. h. im selben Monat, in dem die Bukowiner Ausgleichsgesetze vom Landtag verabschiedet wurden, wies das Reichsgericht ein jüdisches Gesuch aus der Bukowina, das auf die Anerkennung des Jiddischen als einer landesüblichen Sprache abzielte, zurück. Das Czernowitzer Tagblatt führte hierzu aus: „In Czerno-

<sup>18</sup> Brix, Emil: Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation. Wien 1982, 391.

<sup>19</sup> Leslie: Der Ausgleich in der Bukowina 126f. (mit Lit.).

witz jedermann eine nationale Marke aufzudrucken, ist keineswegs eine so leichte Aufgabe, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag, zumal diese zu Markierenden es vielfach selbst nicht wissen, welche Marke ihnen eher zukommt.“<sup>20</sup>

Diese Feststellung trifft genau den Kern der österreichischen Nationalitätenpolitik in den letzten Friedensjahren vor 1914: Das Wesen des supranationalen Staatsgedankens beruhte auf der Vorrangstellung der österreichischen Staatsbürgerschaft gegenüber allen anderen nationalen Kriterien. Daher wollten die staatserhaltenden Zentral- und Landesbehörden eine definitive, juridische Festsetzung der Nationalität als solche, die die Idee der Gleichberechtigung der Staatsbürger hätte unterminieren können, niemals zulassen.

Die heikle Angelegenheit, die Volksstämme, wenigstens indirekt, staatsrechtlich in Erscheinung treten zu lassen, wurde im Fall der Bukowina durch die zusätzliche Einordnung der Juden noch komplizierter, auch wenn sie nach 1910 de facto als eigene Volksgruppe angesehen wurden.

Jedenfalls stellt die Bukowina in den letzten Friedensjahren ein fast utopisch anmutendes, aber praktiziertes Modell für ein friedliches Zusammenleben verschiedener Völker in einem begrenzten Siedlungsraum dar. Es zeigt aber auch für das ausgehende 20. Jahrhundert die Schwierigkeiten von Lösungsansätzen für die nicht weniger brisanten ethnischen und nationalen Probleme im Europa von heute.

Das zisleithanische Österreich machte immerhin einige mutige, wenn auch für die extreme Belastungsprobe des Ersten Weltkrieges letztlich ungenügende Anläufe, dem Postulat der nationalen Gleichheit Geltung zu verschaffen. Dabei waren Reichsgericht und Verwaltungsgerichtshof in der Rechtshilfe zur Sicherung von Minderheiten noch relativ erfolgreich.

Die Geschichte der Endphase der Habsburgermonarchie ist aber auch ein Stück ungarischer Geschichte. Hier sind manche Wertungen negativ ausgefallen. Eine Analyse der Entstehung des Dualismus zeigt jedoch, daß Ungarn *allein* keineswegs in der Lage gewesen wäre, diese Staatsform zustande zu bringen. Man sollte sich vor Augen halten, daß sich die Kompromisse zwischen Österreich und Ungarn erst nach vielen Versuchen einstellten.

Die Geschichte der Habsburgermonarchie ist in vielem immer noch eine Frage der Interpretation und erfordert geschichtstheoretische Überlegungen. Es stellt sich hier das Problem: War die nichtverwirklichte Durchsetzung der deutschen Sprache als Staatssprache, als alleinige Amts-, Gerichts- und Unterrichtssprache eine strukturelle Schwäche, eine Unfähigkeit der Herrschenden in einem dem Untergang geweihten System? War die Gleichberechtigung von acht verschiedenen Sprachen „in Schule, Amt und öffentlichem Leben“ nur ein Ausdruck der „Dekadenz“ oder war sie „Bürgerschaft ihres Bestandes“ (Adolf Fischhof<sup>21</sup>), Ausdruck ihrer Identität, deren Wesen Vielfalt war?

Die Nichtdurchsetzung einer einzigen Unterrichtssprache ist, wie ich meine, nicht als ein Zeichen mangelnder staatlicher Souveränität, mangelnder Einheit und damit als

<sup>20</sup> E b e n d a 136, Anm. 93.

<sup>21</sup> F i s c h h o f, Adolf: Österreich und die Bürgschaften seines Bestandes. Wien 1869.

Element einer Verfallsgeschichte zu sehen, sondern Ausdruck eines – wenn auch stets gefährdeten – Gleichheits- und Gleichberechtigungsprinzips, als Bemühen um Sprachgerechtigkeit und – nach Robert Kann – ein Zeichen von „Respekt und Mäßigung“. Besonders treffend beschreibt dieses Dilemma Robert Musil, einer der besten Diagnostiker seiner Zeit, in seinem Roman: „Der Mann ohne Eigenschaften“. Die Länge des von mir ausgewählten Zitats entspricht dem Umfang des Romans! Ich bitte Sie, darauf zu achten, daß bei der Aufzählung der einzelnen Völker von den Deutschen – explizit – keine Rede ist! Ich zitiere: „Die Bewohner dieser kaiserlich und königlichen kaiserlich königlichen Doppelmonarchie fanden sich vor eine schwere Aufgabe gestellt; sie hatten sich als kaiserlich und königlich österreichisch-ungarische Patrioten zu fühlen, zugleich aber auch als königlich ungarische oder als kaiserlich königlich österreichische. Ihr begreiflicher Wahlspruch angesichts solcher Schwierigkeiten war ‚Mit vereinten Kräften‘. Das hieß ‚viribus unitis‘. [...] Die beiden Teile Ungarn und Österreich paßten zueinander wie eine rot-weiß-grüne Jacke zu einer schwarz-gelben Hose; die Jacke war ein Stück für sich, die Hose aber war der Rest eines nicht mehr bestehenden schwarz-gelben Anzugs, der im Jahre 1867 zertrennt worden war. Die Hose Österreich hieß seither in der amtlichen Sprache ‚Die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder‘, was natürlich gar nichts bedeutete und ein Name aus Namen war. [...] Fragte man darum einen Österreicher, was er sei, konnte er natürlich nicht antworten: Ich bin einer aus den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern, die es nicht gibt, – und er zog es schon aus diesem Grunde vor, zu sagen: Ich bin ein Pole, Tscheche, Italiener, Friauler, Ladiner, Slowene, Kroat, Serbe, Slowake, Ruthene, oder Wallache, und das war der sogenannte Nationalismus. [...] Seit Bestehen der Erde ist noch kein Wesen an einem Sprachfehler gestorben, aber man muß wohl hinzufügen, der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie widerfuhr es trotzdem, daß sie an ihrer Unaussprechlichkeit zugrunde gegangen ist.“<sup>22</sup>

Dieses Zitat deutet das Dilemma an, das sich in der letzten Phase des Vielvölkerreiches abzeichnete und die generellen politischen Lösungsversuche zum Scheitern verurteilte. Zu der Aufgabe der inneren Umgestaltung traten nicht nur soziale Spannungen hinzu, sondern auch die Rivalität unter den Großmächten. Das Nebeneinander und die Gleichzeitigkeit all dieser Probleme machten die vieldimensionale Grundlage der Donaumonarchie aus.

Der grundlegende Unterschied zwischen angelsächsischen und deutschen, französischen, russischen „Demokraten“ liegt meines Erachtens darin, daß für den Angelsachsen der *bargain*, der Kompromiß, der Weg zur Verwirklichung ist, wogegen für den Kontinentaleuropäer aber jede Verständigung mit dem Wort „Kuhhandel“ abgewertet wird und nur das als „Erfolg“ gilt, was zur Vernichtung des anderen geführt hat. Eine plurale Gesellschaft – ethnisch oder weltanschaulich gesehen – kann aber nur im *bargain* der Differenzen lebensfähig bleiben. Das war das Mißverständnis der Deutschnationalen in der Habsburgermonarchie, daß sie unbedingt unnachgiebig sein zu müssen glaubten. Das ist aber auch der Fehler der bisherigen historischen Betrachtungen,

<sup>22</sup> Musil, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften. In: Frisé, Adolf (Hrsg.): Gesammelte Werke. Bd. 2. Hamburg 1952, 450f.

daß man die Habsburgermonarchie wegen des „Ausgleichs“ der Schwäche zeiht, während sie doch erst durch die Stärke der Unnachgiebigen an ihrer Pluralität zerbrochen, eben zerstört wurde.

An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert fühlte sich die Welt schon bedroht durch die sich verschärfenden pannationalen Bewegungen, die die traditionellen multinationalen Reiche in Ost- und Südosteuropa zersetzten. Um die Mitte unseres Jahrhunderts glaubte man unter dem Eindruck der mörderischen Folgen des Zweiten Weltkriegs und im Überschwang eines supranationalen, nämlich europäischen Denkens den Weg zumindest zu einer weiträumigen Einigung gefunden zu haben. Wirtschaftliche und nationalistische Ernüchterung führten im Wiederaufbau des zerstörten Europa zu einer Euphorie im Hinblick auf Integration. Und mit Stolz wurde bei der Eröffnung des Sitzungssaales des Europarates in Straßburg die Simultansprechanlage als technisches Mittel zur Überwindung sprachlicher und nationaler Konfrontationen vorgeführt. Heute, an der Wende zum 21. Jahrhundert, scheinen wir in manchen Teilen Europas zu ähnlichen Gefahrenherden zurückgekehrt zu sein, die wir längst überwunden glaubten. Haben wir nichts aus der Geschichte gelernt?

Wenden wir uns zum Ausgangspunkt dieses Vortrages zurück und fragen wir, ob es Sinn hat, in den abgestorbenen Strukturen der Habsburgermonarchie nach „Arkana“ für den Streit und Neo-Nationalismus der Gegenwart zu suchen. Vieles am k. u. k. Staatsmodell ist nicht wiederholbar, ist endgültig passé. Andererseits sei hier folgender Schlußgedanke eingebracht: Man nehme eine politische Karte der Habsburgermonarchie von – sagen wir – 1914 und überlege sich, was auf deren einstigem Gebiet bis heute an Krieg, Massenmord, Genozid, Vertreibung und schärfster Unterdrückung geschah oder noch geschieht (Exjugoslawien). Und man frage sich, ob es nicht doch eine bemerkenswerte Leistung gewesen ist, wenn sich die nationalistisch angespornten, hochideologisierten Völker viele Jahrzehnte im Wiener Reichsrat oder Budapester Parlament heftig befehdeten, wechselseitig mit Obstruktionspolitik ärgerten, aber doch im Alltagsleben miteinander auskamen, ja sogar Konfliktlösungsmodelle entwickelten, die auch heute noch in der gegenwärtigen Renaissance des Nationalismus aktuelle Hilfe bieten können. Man hat diese Politik mit der Bezeichnung „Fortwursteln“ diskreditiert. Aber: abgesehen davon, daß konkreter Politik immer etwas vom „Fortwursteln“, d. h. von Pragmatismus anhaftet, bleibt doch die Tatsache von Belang, daß „Fortwursteln“ – eben Pragmatismus! – immer noch besser ist als ideologisch enthemmtes, gegenseitiges Abschlachten. Fazit: Es lohnt sich zu prüfen, welche Ideen einen Vielvölkerstaat und seinen Frieden ermöglichen, und sich mit seinen positiven und negativen Erfahrungen auseinanderzusetzen.



# IDENTITÄT UND VERANTWORTUNG IM DENKEN VÁCLAV HAVELS

Von Markus Hipp

Läßt sich im umfangreichen und vielschichtigen Werk des tschechischen Schriftstellers, Bürgerrechtlers und Staatspräsidenten Václav Havel so etwas wie ein Leitmotiv finden, das häufig wiederkehrt und in den verschiedenen Ausdrucksweisen seines Denkens – Schauspielen, Briefen, Essays, Gesprächen, Reden – ständig variiert und weiterentwickelt wird? Auf die Frage, worin er selbst ein Charakteristikum seiner Schauspiele sehe, antwortete Havel einmal, daß in seinen Stücken, ob er dies „wolle oder nicht“, ob er es „plane oder nicht“, fast zwanghaft „und also in keinem Falle zufällig, sondern aus dem Wesen der Aspekte der Welt heraus“, die ihn als ihren „Vermittler“ gewählt hätten, immer ein „Grundthema“ zurückkehre: „das Thema der menschlichen Identität“. Auch wenn dieses Thema als der „Prozeß des Erscheinens, des Enthüllens, des Erkennens des wahren Antlitz des Menschen“ traditionell mit dem Theater verbunden sei, so käme es in seinen eigenen Stücken jedoch in seiner „spezielleren Gestalt“ vor, nämlich „als Thema der Identität in der Krise“. Dabei gehe es „nicht mehr nur um die Identität, die durch die Maske, Verstellung oder gesellschaftliche Rolle verborgen ist, sondern um eine zerfallende und zusammenbrechende, verschwimmende und verschwindende Identität“<sup>1</sup>.

Was Havel hier über das Thema seiner Theaterstücke sagt, gilt – wenn auch unter verschiedenen Perspektiven – für sein gesamtes schriftstellerisches Werk: Mit dem Begriff der Identität bündelt Havel die unterschiedlichen Fragen, die sich ihm bei der Betrachtung und Beschreibung der menschlichen Wirklichkeit stellen. Ob er über die Aufgabe des Theaters, die Strukturen der Gesellschaft oder das Phänomen der Macht nachdenkt, fast immer geschieht dies im Kontext der einen Frage nach der Identität des Menschen. Die Frage selbst erwächst dabei aus der grundlegenden Überzeugung, daß diese Identität heute auf vielfältige Weise bedroht und gefährdet ist. Der tschechische Sammelband, in dem eine Fülle unterschiedlicher Texte Havels aus den siebziger Jahren vereint ist, trägt deshalb zurecht den Titel *O lidskou identitu* – Über die menschliche Identität<sup>2</sup>. Während Havel in seinen Schauspielen jedoch lediglich die grotesken und absurden Konsequenzen einer identitätslosen Welt vor Augen führt und es vollständig dem Zuschauer oder Leser überläßt, daraus eigene Schlüsse zu

<sup>1</sup> Havel, Václav: Dálkový výslech. Rozhovor s Karlem Hvízd'árou [Fernverhör. Ein Gespräch mit Karel Hvízd'ála]. Praha 1990, 169 (dt. Reinbek 1990, 239).

<sup>2</sup> Havel: *O lidskou identitu*. Úvahy, fejetony, protesty, polemiky, prohlášení a rozhovory z let 1969–1979 [Über die menschliche Identität. Betrachtungen, Feuilletons, Proteste, Polemiken, Erklärungen und Gespräche aus den Jahren 1969–1979]. Hrsg. v. Vilém Přečan und Alexander Tomský. Praha 1990.

ziehen – „konkrete Ratschläge gebe ich nicht, und ich richte für niemanden etwas ein. Höchstens rege ich hin und wieder etwas an“<sup>3</sup> –, lassen sich viele seiner essayistischen Betrachtungen als Versuche lesen, in und hinter der theatralisch entlarvten Scheinwelt etwas zu finden, was sich mit einem Wort Franz Kafkas als das „Unzerstörbare“<sup>4</sup> im Menschen und somit auch als ein Fundament der menschlichen Identität bezeichnen ließe – denn: „Die Umriss des Schreckens induzieren den Willen, ihm entgegenzutreten.“<sup>5</sup>

Ein Gedanke, der dabei in vielen frühen Texten bereits angedeutet war, wurde Havel während seines dreieinhalbjährigen Gefängnisaufenthaltes vom Sommer 1979 bis zum Januar 1983 immer deutlicher in seiner ganzen Radikalität bewußt und zu einem zentralen Gegenstand seines Nachdenkes: Die Frage nach der Identität des Menschen ist untrennbar mit der Frage nach der menschlichen Verantwortung verbunden. Von seiner eigenen Lebens- und Welterfahrung ausgehend, kommt Havel dabei zu der Überzeugung, daß die Identität des Menschen aus seiner Fähigkeit und Bereitschaft erwächst, als freies Subjekt für sich selbst, seine Handlungen, Worte und Entscheidungen persönlich einzustehen und als personales Wesen Verantwortung zu übernehmen. Die Annahme seiner Verantwortung als Bedingung der Annahme seiner selbst kann für Havel dabei nicht als ein nur relatives, rein positivistisch zu erklärendes Ereignis gedacht werden, sondern geschieht letztendlich als eine nicht delegierbare und totale Stellungnahme des einzelnen Menschen vor einer nicht mehr verrechenbaren „letzten Instanz“. In der Übernahme seiner Verantwortung sieht Havel einen Akt menschlicher Transzendenz, der sich vor einem „absoluten Horizont des Seins“<sup>6</sup> vollzieht. Zum Zeugnis der Bewußtwerdung und Reflexion seines eigenen Lebens- und Denkweges wurde vor allem *Dopisy Olze*, eine Sammlung von Briefen, die Havel aus dem Gefängnis an seine Frau Olga schrieb und die unter dem Titel *Briefe an Olga. Identität und Existenz. Betrachtungen aus dem Gefängnis* 1984 auch auf deutsch erschienen sind<sup>7</sup>. Bevor diese Betrachtungen aus *Dopisy Olze* zum Ver-

<sup>3</sup> Diese Worte spricht Fistula, eine Figur in Havels Schauspiel *Pokušení* (Versuchung). Havel zitiert diese Worte in *Dálkový výslech* und kommentiert sie wie folgt: „Diese Replik könnte ich für mein Credo als Autor ausgeben. Einrichten muß sich das jeder in sich selbst. Soweit ich ihn dazu provoziere, daß er sich mit erhöhter Dringlichkeit klarmacht, daß etwas eingerichtet werden muß, habe ich meine Aufgabe erfüllt. Die Menschen an ihr Dilemma zu erinnern, die Bedeutung der weggeschobenen und verdrängten Frage zu betonen, vorzuführen, daß es wirklich etwas gibt, was gelöst werden muß. Den Menschen vor sich selbst zu stellen. Nur die Auswege, die er dann selbst findet, werden die richtigen sein. Sie werden nämlich persönlich erlebt und persönlich garantiert sein.“ Havel: *Dálkový výslech* 173 (Fernverhör 244).

<sup>4</sup> „Der Mensch kann nicht leben ohne ein dauerndes Vertrauen zu etwas Unzerstörbarem in sich.“ Kafka, Franz: *Betrachtungen über Sünde, Leid, Hoffnung und den wahren Weg*. Zitiert aus Brod, Max: *Über Franz Kafka*. Frankfurt/M. 1974, 235.

<sup>5</sup> Havel: *Dálkový výslech* 173 (Fernverhör 244).

<sup>6</sup> Havel: *Dopisy Olze* [Briefe an Olga]. Praha 1983, 254 (dt. Briefe an Olga. Identität und Existenz. Betrachtungen aus dem Gefängnis. Reinbek 1984, 205).

<sup>7</sup> Die beim Rowohlt-Verlag erschienene deutsche Ausgabe der Briefe an Olga ist gegenüber der ursprünglich beim Prager Samisdat und inzwischen beim Atlantis-Verlag in Brünn erschienenen tschechischen Ausgabe vor allem hinsichtlich persönlicher Realien deutlich gekürzt.

hältnis zwischen Identität und Verantwortung des Menschen eingehend nachgezeichnet und erörtert werden, soll zunächst ein kurzer Blick auf einige markante Einschnitte in Havels Biographie verdeutlichen, wie stark bei Havel die Frage nach der Identität mit der eigenen Lebensgeschichte verwoben ist.

So kommt Havel in *Dálkový výslech*, einem ausführlichen autobiographischen Gespräch mit dem tschechischen Journalisten Karel Hvízdala aus dem Jahre 1985, ausführlich darauf zu sprechen, wie sich ihm die Frage nach der menschlichen Identität als dem zentralen Thema seines schriftstellerischen Schaffens vor dem Hintergrund sehr persönlicher, zum Teil bis in die Kindheit zurückreichender Erlebnisse und Erfahrungen gestellt habe. Allein schon die Tatsache, aus einer „bürgerlichen Familie“ zu stammen – „vielleicht sogar aus einer großbürgerlichen“, wie er, mit dem Unterton, sich dafür entschuldigen zu müssen, hinzufügt – sowie die damit verbundenen Privilegien gegenüber den Hausangestellten der Familie und gegenüber ärmeren Mitschülern habe er nicht als eine Selbstverständlichkeit, sondern als großes persönliches „Handicap“ und als Ursache einer scheinbar unüberwindbaren „sozialen Schranke“ empfunden. Anstatt sich mit der „Bürgerlichkeit“ seiner Familie „zu identifizieren“, habe er sich seiner Vorrechte als „Herrensöhnchen“ geschämt, um ihre Aufhebung gebeten und „sich nach Gleichheit mit den anderen“ geseht. Die Probleme mit der gesellschaftlich festgelegten Rolle seien dadurch, daß er in seiner Kindheit zusätzlich als ein „gemästetes Dickerchen“ gehänselt und in seiner Jugend zur „Zielscheibe des sogenannten Klassenkampfes“ geworden war, noch verstärkt worden und hätten in ihm ein starkes Gefühl der Ausgeschlossenheit und Isolation erzeugt<sup>8</sup>. In seinem 116. Brief an Olga beschreibt Havel, wie diese „Erlebnisse aus der frühen Kindheit“ und das Bewußtsein ihrer Unverschuldetheit in ihm die Empfindung einer „existentiellen Ungewißheit“ und ein „unbestimmtes allgemeines Schuldgefühl“ hervorgerufen hätten und welchen Einfluß diese Grundbefindlichkeiten auf sein späteres Schreiben gehabt hätten:

Immer habe ich ziemlich intensiv solche Dinge wie die Entfremdung des Menschen von der Welt empfunden, die Nichtmenschlichkeit und Unbegreiflichkeit der Ordnung der Dinge, die Leere, den Selbstzweck und die Grausamkeit gesellschaftlicher Mechanismen, das Entgleiten der Dinge aus jeglicher Kontrolle, ihre Auflösung oder im Gegenteil ihre Entwicklung ad absurdum, die Verlorenheit der menschlichen Existenz in den mechanisierten Lebenskontexten, die Selbstverständlichkeit, mit der sich die Absurdität legitimiert, die Scheinbarkeit des Tatsächlichen und die Lächerlichkeit des Wichtigen usw. Diese Welterfahrung (in vielen Punkten der Erfahrung Kafkas so verwandt) wäre in meinem Schreiben offenbar zu erkennen, wie immer ich auch schreibe<sup>9</sup>.

Havel, der seine Weltsicht auch als eine „Sicht von unten, von außen“ bezeichnete, reagierte auf das „Grunderlebnis der Nichtzugehörigkeit“<sup>10</sup> allerdings nicht mit dem Rückzug in eine selbstgenügsame Innerlichkeit, sondern sah sich dadurch dazu gedrängt, sich auf verschiedene Weisen „einzumischen, zu widersprechen und zu rebellieren“. Mit paradoxen Formulierungen versucht Havel zu verdeutlichen, daß er

<sup>8</sup> Havel: *Dálkový výslech* 7–10 (Fernverhör 7–11).

<sup>9</sup> Havel: *Dopisy Olze* 276 (Briefe an Olga 229).

<sup>10</sup> Havel: *Dálkový výslech* 10f. (Fernverhör 11f.).

für sich selbst nicht die vielen Möglichkeiten einer skeptischen oder ästhetischen Weltflucht, sondern die entmystifizierende Stellungnahme gegenüber der Welt, die „Verteidigung im Angriff“ als identitätsstiftend erlebt habe:

Vielleicht renne ich nicht so, obwohl ich der letzte bin (oder mir so vorkomme), sondern gerade weil ich es bin, vielleicht greife ich nicht so mutig an, obwohl ich im Grunde schüchtern bin, sondern weil ich es bin; vielleicht trete ich nicht bewußt in einen Konflikt ein, obwohl ich von jeher ohne mein Dazutun in ihn geworfen bin, sondern gerade weil ich es bin – um ihn irgendwie zu rationalisieren und so eigentlich zu überwinden<sup>11</sup>.

Auch während seiner Ausbildung sowie bei der Suche nach einem geeigneten Beruf bedeutete Havels Herkunft ein Handicap, ein geisteswissenschaftliches Studium und ein entsprechender Beruf mußten bei seinem familiären Hintergrund unerreichbare Ziele bleiben. Daß er schließlich nach etlichen Umwegen – Havel war zeitweise Zimmermannslehrling, Chemielaborant und Student des Verkehrswesens – zunächst als Kulissenschieber und dann als Autor beim Theater landete, geschah eher aus Verlegenheit denn aus bewußter Entscheidung. Zurückblickend nennt Havel jedoch drei Gründe, weshalb seine „mehr oder weniger zufällige“ Begegnung mit dem Theater für ihn „ungewöhnlich glücklich“ gewesen sei: als ein im höchsten Maße „soziales Phänomen“ habe ihm das Theater geholfen, „jenen Graben zu überbrücken“, der ihn nach eigenem Empfinden so sehr „von der Welt der anderen trennt“, sodann stelle das Schauspiel eine künstlerische Ausdrucksform dar, mit der sich schnell und radikal die „Welt des Scheins“ zerreißen und „die Dinge entmystifizieren“ ließen; einem Charakter, dessen „innere Stabilität“ ohnehin „ständig bedroht“ sei, komme dabei schließlich auf vielfache Weise die für das Theater notwendige „Strukturiertheit, Organisation und Komposition“ als ein auch persönlich ordnungsstiftendes und stabilisierendes Moment zugute<sup>12</sup>. Eine wesentliche Ursache für die unauflösbare Verbindung zwischen dem „Phänomen des Theaters“ und dem „Thema der menschlichen Identität“ liegt für Havel im Wechselspiel zwischen dem Selbstbewußtsein des Zuschauers und seiner Teilnahme an einem oft verwirrenden, tragischen oder komödiantischen Prozeß des Ver- und Entbergens, „des Nichterkennens, des Wiedererkennens, des Ab-erkennens“ menschlicher Identität, ein Prozeß, in dem sich eine „vielschichtige Vergewärtigung der Frage der Identität als grundlegender Frage der Existenz überhaupt“ ereigne, die ihrerseits wiederum als eine „Offenbarung des Seins selbst“ und des Selbst-Seins erlebt und gedeutet werden könne<sup>13</sup>.

In Havels eigenen frühen Stücken werden die Auflösung des Individuums, der Verlust der persönlichen Identität und die Entwürdigung des Menschen als der paradoxe Prozeß einer Entsprachlichung des Menschen durch seine eigene Sprache vor Augen geführt: In Havels Erstlingswerk *Zabradní slavnost* beispielsweise werden auf einem innerbetrieblichen Gartenfest marionettenhafte Angestellte eines absurden Amtes für Auflösung und Eröffnung gezeigt, die zwar unentwegt miteinander reden, sich aber absolut nicht mehr zu sagen haben, weil ihre Sprache zum billigen Geschwätz ver-

<sup>11</sup> Havel: *Dopisy Olze* 276 (Briefe an Olga 229).

<sup>12</sup> Ebenda 277 (230).

<sup>13</sup> Ebenda 279 ff. (231 ff.).



kommen ist, das nur noch aus hohlen Phrasen und Versatzstücken unzähliger Zitate besteht. In einer Atmosphäre der Angst und des Mißtrauens versuchen alle, ihre eigene Haut durch den Verzicht auf authentische Äußerungen zu retten. Hugo Pludek, die Hauptfigur des Stückes, macht aufgrund seiner Anpassungsfähigkeit und rhetorisch beeindruckenden Attitüden eine Blitzkarriere, verliert dabei jedoch jegliche innere Identität und wird zum opportunen Bürokraten.

Vor dem Hintergrund der Ereignisse und Erfahrungen im Zusammenhang mit der Entstehung und Niederschlagung des Prager Frühlings gewinnt die Frage nach der Identität für Havel eine bis dahin noch nicht explizit berücksichtigte Dimension: Denn das Problem der Identität stellt sich nicht nur – wie in seinen frühen Stücken veranschaulicht – dem einzelnen im Angesicht einer zunehmend brutaler bürokratisierten und verwalteten Welt, sondern kann sich in extremen Situationen immer wieder auch einer Gesellschaft oder Nation als ganzer auf eindringliche Weise stellen. Dabei wird Havel jedoch bewußt, wie problematisch die Vorstellung von einer kollektiven Identität ist:

Die Gesellschaft ist ein rätselhaftes Tier mit vielen Gesichtern und verborgenen Tendenzen, und es ist sehr wenig vorausschauend, nur dem Gesicht zu vertrauen, das sie gerade zeigt, und zu meinen, dies sei das einzig echte. Niemand von uns weiß, was alles für Möglichkeiten in der Seele der Bevölkerung schlummern und womit uns bei diesem oder jenem Zusammentreffen von Ereignissen die Öffentlichkeit überraschen kann. Wer hätte z. B. in der Zeit des faulenden Novotný-Regimes mit seiner allnationalen Schweykade erwartet, daß während eines halben Jahres in derselben Gesellschaft wirkliches bürgerliches Bewußtsein erwacht und daß in einem Jahr diese bis vor kurzem apathische, skeptische und fast demoralisierte Gesellschaft so tapfer und intelligent einer fremden Macht entgentreten wird! Und wer hätte erwartet, daß kaum ein Jahr vergeht, und diesselbe Gesellschaft verfällt wieder mit der Geschwindigkeit des Windes in die Tiefen der Demoralisierung, diesmal noch weit schlimmer, als es die ursprüngliche war! Nach all diesen Erfahrungen muß man wahrlich vorsichtig sein mit irgendwelchen Urteilen darüber, wie wir sind oder was man von uns erwarten kann<sup>14</sup>.

In den zu Beginn der siebziger Jahre – das Husák-Regime bezeichnete diese Zeit groteskerweise als eine Zeit der Normalisierung und Konsolidierung – entstandenen Theaterstücken zeigt Havel eine Welt, in der „die Lüge zur Weltordnung gemacht wird“<sup>15</sup>. Mit unmißverständlichen Anspielungen auf die Prager Verhältnisse vom Sturz Antonín Novotnýs bis zur Einsetzung Gustáv Husáks treten die Retter – *Spiklenci*, so der Titel des Stückes – als ein fünfköpfiger Revolutionsrat in Erscheinung, der sich nach der Vertreibung des Diktators Olah und angesichts noch nicht gefestigter demokratischer Strukturen die Rettung des Friedens und der Demokratie auf seine Fahnen geschrieben hat. Angetreten mit dem Versprechen, die Rückkehr des Diktators zu verhindern, nutzen die selbsternannten Retter jedoch die politische Instabilität im Lande schließlich dahingehend aus, unter dem Vorwand der Notwendigkeit einer erfahrenen Führungspersönlichkeit zur Bewahrung des Friedens wieder den

<sup>14</sup> Havel: *Dálkový výslech* 98 (Fernverhör 136).

<sup>15</sup> Mit dieser prägnanten Formulierung antwortet Josef K. in Franz Kafkas Roman *Der Prozeß* dem Domgeistlichen auf dessen Bemerkung, man müsse nicht alles für wahr halten, es genüge, wenn man es für notwendig halte. Kafka, Franz: *Der Prozeß*. Frankfurt/M. 1979, 188.



alten Diktator an die Spitze des Staates zu hieven: Zensur und Folter werden wieder eingeführt, die Macht der Geheimpolizei erneut hergestellt. Der Mechanismus der Machterhaltung bedingt sich skrupel- und gewissenlos des Arguments der Verantwortung für das Wohl der scheinbar durch eine drohende Anarchie gefährdeten Bürger. Auch in *Žebrácká opera* führt Havel eine Welt der Lüge und des Verrates, der Korruption und der Machtgier vor Augen, in der die Grenzen zwischen Gut und Böse sich im Geflecht taktischer Manöver vollständig auflösen und Gangster und Polizisten nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind. Am Ende ist es dem Polizeikommandanten Bill Lockit, dem Repräsentanten der Staatsmacht, gelungen, die ganze Unterwelt unter seine Kontrolle zu bringen. Im Schlußdialog verrät Lockit seiner Frau das Geheimnis der Macht:

Frau Lockit: Es ist schon komisch, Bill – niemand weiß etwas über unsere Organisation, und alle dienen ihr!

Lockit: Wer nicht weiß, daß er dient, dient immer am besten!<sup>16</sup>

Mit seinem offenen Brief an Gustáv Husák im Jahre 1975, in dem Havel die Stimmungen und die gesellschaftliche Situation im Lande beschrieb, die darin scheinbar herrschende Ruhe als das Produkt von mit sublimen Mitteln erzeugter Angst und Repression anprangerte und den nahezu allmächtigen Politiker dazu aufrief, „das Maß [seiner] historischen Verantwortung abzuwägen und in Übereinstimmung mit ihr zu handeln“<sup>17</sup>, begann für den Schriftsteller insofern ein neuer Lebensabschnitt, als er fortan nicht mehr nur mittels seiner im eigenen Land ohnehin verbotenen Theaterstücke auf die tiefe politische und moralische Krise der Gesellschaft aufmerksam machte, sondern sich mit Appellen und Erklärungen direkt an die Öffentlichkeit und die politisch Verantwortlichen richtete. In seinem wohl bekanntesten Essay über die Macht der Machtlosen – *moc bezmocných* –, in dem Havel das Wesen des posttotalitären Systems zu analysieren und die Philosophie der ostmitteleuropäischen Bürgerrechtsbewegungen aus seiner Sicht zu formulieren versuchte, spielt der Identitätsbegriff erneut eine zentrale Rolle. Denn es sei das Ziel eines solchen Systems, alle Menschen in seine sublimen Machtstruktur einzubeziehen. Das einzelne Individuum werde dabei genötigt, seine persönliche Identität zugunsten der „Identität des Systems“ aufzugeben. Da sich im posttotalitären System im Gegensatz zur klassischen Diktatur darüber hinaus die klaren Grenzen zwischen Herrschenden und Beherrschten zunehmend auflösten, verliefen auch die Trennlinien zwischen Unterdrückten und Unterdrückten nicht mehr durch eindeutig voneinander abgrenzbare Gruppen, sondern „de facto durch jeden einzelnen Menschen“.

Deshalb gehe es in einem solchen System „schon lange nicht mehr um einen Konflikt zweier Identitäten“, sondern um „etwas sehr viel Schlimmeres – um die Krise der Identität selbst“<sup>18</sup>. Spätestens mit der federführenden Mitwirkung am Entstehen

<sup>16</sup> Havel: *Žebrácká opera* (dt. Gauneroper, Reinbek 1990, 99).

<sup>17</sup> Havel: *Dopis Gustávu Husákovi* [Briefe an Gustáv Husák]. In: *O lidskou identitu* 49 (dt. in: *Am Anfang war das Wort*. Reinbek 1990, 80).

<sup>18</sup> Havel: *Moc bezmocných* [Macht der Ohnmächtigen]. In: *O lidskou identitu* 69–71 (dt. *Versuch, in der Wahrheit zu leben*. Reinbek 1980, 24–26).

der tschechoslowakischen Bürgerrechtsbewegung Charta 77 war Havel unweigerlich zunächst zu einer – wenn auch je nach Perspektive unterschiedlich wahrgenommenen und beurteilten – öffentlichen Person, durch seine mehrmaligen und langjährigen Gefängnisaufenthalte zwischen 1977 und 1983 dann zu einer Symbolfigur der moralischen Integrität und des Widerstandes gegen das posttotalitäre System geworden. Mit der Last, die eine solche Projektion und Rolle mit sich bringt, setzte er sich in seinem ersten nach der Haftentlassung geschriebenen Stück auseinander. In *Largo desolato* verkörpert der Philosoph Leopold Kopřiva ein äußerlich und innerlich zermürbtes Idol wider Willen. Bei jedem Gespräch erschrickt er und rechnet damit, wieder einmal verhört oder verhaftet zu werden. Zu der äußeren Anspannung kommt die Angst, den hohen moralischen Ansprüchen nicht genügen zu können, die an ihn als Repräsentant des Widerstandes gestellt werden und die er an sich selbst stellt. Havel gelingt es in seinem Stück, „aus dieser tödlichen Situation den schlagenden Witz der Selbstironie herauszuholen. Sein Philosoph ist keine unverletzbar, makellose Symbolfigur, sondern ein Mensch mit vielen Schwächen“<sup>19</sup>. Ironisch zeigt Havel das traurige Bild einer Gesellschaft, in der es soweit gekommen ist, daß das Gefängnis als der Ort, vor dem man sich am meisten fürchtet als der scheinbar letzte, von allem Erwartungsdruck befreiende und erlösende Zufluchtsort geradezu wieder herbeigesehnt wird. Der Anti-Held Kopřiva erscheint jedoch nicht nur als das tragische Symbol einer pervertierten Gesellschaftsordnung, sondern auch als ein treffendes Beispiel dafür, daß sich die Frage nach der Identität des Menschen nicht auf die Frage der von außen an ihn herangetragenen Rollen, Wünsche, Stereotypen und Projektionen – vom geachteten Leithammel bis zum geächteten Sündenbock – reduzieren läßt. Wenn Kopřiva am Ende des Stückes verzweifelt schreit: „Laßt mich in Ruhe! Laßt mich alle in Ruhe!“<sup>20</sup>, so fordert er für sich selbst einen letzten Gefühls-, Entscheidungs- und Handlungsfreiraum, der sich der Einflußnahme, der Bevormundung und dem zwiespältigen Maßstab der gesellschaftlichen Anerkennung entzieht. Siegfried Lenz weist in seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe von *Largo desolato* gerade auf diese den Menschen auszeichnende „Dimension des Widerspruchs“ hin:

In dem Augenblick, da wir glauben, ihn berechnen zu können, demonstriert er seine Unberechenbarkeit; wenn wir uns bereit gefunden haben, ihm unser Mitleid zu schenken, zeigt er uns, daß er dieses Mitleid kaum wert ist; haben wir ihn eben in der Rolle des Opfers erlebt, gibt er uns zu verstehen, daß er sein eigener Schöpfer sein kann. In diesem Sinn wird mit Leopold Kopřiva ein Charakter vorgeführt, der immer auch etwas anderes ist als nur das, was wir in ihm sehen. Wenn wir zum Schluß glauben, der definitiven Auflösung seiner Identität beigewohnt zu haben, trumpft der Held, der keiner ist, mit einer unvermuteten Weigerung auf: er unterschreibt nicht das Papier, das die staatlichen Büttel ihm hinhalten, er sagt sich nicht von seiner Autorschaft los, obwohl dies seine Lage sofort erleichtern könnte. Die Frage, wer er wirklich sei, muß von neuem gestellt werden<sup>21</sup>.

Auch die Frage, wer Václav Havel denn nun wirklich sei, – ein „amoralisches und deklassiertes Element“, wie es der tschechoslowakischen Öffentlichkeit jahrelang

<sup>19</sup> H e n s e l, Georg: Spielplan. Der Schauspielführer von der Antike bis zur Gegenwart. München 1992, 1378.

<sup>20</sup> H a v e l: *Largo Desolato* 93.

<sup>21</sup> L e n z, Siegfried: Vorwort zu Havels *Largo Desolato*. Reinbek 1984, 8.

mit propagandistischen Mitteln suggeriert wurde, oder eine Symbolfigur für Freiheit und Demokratie, als die er im westlichen Ausland nicht zuletzt aufgrund seiner brillanten Essays aus den achtziger Jahren geehrt und gefeiert wurde – mußte noch einmal von neuem gestellt werden, als der Schriftsteller, Dissident und Bürgerrechtler nach der von ihm maßgeblich geprägten Samtenen Revolution am Ende des Jahres 1989 zum neuen Staatspräsidenten der Tschechoslowakei gewählt wurde.

In den programmatischen Reden und Ansprachen zu Beginn seiner ersten Amtszeit stand neben der Forderung nach der Erarbeitung einer tragfähigen Verfassung mit dem Ziel der Rückkehr zu einer funktionierenden parlamentarischen Demokratie sowie nach einer ökonomischen und ökologischen Neugestaltung des schwer gezeichneten Landes auch der Aufruf zu einer geistigen und moralischen Erneuerung auf der großen Liste der zu bewältigenden Aufgaben nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Systems. Wenn Havel dabei besonders darauf hinwies, daß die Bürger seines Landes die schwere Erblast der zurückliegenden vierzig Jahre nicht als etwas vollkommen Schicksalhaftes und Fremdes verdrängen, sondern als etwas Eigenes begreifen und annehmen sollten, kehrt dabei unverkennbar sein altbekanntes Anliegen wieder: Nur auf dem Hintergrund eines wenn auch schmerzhaften Bewußtseins der Mitverantwortung für das Gestern könnten Gegenwart und Zukunft gelingen, könne das Bewußtsein der eigenen Identität wachsen, ohne an ihren Widersprüchen zu zerbrechen – sowohl individuell als auch gemeinsam als Bürgergesellschaft. Die von Havel erträumte „selbständige, freie, demokratische, wirtschaftlich prosperierende und zugleich sozial gerechte Republik, [...] die dem Menschen dient und deshalb die Hoffnung hat, daß der Mensch auch ihr dienen wird“<sup>22</sup>, konnte seiner Ansicht nach nur dann Wirklichkeit werden, wenn an ihrem Anfang ein ehrlicher und selbstkritischer Umgang mit der eigenen Geschichte stünde. Der immer auch ein wenig irrealer dissidentische Versuch, *in der Wahrheit* zu leben, verwandelte sich in den Wochen und Monaten des politischen und gesellschaftlichen Neuanfangs somit in einen Aufruf zum Versuch, fortan wenigstens *mit der Wahrheit* zu leben.

Wie schwer es allerdings manchmal sein kann, moralische Forderungen in konkrete Alltagspolitik umzusetzen, mußte Havel spätestens in aller Deutlichkeit in dem sich immer schärfer zuspitzenden Konflikt um die Neuordnung oder Auflösung der Föderation zwischen Tschechen und Slowaken erfahren, in dem er mit seiner klaren Option für den Staatserhalt auf der Seite der Verlierer stand. In seinem den bekannten Havel-Titel umkehrenden Essay *Ohnmacht der Mächtigen* beschreibt der Journalist und ehemalige Chartist Jan Urban sehr selbstkritisch, wie sich angesichts dieses alle anderen Sachprobleme von der Tagesordnung verdrängenden emotionalen Themas die politische Unerfahrenheit der sich nun in hohen Staatsämtern befindlichen Dissidenten rächte<sup>23</sup>. Auch der überzeugte Föderalist Havel mußte sich in den Monaten

<sup>22</sup> Havel: Projev k občanům na Nový rok, Praha 1. ledna 1990 [Ansprache an die Bürger zum neuen Jahr, Prag, 1. Januar 1990]. In: Havel: Projevy, leden – červen 1990 [Reden, Januar – Juni 1990]. Hrsg. v. Vilém Prečan. Praha 1990, 18 (dt. Von welcher Republik ich träume. In: Angst vor der Freiheit. Reden des Staatspräsidenten. Reinbek 1991, 17).

<sup>23</sup> Urban, Jan: Ohnmacht der Mächtigen. Das Versagen der Dissidenten und der Zerfall der Tschechoslowakei. Lettre International 20/1 (1993) 6f.

des Ringens um den Staatserhalt politische Fehleinschätzungen und Fehlentscheidungen vorwerfen lassen. Havel, der innerhalb von drei Jahren Staatspräsident der ČSSR, ČSFR und der Tschechischen Republik werden konnte, mußte erleben, welche politische Sprengkraft der Vorstellung einer problematischen nationalen Identität innewohnen kann.

In einem Land, dessen Regierung sich nach den Worten ihres Premiers Václav Klaus einer ehrgeizigen „Marktwirtschaft ohne Adjektive“<sup>24</sup> verschrieben hat und das in seiner Geschäftigkeit an einige Kapitel seiner jüngsten Vergangenheit nicht gerne erinnert werden mag, hat Václav Havel heute mit dem Amt des äußerlich nicht allzu mächtigen Präsidenten der Tschechischen Republik eine Aufgabe übernommen, die er in den Augen vieler in- und ausländischer Kommentatoren deutlich besser auszufüllen versteht als die ihm nach der friedlichen Revolution von 1989 zugefallene Position an der Spitze eines mächtigen politischen Apparates. Als Dissident hatte Havel immer wieder betont, daß er zwar mit der Zeit zu so etwas wie einem „politisch Tätigen“ geworden, jedoch nie wirklicher Politiker gewesen sei und dies wohl auch niemals werde sein können<sup>25</sup>. Seiner Persönlichkeit und seiner Vorstellung von einer Politik als praktizierter Sittlichkeit, wie er sie in *Letní přemítání*, seinen Sommermeditationen aus dem Jahre 1991, darlegt, tat es keinen Abbruch, wenn ihm selbst nach einigen Jahren im politischen Alltagsgeschäft einer freien parlamentarischen Demokratie immer wieder die Möglichkeit und Notwendigkeit unterschiedlicher politischer Charismen in Erinnerung gerufen wurde. Die Macht des Wortes und die politische Dimension der Wahrheit scheinen ihren Einfluß und ihre Notwendigkeit auch in einem freien und unabhängigen Gemeinwesen eher in Form der Korrektur, der Kritik und der warnenden Wachsamkeit geltend machen zu können als an den eigentlichen Schaltstellen der politischen Macht. Wenn Havel deshalb mit „tschechischer Eigenwilligkeit“ in seinen Reden und Ansprachen daran festhält, daß ein nur auf ökonomischen und materiellen Erfolg und Wohlstand ausgerichtetes Gemeinwesen langfristig auf Sand gebaut sei, scheint er sich auch in den neuen politischen Verhältnissen etwas von seiner dissidentischen Identität im „Kampf gegen das große Vergessen“<sup>26</sup> und gegen einen manchmal allzu billigen Zeitgeist bewahrt zu haben.

\* \* \*

Dieser kurze und ausschnittshafte Einblick in Václav Havels Leben und Werk macht deutlich, daß sich die Frage nach der menschlichen Identität immer wieder neu von der Lebensgeschichte des Dramatikers, Dissidenten und Staatspräsidenten her aufdrängte, daß die Schauspiele und Erörterungen zu diesem Thema also nicht so sehr aus theoretischem und spekulativem Interesse, sondern aus konkreten existentiellen und gesellschaftspolitischen Fragen und Problemen erwachsen: die Eindrücke seiner Kindheit, die Erfahrungen mit dem Theater, die Existenz als Schriftsteller, die gesell-

<sup>24</sup> Vgl. Jaspers, Werner: Marktwirtschaft ohne Adjektive. Süddeutsche Zeitung v. 12./13. Februar 1994, 31.

<sup>25</sup> Vgl. Havel: Dálkový výslech 175 (Fernverhör 247f.).

<sup>26</sup> Vgl. dazu Santner, Inge: Im Kampf gegen das große Vergessen. Die Presse (Wien) v. 28. August 1993.



schaftlichen Funktionen und Rollen, die er selbst wählte oder die von außen an ihn herangetragen wurden – immer erfuhr und erlebte Havel die Frage nach der Identität und den Aufruf zur Verantwortung als ein problematisches und konfliktreiches Wechselspiel zwischen Selbstbestimmung und Selbstbehauptung auf der einen und gesellschaftlichen Bedingungen, Forderungen, Projektionen und Rollen auf der anderen Seite.

In seinem 62. Brief aus dem Gefängnis an seine Frau Olga sah sich Havel aus mehreren Gründen dazu veranlaßt, zu den „Ausgangspunkten seines Denkens zurückzukehren“<sup>27</sup> und seine Vorstellung von einem unauflösbaren Zusammenhang zwischen der Identität und der Verantwortung des Menschen einmal in Form eines in sich abgeschlossenen Essays darzulegen. Die wichtigsten Passagen dieses Briefes, der somit als ein Schlüsseltext gelesen werden kann, sollen im Folgenden in größeren Abschnitten wiedergegeben und erörtert werden:

Im Mittelpunkt meiner Betrachtungen zu verschiedenen menschlichen Dingen bleibt das Problem der menschlichen Identität. Alle meine Schauspiele sind eigentlich nur verschiedene Variationen über dieses Thema als über das Thema der Zerstörung der Einheit des Menschen durch sich selbst und des Verlustes all dessen, was der menschlichen Existenz eine sinnvolle Ordnung gibt, Kontinuität und einen einzigartigen Umriß<sup>28</sup>.

Die Begriffe, die Havel zur Beschreibung des Problems der menschlichen Identität wählt – *Einheit, Existenz, Sinn, Ordnung, Kontinuität, Umriß* – lassen erkennen, in welchen Bedeutungskontext der Identitätsbegriff hier verwendet wird. Wenn die Einheit des Menschen als zerstört und das, was der menschlichen Existenz eine sinnvolle Ordnung gibt, als verloren erfahren und beschrieben wird, geschieht dies im Horizont der Idee einer zugrundeliegenden Einheit und Sinnhaftigkeit menschlichen Lebens. Die Frage nach der Identität intendiert hier also nicht die wissenschaftliche Erforschung von Teilaspekten des menschlichen Lebens – wie sie z. B. in Erik H. Eriksons bekannter detaillierter psychoanalytischer Erforschung der vom Kleinkind, Kind, Jugendlichen usw. im Hinblick auf die Entwicklung einer stabilen Ich-Identität und „gesunden Persönlichkeit“ zu durchlaufenden „Stadien“ und „Lebenszyklen“ zum Ausdruck kommt<sup>29</sup> –, sondern ein ursprüngliches und existentielles Verstehen der menschlichen Wirklichkeit in ihrer ganzen Vielschichtigkeit und Rätselhaftigkeit – freilich unter der noch zu klärenden Prämisse, daß ein solches Verstehen prinzipiell auch ohne die explizite Berücksichtigung und Auswertung humanwissenschaftlicher Forschungsergebnisse auf vielfältige Weise im Leben des Menschen geschehen kann.

<sup>27</sup> Neben der Gewohnheit, am Anfang eines neuen Jahres – der Brief entstand in der ersten Januarwoche des Jahres 1981 – über die vergangene Zeit nachzudenken, war es vor allem die für den „unerreichbaren Systematiker, der auch den Gefängnissspind so präzise und ansehnlich aufgeräumt hatte, daß er als Muster für die Absolventen einer Offiziersschule hätte gelten können“ (Jiří Dienstbier), unerträgliche Tatsache, daß er „schon lange jeden Überblick darüber verloren“ hatte, was er seit seinem Haftantritt im Sommer 1979 schon alles geschrieben hatte und was davon vom Zensor überhaupt „abgeschickt worden war und was nicht“. Vgl. Havel: *Dopisy Olze 133* (Briefe an Olga 92) und Dienstbier, Jiří: *Über das Briefeschreiben*. Nachwort zur deutschen Ausgabe der Briefe an Olga 321.

<sup>28</sup> Havel: *Dopisy Olze 133* (Briefe an Olga 92).

<sup>29</sup> Vgl. Erikson, Erik H.: *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt/M. 1966, 214 ff.



Die Frage nach der Identität stellt sich bei Havel im Sinne einer philosophischen Anthropologie, die „nach dem Wesen, nach der Herkunft und der Bestimmung des Menschen fragt“<sup>30</sup>. Der Begriff der Identität verweist in Havels Konnotation somit stärker auf die philosophisch-theologisch inspirierten Begriffe *Individuum*, *Subjekt* und *Person* als auf die sozialpsychologischen Begriffe *Self*, *Selbst*, *Ich-Identität* oder *Rolle*: mit der Beschreibung der Tatsache, daß der Mensch auf seinem Lebensweg vom Kleinkind zum Erwachsenen verschiedene Entwicklungsstufen durchleben muß, um seine Ich-Identität zu finden und zu stabilisieren oder mit dem Hinweis, daß der einzelne im Laufe seines Lebens unzählige Rollen übernehmen muß und spielen kann, ist im philosophischen Kontext die Frage nach der Identität des Menschen noch nicht erledigt, sondern vielmehr erst richtig gestellt: Wie ist es denn überhaupt möglich, daß der Mensch „so viele Rollen, Beziehungen und Funktionen übernehmen und dabei doch derselbe bleiben (und werden)“ kann<sup>31</sup>. In einer Unterscheidung des Theologen Wolfhart Pannenberg wird die Intention der so gestellten Frage nach der menschlichen Identität deutlich. Demnach erschiene der Identitätsbegriff als ein *Reflexionsbegriff* zur ontologischen *Kategorie der Einheit*, der wiederum die Frage aufwirft, „ob Identität ohne ein solche Reflexion vollziehendes Subjekt [denn überhaupt] denkbar“ sei. Sollte diese Frage – wie dies bei Pannenberg im Bedenken des Phänomens des menschlichen Selbstbewußtseins geschieht – allerdings verneint werden, würde der Begriff des Subjektes seinerseits einer tieferen *Auslegung* und *Begründung* bedürfen<sup>32</sup>.

Für Havel erwächst die Überzeugung von einer der Identität zugrundeliegenden Subjekthaftigkeit des Menschen nicht in erster Linie aus einer Reflexion des menschlichen Selbstbewußtseins, sondern aus dem Nachdenken über das den Menschen ständig beunruhigende Phänomen seiner radikalen Verantwortlichkeit:

In meinen Betrachtungen entwickelte sich dann [...] die Bedeutung des Begriffs der menschlichen Verantwortung, die mir immer deutlicher als jener grundlegende feste Punkt zu erscheinen begann, aus dem jegliche Identität erwächst und mit dem sie steht und fällt; [...] Deshalb habe ich Dir geschrieben, das Geheimnis des Menschen sei das Geheimnis seiner Verantwortung. Also: der Gesichtspunkt, der es ermöglicht, die vielfältigen Fragen der menschlichen Existenz zu erfassen, ist für mich das Maß und die Art der menschlichen Identität. Der Schlüssel zum Problem der menschlichen Identität ist für mich dann das Problem der menschlichen Verantwortung. Das Rätsel wird damit natürlich nicht erklärt, nur verschiebt es sich in einen immer engeren bzw. konkreteren Raum<sup>33</sup>.

Die philosophische Ausrichtung des Identitätsbegriffes wird durch die Zuordnung des Begriffes der Verantwortung zusätzlich unterstrichen: Der Verantwortungsbegriff erscheint dabei als der vor- oder übergeordnete Begriff. Verantwortung

<sup>30</sup> Haeffner, Gerd: Philosophische Anthropologie. Stuttgart-Berlin-Köln 1989, 9.

<sup>31</sup> Ebenda 23.

<sup>32</sup> Vgl. Pannenberg, Wolfhart: Person und Subjekt. In: Marquard, Odo/Stierle, Karlheinz (Hrsg.): Identität. Poetik und Hermeneutik VIII. München 1979, 407.

<sup>33</sup> Havel: Dopisy Olze 134 (Briefe an Olga 92). Kursiv gedruckte Begriffe innerhalb der Zitate verweisen auf Begriffe oder Formulierungen, die bei Havel in einfache Anführungszeichen gesetzt sind.

begründet und konstituiert Identität, hält sie zusammen und bewahrt sie vor dem Zerfall. Mit einer Kette von Metaphern wird diese Zuordnung veranschaulicht. Havel beschreibt die Verantwortung auch als *Wurzel*, *Bauprinzip* und *Idee der Identität*. Der Bedeutungsgehalt des Verantwortungsbegriffes erschließt sich eher in Form von Assoziationen und Bildern.

Einer strengen Definition scheint sich der Begriff zunächst zu entziehen. In der Zuordnung der Begriffe, wie sie Havel vornimmt, spiegelt sich somit die Reflexion eines Denkweges wider, dessen Ausgangs- und Orientierungspunkte nicht ein abstraktes psychologisches, philosophisches oder weltanschauliches System, sondern – wie bereits gezeigt – konkrete persönliche und gesellschaftspolitische Lebenserfahrungen sind. Die Beschreibung dieser Begriffszuordnung – Identität durch Verantwortung – kann vor einem solchen Hintergrund nicht als eine Formel erscheinen, mit der sich das Rätsel Mensch am Ende wie eine mathematische Gleichung auflösen ließe. Mit dem Begriff der Verantwortung ist ein Schlüssel zum Problem, nicht eine Lösung des Problems der menschlichen Identität gefunden. Havel ist sich der Möglichkeiten und Grenzen seiner Konzeption bewußt: er kann und will das *Geheimnis* nicht erklären, er will ihm nur näherkommen. Identität und Verantwortung erscheinen damit als im weitesten Sinne hermeneutische, d. h. die menschliche Wirklichkeit erschließende und auslegende Begriffe<sup>34</sup>. Die unausgesprochene Voraussetzung einer solchen Zugangsweise zur Wirklichkeit liegt in der Überzeugung, daß der Mensch grundsätzlich offen ist für die Welt, daß er sie erkennend, handelnd und fühlend verstehen, nicht nur sinnlich wahrnehmen und unter verschiedenen Einzelperspektiven hinsichtlich in ihr erkennbare notwendige Kausalzusammenhänge erforschen und beschreiben kann. Negativ artikuliert sich ein solches Verständnis menschlichen Verstehens auch bei Havel in einer gewissen Skepsis gegenüber rein positivistischen oder naturalistischen Erklärungsmodellen des Phänomens menschlicher Verantwortlichkeit. Der „moderne Mensch“ habe nämlich – so fährt Havel in seinem Brief fort –, insofern er „nicht gläubig“ und die „Verantwortung für ihn keine Beziehung zu Gott“ sei, eine „Menge mehr oder weniger konkreter Antworten“ auf die Frage nach dem Ursprung der menschlichen Verantwortung gegeben: Während die einen ihre Wurzeln „in der Erziehung, der Gesellschaftsordnung, in sozialen und kulturellen Traditionen, im Selbsterhaltungstrieb, in unbewußter Berechnung oder im Gegenteil in Liebe und Opferbereitschaft, also in unterschiedlichen psychologischen Potenzen des Menschen“, suchten, erscheine sie anderen einfach als das „Gewissen als Bestandteil der biologischen Ausstattung unserer Art (zum Beispiel als das Freudsche Über-Ich)“<sup>35</sup>. Havel bestreitet nicht, daß sich das Phänomen der Verantwortung auf die angedeutete Art und Weise auch beschreiben lasse und dabei viele interessante Aspekte und

<sup>34</sup> Vgl. Gadamer, Hans-Georg: Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen 1986, 4: „Nicht nur daß geschichtliche Überlieferung und natürliche Lebensordnung die Einheit der Welt bilden, in der wir als Menschen leben – wie wir einander, wie wir geschichtliche Überlieferungen, wie wir die natürlichen Gegebenheiten unserer Existenz und unserer Welt erfahren, bildet ein wahrhaft hermeneutisches Universum, in das wir nicht wie in unübersteigbare Schranken eingeschlossen, sondern zu dem wir geöffnet sind.“

<sup>35</sup> Havel: Dopsis Olze 134 (Briefe an Olga 92f.).

einzelne Momente des Problems deutlich würden, er bezweifelt jedoch entschieden, daß mit solchen Beschreibungen schon alles gesagt sei:

Ist das aber alles? Ist mit diesen Antworten die Frage wirklich beantwortet? Ich bin überzeugt davon, daß dies nicht der Fall ist. Mich jedenfalls befriedigen diese Antworten in keiner Weise, weil mir scheint, daß sie das Wesen der Sache einfach nicht berühren. Sie sagen darüber etwa so viel wie ein Modell des Atoms über das Wesen der Materie oder ein Tachometer über das Wesen der Bewegung [...] Meiner *Welterfahrung*, wie ich sie – als konkreter Mensch – seit Jahren mache [...], widerstreben einfach wesentlich alle Versuche, ein Rätsel dadurch zu lösen, daß man es in diesem oder jenem Bezirk der wissenschaftlich beschreibbaren Welt lokalisiert (oder genauer: in die von der Wissenschaft rekonstruierte Welt). Mir kommt das nämlich wie Selbsttäuschung und Bequemlichkeit vor, die im übrigen nichts anderes sind als eine der *ideologischen* Erscheinungsformen der Krise der menschlichen Identität: der Mensch verzichtet auf sein Menschsein, indem er es im Kabinett des Fachmannes ablegt<sup>36</sup>.

Havels Skepsis gegenüber positivistischen Erklärungsmodellen – seien es physikalische (Atommodell), biologische (Ausstattung), psychologische (Über-Ich) oder soziologische (Einflüsse der Gesellschaftsordnung auf den einzelnen) – bezieht sich nicht auf die Aussagen und Ergebnisse der Einzelwissenschaften an sich, sondern auf den latent in ihnen enthaltenen Anspruch, damit die Wirklichkeit vollständig und endgültig entschlüsseln und definitiv erklären zu können. Zunächst werden erkenntnistheoretische Zweifel an einem solchen Anspruch angemeldet: Das Wesen einer Sache werde durch seine Lokalisierung oder Beschreibung noch gar nicht berührt. Anhand der angeführten Beispiele – Atommodell und Tachometer – läßt sich dieser Einwand verdeutlichen: Ausgehend von der Tatsache, daß kein wissenschaftliches Modell oder technisches Gerät ohne ein zumindest vages *Vorverständnis* für den dargestellten oder zu gebrauchenden Gegenstand – daß also z. B. mit einem Atommodell der Aufbau der Materie veranschaulicht werden soll oder mit einem Tachometer die Geschwindigkeit, die Bewegung in der Zeit gemessen wird – verstanden bzw. verwendet werden kann, stößt man auf die Frage nach den grundlegenden Konstanten und Bedingungen unserer Erkenntnis: Wie ist es denn überhaupt möglich, „etwas als etwas“ zu erkennen?<sup>37</sup>

Martin Heidegger, auf dessen Denken sich Havel in seinen Betrachtungen immer wieder bezieht, hat diese Frage eingehend erörtert. In seiner Analyse des menschlichen Verstehens thematisiert Heidegger das in jedem Erkenntnisakt schon immer *vor-verstandene Sein* und – als Horizont einer die bloße *Anwesenheit* überschreitenden *Seinsauslegung* – die Zeit als ein *transzendentes Geschehen*. Im Kontext einer auch für das Denken Havels aufschlußreichen hermeneutischen Theorie menschlichen Verstehens ist deshalb der Hinweis von Nutzen, daß „zwischen dem Vorverständnis und dem Verständnis [einer Sache oder eines Phänomens] eine Wechselwirkung“ besteht, durch die der „Verstehenshorizont“ beständig „erweitert oder präzisiert wird“. Eine solche Wechselwirkung wird deshalb auch als ein „hermeneutischer Zirkel“ bezeichnet<sup>38</sup>. Was bereits im Hinblick auf das Verständnis naturwissenschaftlich-

<sup>36</sup> Ebenda 134f. (93).

<sup>37</sup> Vgl. Heidegger, Martin: *Sein und Zeit*. Tübingen 1986, §32.

<sup>38</sup> Keller, Albert: *Allgemeine Erkenntnistheorie*. Stuttgart-Berlin-Köln 1982, 90f.

technischer Gegenstände deutlich wird, gilt in besonderem Maße für das, was man als die Phänomene der natürlichen Lebenswelt des Menschen bezeichnen kann: So sehr positivistische Objektivierungen ein Verstehen der Phänomene ergänzen können, so leicht können sie auch – isoliert betrachtet und zum alleinigen Verstehensprinzip erhoben – einen mißbrauchbaren und somit gefährlichen technizistischen Glauben an die unbegrenzte Verfüg- und Machbarkeit menschlichen Lebens erwecken. Wenn sich Havel bei seiner Skepsis gegenüber wissenschaftlichen Weltbildern und Weltanschauungen gerade im Kontext der Frage nach dem Phänomen der Verantwortlichkeit auf seine eigene *Welterfahrung* beruft, kommt darin etwas vom Denken des tschechischen Philosophen Jan Patočka zum Ausdruck, für den die Aufgabe der Philosophie im Anschluß an Edmund Husserl und Martin Heidegger darin bestand, „der Moderne einen suchenden Weg entgegenzustellen“<sup>39</sup>.

Patočka, dessen Texte Havel schon in seiner Jugend gelesen und den er früh in seinem Leben persönlich kennengelernt hat, fand in der Methode des phänomenologischen Denkens der Philosophie wieder eine Möglichkeit, „die Welt auf ihre Geltung, auf ihr Sein zu befragen, ohne sich der *Datenvermittlung* durch die Einzelwissenschaften bedienen zu müssen, das heißt, ohne *primär* als Axiomlieferantin für Wissenschaftsmethodik tätig zu sein“<sup>40</sup>. Die „Überwindung des Positivismus“ sollte dabei jedoch nicht „im Sinne einer Gegenüberstellung zweier Doktrinen geschehen“, sondern „als eine Eingliederung in die große Tradition der Philosophie erfolgen, allerdings nicht der Philosophie im Sinne eines Systems, sondern im Sinne der uralten Diskussion über die Grundlagen der *prima philosophia*“<sup>41</sup>. Hinsichtlich einer erkenntnistheoretischen Grundhaltung gegenüber der Wirklichkeit läßt sich also festhalten: Das Ungenügen oder genauer die Nicht-Relevanz, die Havel bei der Auseinandersetzung mit den positivistischen und naturalistischen Betrachtungsweisen der Wirklichkeit empfindet, steht im Kontext eines hermeneutisch-phänomenologischen Denkens, das hinsichtlich der Erkenntnis des Menschen sowohl auf die Notwendigkeit der Anknüpfung an eine Wirkungsgeschichte und die Berücksichtigung eines grundlegenden Bedeutungszusammenhangs vor dem Horizont der menschlichen Lebenswelt verweist, als auch daran festhält, daß es nicht nur eine Erfahrung des sinnlich Seienden, sondern auch geistige Wesens-, Sinn- und Seinserfahrungen gibt.

Neben diesen erkenntnistheoretischen Fragen zeigt sich im Hinweis auf die Entmündigung des Menschen im „Kabinett des Fachmannes“ auch eine ideologie- und sprachkritische Perspektive in Havels Denken, die als ein Aufruf zur Wachsamkeit und Eigenverantwortung des einzelnen im Geflecht wissenschaftlicher und politischer Patentlösungen und Sprachregelungen verstanden werden kann. Diese Variation von einem dezidierten Verantwortungsdenken wird von Havel in vielen seiner

<sup>39</sup> Patočka, Jan: Was ist Phänomenologie? In: Ausgewählte Schriften IV.: Die Bewegung der menschlichen Existenz. Phänomenologische Schriften II. Hrsg. v. Klaus Nellen, Jiří Němec und Ilja Šrubar. Wien 1991, 452.

<sup>40</sup> Šrubar, Ilja: Zur Entwicklung des phänomenologischen Denkens Jan Patočkas. Vorwort zu Patočka: Die Bewegung der menschlichen Existenz 9.

<sup>41</sup> Vgl. Patočka: Zum 60. Geburtstag. Mit Jan Patočka über die Philosophie und die Philosophien. *Filosofický časopis* 15 (1967) 589f.



politischen Essays entfaltet<sup>42</sup>. Havels Vermutung nämlich, daß sich hinter mancher Wissenschaftlichkeit nur bequeme Selbsttäuschung und somit etwas zutiefst Ideologisches verbergen könnte, kann nur auf den ersten Blick als das spezifische Mißtrauen eines Menschen verstanden werden, der in einem realexistierenden sozialistischen System gelebt hat, in dem alles wissenschaftlich-dialektisch begründet oder poetisch-intellektuell (v)erklärt werden konnte. Havel sah in den von ihm ausführlichst und präzise beschriebenen totalitären Systemen des ehemaligen Ostblocks nur die primitiven „futuologischen Studien“ möglicher Entwicklungen, die der „ganzen modernen Zivilisation“ in viel sublimeren Versionen erst noch bevorstehen<sup>43</sup>. Auch hier gilt: Nicht in der Methodik des Positivismus, die weitestgehend dem Wesen der Naturwissenschaften entspricht, sondern in seinem Anspruch auf das Monopol der Wirklichkeitsdeutung, der Verabsolutierung der eigenen rationalistischen Tradition und der Möglichkeit des ökonomisch-politischen Mißbrauchs eines solchen Denkens liegen die Gründe für die Sorge und Kritik Havels. Die Tatsache, daß dieser Anspruch inzwischen selbst wissenschaftstheoretisch reflektiert und kritisiert wird, schließt die Möglichkeit des Mißbrauchs dieses Denkens allein nicht aus. Den „grundlegenden Fehler“ aller positivistischen Erklärungen sieht Havel – und damit geht er zur Beschreibung seines eigenen Verständnisses von Verantwortung über – darin, daß in ihnen die menschliche Verantwortung – „ähnlich wie alles übrige“ – immer nur als „eine Beziehung von etwas Relativem, Vergänglichem und Endlichem zu etwas Relativem, Vergänglichem und Endlichem (zum Beispiel die des Bürgers zur Rechtsordnung oder des Unbewußten zum Über-Ich)“ gedacht werde<sup>44</sup>. Das Entscheidende werde dabei gerade nicht gesehen, sondern verstellt:

Es zeigt sich nur zu deutlich, daß es hier überhaupt nicht um die Beziehung zweier relativer Dinge zueinander geht, sondern um die Beziehung der Relativität zur *Nicht-Relativität*, die Beziehung der Endlichkeit zur *Nicht-Endlichkeit*, der einzelnen Existenz zur Totalität des Seins. Die Verantwortung erscheint zwar meistens als Beziehung von etwas in uns zu etwas aus unserer Umgebung oder etwas anderem in uns. In ihrem Grunde jedoch – und das immer – ist sie eine Beziehung von uns – als Relativitäten – zu unserem einzigen wirklichen Gegenpol, nämlich zu dem, was uns überhaupt ermöglicht, unsere Relativität als Relativität zu erfahren: zu einer Art allgegenwärtigem, absolutem Horizont als der *letzten Instanz*, die hinter und über allem ist, die allem den Rahmen, den Maßstab und Hintergrund gibt und die im letzten alles Relative begrenzt und definiert. Dieser super-abstrakte und super-ideale Horizont ist freilich etwas verflucht Konkretes – oder erfahren wir ihn nicht tagtäglich in all unserer konkreten Erfahrung der Welt der Relativitäten als deren immer neu gegenwärtiges, begrenzendes Element und als die uns eigentlich am dringlichsten berührende Dimension? Es ist überhaupt strittig, was eigentlich – als existentielle Erfahrung – dringlicher ist: ob jener *konkrete Horizont* sich verändernder und vergänglicher Landschaften und menschlicher Silhouetten, die unseren Weg durch das Leben säumen, oder jener *andere*, unveränderliche Horizont, den wir dahinter fühlen bzw. der durch ihn uns ständig anhaucht, als eine Quelle seiner Bedeutung<sup>45</sup>.

<sup>42</sup> Vgl. vor allem Havel: Ein Wort über das Wort. Rede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels. In: Am Anfang war das Wort. Reinbek 1990, 207ff.

<sup>43</sup> Vgl. Havel: Politika a svědomí [Politik und Gewissen]. In: Do různých stan. Eseje a články z let 1983–1989 [In verschiedene Richtungen. Essays und Artikel aus den Jahren 1983–1989]. Hrsg. v. Vilém Prečan. Scheinfeld-Schwarzenberg 1989, 42 (dt. in: Am Anfang war das Wort. Reinbek 1990, 96f.).

<sup>44</sup> Havel: Dopisy Olze 135 (Briefe an Olga 93).

<sup>45</sup> E b e n d a 135 (93f.).



Daß Verantwortung eine Beziehung der Endlichkeit zur Nicht-Endlichkeit ist, zeigt sich, es kann und wird nicht streng logisch deduziert. Für Havel bedeutet der *absolute Horizont*, der sich bei der Frage nach der Verantwortung des Menschen eröffnet, nicht das Resultat einer begrifflichen Dialektik von Endlichkeit und Unendlichkeit, sondern die Reflexion einer *tagtäglichen* und *verflucht konkreten* Erfahrung. Es geht um die Suche nach einer persönlichen und existentiellen Antwort auf alltägliche und zugleich radikale Lebensfragen und Lebensprobleme. Diese letztlich unabwendbaren Fragen stellen sich dem Menschen mit den Worten des Philosophen Max Müller nicht mehr nur unter einer speziellen, methodisch streng festgelegten und somit immer auch relativen Hinsicht – seien sie nun psychologisch, soziologisch oder historisch etc. –, sondern „vor diesen Hinsichten und über diesen Hinsichten“ im „Horizont des Nichts oder des Seins“<sup>46</sup>. Mit eindringlichen Bildern versucht Havel die ganze Reichweite einer nicht positivistisch reduzierten Vorstellung von den Wurzeln der menschlichen Verantwortung darzustellen:

Als die Fähigkeit oder Entschlossenheit oder anerkannte Pflicht des Menschen, unter allen Umständen, ein für alle Mal und total für sich einzustehen (also als einzige echte Schöpferin der Freiheit), ist die Verantwortung genau das, worin erst im Hinblick auf das Universum der Mensch sich als Mensch definiert, also als jenes Wunder des Seins, das er ist. [...] Ich würde sagen, die Verantwortung ist das Messer, mit dem wir unseren unwiederholbaren Umriss in das Panorama des Seins einschneiden; sie ist die Feder, mit der wir in die Geschichte des Seins jenen Vorgang von der neuen Erschaffung der Welt schreiben, der die menschliche Existenz immer neu ist. [...] Kurz und gut: mir scheint, daß so, wie keine Materie ohne Raum und kein Raum ohne Materie ist, so gibt es keine vergängliche menschliche Existenz ohne den Horizont der Unvergänglichkeit, vor dem sie sich entfaltet und auf den sie sich – ob sie nun davon weiß oder nicht – andauernd bezieht. Wobei die Spur, die sie auf diesem Hintergrund in jedem Augenblick hinterläßt, letztlich auch sie in einem gewissen Sinne unvergänglich macht – und das nicht nur als ein totes Abbild des Lebens, sondern als das, was sie wirklich ist, nämlich sein Subjekt. Aber das wäre, ich sehe das, ein ganz neues Thema<sup>47</sup>.

Identität konstituiert und ereignet sich für Havel zunächst durch die radikale Verantwortung des Menschen für sich selbst. In der Fähigkeit und anerkannten Pflicht zur persönlichen Antwort auf den Zuspruch des Seins liegt auch die Freiheit, Unabhängigkeit und Souveränität des Menschen begründet. Durch seine Bereitschaft zur Verantwortung seiner selbst vor einem nicht mehr relativierbaren Sinnhorizont kann der Mensch zum Mitschöpfer der Welt und zum Mitgestalter der Geschichte des Seins werden. An diesem Gedanken wird bereits deutlich, daß radikale Selbstverantwortung immer schon einen Aufruf zur Verantwortung für den anderen, zur sozialen Verantwortung in sich birgt. Daß die Mitgestaltung an der Geschichte des Seins für Havel kein abstraktes Prinzip, sondern eine konkrete Aufforderung zu alltäglichem personalem und sozialem Engagement darstellt, macht erneut den Einfluß des Denkens Jan Patočkas auf Havel deutlich: Denn Verantwortung und Wahrheitswille sind für Patočka nur in einem ersten Schritt die unabdingbaren Voraussetzungen eines „streng wissenschaftlichen“ Forschens und Fragens „nach dem letzten Grund der Erschei-

<sup>46</sup> Vgl. Müller, Max: Philosophische Anthropologie. Hrsg. v. Wilhelm Vossenkuhl. Freiburg-München 1974, 11f. und 16–20.

<sup>47</sup> Havel: Dopisy Olze 134f. (Briefe an Olga 94f.).

nung des Erscheinenden“, wie von ihm die „Grundproblematik der Phänomenologie“ charakterisiert wird<sup>48</sup>. Philosophie als Frage nach dem Sinn von Sein und als Bereitschaft, sich verantwortungsvoll in ein umfassendes Wahrheitsgeschehen einzufügen, beinhaltet – und das ist der zweite und entscheidende Schritt in Patočkas persönlicher Aneignung und Weiterentwicklung der Phänomenologie – auch eine ethisch-politische Dimension, deren Fehlen bei Husserl und Heidegger so oft konstatiert wird. Denn bevor der Mensch die Welt vor sich als eine strukturierte Wirklichkeit betrachten kann, steht er immer schon unmittelbar in ihr und ihrer konkreten Geschichte, die ihn zu einer verantwortlichen und verantwortbaren Stellungnahme auffordert. Patočkas Leben und Werk zeichnet sich durch eine unauflösbare Einheit von Philosophie, Geschichtsbewußtsein und politischer Stellungnahme aus. „Das freie Denken“ ist bei ihm „gerichtet auf die Bedingungen der Möglichkeit von Politik und Geschichte, wie wir dies kennen seit Platons *Staat* und seit der *Nikomachischen Ethik* und der *Politik* des Aristoteles.“<sup>49</sup> In der „Solidarität der Erschütterten“ sind die Sorge für die Seele und die Sorge für die Polis nicht mehr voneinander zu trennen.

Die Frage nach der Identität des Menschen führt Havel über den Begriff der Verantwortung des Menschen vor dem „Horizont der Unvergänglichkeit“ gerade zu dem Begriff, der heute so konsequent aus dem Vokabular der Human- und Sozialwissenschaften verdrängt wird – dem Begriff des Subjekts. Der „unwiederholbare Umriß“, den der Mensch auf seinem Lebensweg mit dem „Messer der Verantwortung“ in das „Panorama des Seins einschneidet“, die „Spur“, die er dort hinterläßt, kann in den Augen Havels nicht abrupt abbrechen, kann nicht nur ein „totes Abbild des Lebens“ sein. Am Ende seines 62. Briefes an Olga drängt sich deshalb die Frage auf, ob Havel den „allgegenwärtigen, absoluten Horizont als der *letzten Instanz*, die hinter und über allem ist“, noch irgendwie näher beschreibt oder ob er es vorzieht, darüber zu schweigen.

*Theatrum mundi* und *Vita activa* spielen sich für Havel nicht nur vor den Augen des – von den Sozialpsychologen heute so gerne als Identitätsmaßstab angeführten – *generalisierten anderen* oder vor den Augen indifferenter Kräfte in Natur und Geschichte ab. Durch die Annahme seiner Verantwortung wird sich der Mensch nicht nur seiner eigenen Identität, sondern auch der geheimnisvollen Ordnung der Welt und deren absoluten, nicht mehr nur relativen Horizonts bewußt: Verantwortung als der „Schlüssel zum Geheimnis des Menschen“ birgt in sich ein Moment der Transzendenz. Diesen Gedanken versuchte Havel in den letzten seiner im Gefängnis entstandenen Briefzyklen zu klären<sup>50</sup>.

In der Geburt eines Menschen sieht Havel nicht nur einen natürlichen, rein *biologischen* Vorgang, sondern auch ein die menschliche Existenz in ihrem *Ausgangszustand* treffend und präzise charakterisierendes Bild und Symbol: das Geborenwerden

<sup>48</sup> Patočka: Was ist Phänomenologie? Ausgewählte Schriften IV, 424.

<sup>49</sup> Vgl. Ricoeur, Paul: Einleitung zu Patočkas Ketzerischen Essays zur Philosophie der Geschichte. Ausgewählte Schriften II. Wien 1988, 8.

<sup>50</sup> Im wesentlichen beziehen sich die folgenden Überlegungen auf den zweiten Teil von Dopisy Olze (Briefe an Olga Nr. 129 bis 145). Diese Briefe wurden im Gefängnis Pilsen-Bory vom Mai 1982 bis Februar 1983 geschrieben.

ist ein Prozeß der Abtrennung, es führt den Menschen in einen *Zustand des Getrenntseins*:

Mit dem Menschsein entsteht etwas wesenhaft Neues und auf nichts anderes Überführbares; etwas, das zwar ist, aber das nicht mehr spontan im *Sein überhaupt* ist; etwas, das ist, aber irgendwie *anders*, gegen alles und gegen sich selbst. Es entsteht das Wunder des Subjekts. Das Geheimnis des Ich. Das Bewußtsein von sich selbst. Das Bewußtsein von der Welt. Das Rätsel der Freiheit und Verantwortung. Mir scheint, der Gedanke des Getrenntseins als Ausgangszustand des Menschseins ermöglicht eine bestimmte Orientierung bei der Erforschung der Bühne, auf der die menschliche Existenz gestiftet wird und sich ihr Drama entwickelt<sup>51</sup>.

Mit der Unterscheidung der Begriffe *Sein* und *Welt* wird der Ausgangszustand menschlicher Existenz näher beschrieben: Die Welt erscheint dabei als etwas Fremdes, Anderes, Bedrohliches, in das der Mensch *geworfen* wird; er findet sich in ihr vor, ohne sie gewählt zu haben, er ist einfach da, und die Welt vermittelt von sich her keinen Sinn, keine Gewißheit. Doch der Mensch verspürt einen elementaren „Hunger nach Sinn“. Havel kann sich dieses Phänomen nur dadurch erklären, daß es im Menschen einen „inneren Widerhall“ von Sinn, eine „Erinnerung“ an einen „Zustand des ursprünglichen Seins im Sein“, an einen Zustand der Selbstverständlichkeit und Gewißheit“ gibt. Das menschliche Ich lasse sich deshalb auch als ein „Zwischensein“, als Heimatlosigkeit zwischen der Welt und dem Sein charakterisieren. Der Mensch

ist ein Fremder in der Welt, weil er immer irgendwie mit dem Sein verbunden ist, und er ist dem Sein entfremdet, weil er in die Welt geworfen ist. [...] Er ist vom Horizont der Welt umringt, vor dem es kein Entrinnen gibt, und zugleich frißt in ihm die Sehnsucht, diesen Horizont zu durchbrechen und zu überschreiten<sup>52</sup>.

Der Zusammenfall der Erfahrung der Endlichkeit, des Entfremdetseins und des Unsinn in der Welt mit dem Bewußtsein der Fähigkeit zur Transzendenz sowie dem Erleben des Guten und Sinnvollen erweckt im Menschen – und nur in ihm! – das Gefühl der Absurdität als der „Schnittlinie“ dieses „zweifachen Geworfenseins“. In diesem, wie Albert Camus es nennt, „Klima der Absurdität“<sup>53</sup> vollzieht sich für Havel die menschliche Grundentscheidung zwischen Verzweiflung und Resignation einerseits oder dem Aufbruch zu einer ungewissen, aber letztlich allein sinnstiftenden „Pilgerfahrt zwischen Sein und Welt“ andererseits. Vor allem dort, wo die Kulissen einstürzen, werden die „Umrisse“ der Identität des Menschen „abgesteckt“. Dann gilt es,

sich auf den Weg zu machen im Bewußtsein der Unabsehbarkeit seines Zieles, aber auch im Bewußtsein dessen, daß gerade und nur diese Unabsehbarkeit es öffnet, ermöglicht und ihm Sinn gibt<sup>54</sup>.

An einem scheinbar banalen Beispiel schildert Havel, wie die soeben mit dem Bild der Geburt beschriebene Ausgangssituation des Menschen, die Erfahrung der Absurdität und der damit verbundene Aufruf zur Entscheidung, zur Stellungnahme und

<sup>51</sup> Havel: Dopsis Olze 313 (Briefe an Olga 253).

<sup>52</sup> E b e n d a 314 (254).

<sup>53</sup> C a m u s, Albert: Der Mythos von Sisyphos. Ein Versuch über das Absurde. Hamburg 1985, 16.

<sup>54</sup> Havel: Dopsis Olze 314f. (Briefe an Olga 255).

zur Verantwortung immer wieder neu und gänzlich unerwartet die Routine und die Fassaden des Alltags durchbrechen kann und wie sich dabei ethische Grunderfahrungen ereignen. Bei einer der abendlichen Wettervorhersagen im Fernsehen, die sich die Häftlinge ansahen, ereignete sich eine technische Panne im Fernsehstudio; der Ton fiel aus, doch die Ansagerin blieb weiter im Bild. Als die Meteorologin die Panne bemerkte, wußte sie nicht, wie sie reagieren sollte:

Und da geschah etwas Eigenartiges: der Mantel der Routine fiel ab, und vor uns stand auf einmal eine verwirrte, unglückliche Frau. Dem Blick von Millionen Menschen ausgesetzt und dabei hoffnungslos allein, in eine unbekannte, nicht vorausgesehene und unlösbare Situation geworfen, unfähig, in irgendeiner Weise mimisch zu beweisen, daß sie über den Dingen steht [...]. Bis auf den Grund der Peinlichkeit sinkend, stand sie dort in der ganzen ursprünglichen Nacktheit der menschlichen Ohnmacht, von Angesicht zu Angesicht mit der bösen Welt und sich selbst, mit der Absurdität ihrer Stellung und der verzweifelten Frage, was sie mit sich selbst tun soll, wie sie ihre Würde wahren soll, wie sie bestehen soll, wie sie sein soll<sup>55</sup>.

Die Möglichkeit, daß die Meteorologin diese Szene als viel weniger peinlich oder problematisch erlebt haben könnte, ist für das, was Havel zu beschreiben versucht, nicht von Belang. Denn noch wichtiger als das darin sich zeigende Bild menschlicher Existenz ist für ihn zunächst die Frage, wie es denn überhaupt möglich sei, daß *er selbst* „fast physisch den Schrecken dieser Situation“ miterlebt habe, daß er sich „unabhängig von [s]einem Willen“ mit und für diese unbekannte Frau schämte, daß er mit ihr litt und darüber „unglücklich“ war, „ihr nicht helfen, sie nicht vertreten, nicht dort an ihrer Stelle sein oder ihr zumindest über die Haare streicheln zu können“:

Warum fühlte ich auf einmal – wider alle Vernunft – eine so starke Verantwortung für einen Menschen, den ich nicht nur nicht kenne, sondern dessen Unglück darüber hinaus nur durch eine Fernsehübertragung vermittelt an mich herantrat. Was geht mich das eigentlich an? Betrifft mich das denn – sei es auch nur entfernt – überhaupt?<sup>56</sup>

Aus verschiedenen Perspektiven und in mehreren Schritten versucht Havel diese Frage zu beantworten. Mit dem Philosophen Emmanuel Lévinas, auf den er sich bei dem Versuch, die Struktur und das Wesen der Verantwortung zu klären immer wieder bezieht<sup>57</sup>, stimmt Havel zunächst darin überein, daß „die Verantwortung für andere [...] etwas sehr Ursprüngliches“ sei, daß sie „unserem Willen und der Wahl des Eigenprojektes“ vorangehe und daß dieses „authentische, von nichts gefilterte, von aller Spekulation freie [...] Aufsihnehmen“ von Verantwortung „hier eher als das Ich selbst“ bestehe:

<sup>55</sup> E b e n d a 315 (256).

<sup>56</sup> E b e n d a 316 (256).

<sup>57</sup> Bei Havels Auseinandersetzung mit Lévinas handelt es sich freilich nicht um eine wissenschaftlich inspirierte Diskussion. Havel bezog sich in seinen Briefen auf einige Passagen aus dem Werk von Lévinas, die sein Bruder Ivan für ihn in einigen Briefen abgeschrieben hatte. Interessant erscheint dabei, daß Havel trotz seiner großen Sympathie für den Ansatz von Lévinas dessen Forderung nach einer radikalen Umorientierung der abendländischen Philosophie (vielleicht eher intuitiv als bewußt) nicht mitvollzog. Die oft nur angedeuteten Differenzierungen in der Zuordnung von Subjektivität, Intentionalität und Verantwortlichkeit werden im Folgenden daher besonders herausgestellt.



Zuerst befinde ich mich in ihr, und erst dann – auf diese oder jene Weise diese Geworfenheit annehmend oder ablehnend – konstituiere ich mich als der, der ich bin<sup>58</sup>.

Diese Aussage scheint widersprüchlich zu sein: geworfen in die ethische Beziehung bezieht das Ich, das darin doch eigentlich erst konstituiert werden soll, Stellung zu seiner eigenen Geworfenheit. Havel ist sich des Paradoxes bewußt und versucht es zu lösen. Die Ansicht von Lévinas, dem das Antlitz des anderen als „Sinn“ und „Bedeutung ohne Kontext“, als eine un(ver)mittelbare Erfahrung des „ganz anderen“ erscheint<sup>59</sup>, teilt Havel nicht. Für ihn kann die „enthüllte Ausgesetztheit des anderen“ nur deshalb auch als solche wahrgenommen werden, weil sich darin zugleich die „eigene, ursprüngliche und halb vergessene Ausgesetztheit“ offenbart, weil der Mensch im Antlitz des anderen zugleich in sich selbst und in die Erkenntnis zurückgeworfen wird, „daß eigentlich auch er es ist, der hier derart ohne Hilfe steht, daß dies ein Bild unserer gemeinsamen Verlassenheit ist, das uns alle verwundet, ohne Rücksicht darauf, wer gerade konkret verwundet wird“<sup>60</sup>. Die Asymmetrie der ethischen Situation, wie sie sich im Ruf zur Verantwortung zeigt, versteht Havel nicht als eine Asymmetrie der Erfahrung, sondern als eine Asymmetrie der Tat. Sie artikuliert sich in der Einsicht, „daß jemand anfangen muß“, „daß ich anfangen muß“<sup>61</sup>, gegen das *alle* betreffende Leid und Unheil in der Welt anzugehen, anstatt es lediglich zynisch oder resigniert zur Kenntnis zu nehmen. Auch das Moment der Distanzierung von der Wucht des unmittelbaren ethischen Ereignisses wird von Havel und Lévinas unterschiedlich beurteilt. Während Havels „Verwunderung“ über sein „plötzliches und ein wenig unsinniges Mitgefühl“ mit der Meteorologin in der Konzeption von Lévinas bereits als eine negativ zu bewertende Ontologisierung des ursprünglichen Ereignisses angesehen werden muß, erscheint Havel dieses Sich-Wundern selbst nicht als eine negative Reduktion, „erwächst doch aus diesem Wundern (über die Fremdheit der Welt und über sich selbst) das Fragen selbst, der Geist und also auch das *Ich* als das Subjekt aller Fragen“<sup>62</sup>.

Der Aufruf zur radikalen Verantwortung für den anderen ist für Havel ein wesentliches Moment in der Sehnsucht des Menschen nach der „Transzendenz der eigenen Subjektivität“, ist eine Form der „Urerfahrung seiner selbst im Sein und des Seins in uns“. Das in dieser Erfahrung aufbrechende und noch differenzierter zu bedenkende Gefühl der „Verantwortung für alle und alles“ äußert sich in der „Intention, die Welt mit seiner eigenen Subjektivität zu bedecken“:

Mitgefühl, Liebe, spontane Hilfe gegenüber dem Nächsten, alles, was die spekulative Sorge überschreitet und ihr vorangeht, – diese echten *Tiefen des Herzens* – kann man also als den einzigartigen Bestandteil dessen begreifen, worin sich in der Welt der menschlichen Subjektivität ihre Geworfenheit in ihrem Ursprung in der Integrität des Seins verwandelt und womit sich diese Subjektivität immer und immer wieder zu dieser Integrität ausspannt und zu ihr zurückkehrt<sup>63</sup>.

<sup>58</sup> Havel: Dopisy Olze 316 (Briefe an Olga 256).

<sup>59</sup> Vgl. Lévinas, Emmanuel: Ethik und Unendlichkeit. Gespräche mit Philippe Nemo. Graz-Wien-Böhlau 1986, 64f.

<sup>60</sup> Havel: Dopisy Olze 316 (Briefe an Olga 257).

<sup>61</sup> E b e n d a 295 und 354 (257 und 302).

<sup>62</sup> E b e n d a 317 (257).

<sup>63</sup> E b e n d a 317 (258).



Während F. M. Dostojewskij in seinem Roman *Die Brüder Karamasow* den Starez Sosima die „Verantwortung für alle und alles“ als *das* universale Gebot zur „Rettung“ der Menschheit verkünden läßt<sup>64</sup> und auch Emmanuel Lévinas diesen Gedanken ins Zentrum einer jeder Ontologie vorhergehenden Ethik stellt<sup>65</sup>, betont Havel, daß diese unmittelbare, „uferlose und vorbehaltlose, vor dem Verstand und vor dem Grund bestehende Verantwortung“ zwar als *Quelle* jeglicher Verantwortung angesehen werden müsse, sie als solche jedoch gerade *nicht* verabsolutiert und zum ethischen Grundprinzip erhoben werden dürfe. Dieser Vorbehalt wird in seinen folgenden Briefen schrittweise begründet: Das Gefühl der Geworfenheit und die „spontane Verantwortung für alles“, wie sie sich in der geschilderten Erfahrung einer unmittelbaren Verantwortung für den anderen aktualisiert, erinnere den Menschen an seinen „Ursprung im Sein“. Die Begegnung mit dem Antlitz und der Existenz des anderen sei zugleich eine Vergegenwärtigung jenes ursprünglichen Du, das allein jedes Ich zu konstituieren vermöge:

Nur durch das *Du* (am Anfang ist dieses *Du* naturgemäß die Mutter), nur durch das *Wir* kann das *Ich* wirklich es selbst werden; in den Augen des anderen erschaut es zuerst den Blick von außen und liest zum erstenmal die *Stimme des Seins*<sup>66</sup>.

Die Begegnung mit dem *Du* bezeichnet Havel auch als die „Quelle“, aus dem die „Subjektivität des Subjekts“ entspringt, als „Urkern unseres *Ich*“ und als seinen „genetischen Code“, zu dem bereits die Ahnung von einem „absoluten Horizont unseres Beziehers“ und somit die Fähigkeit zur Transzendenz gehöre. Dieses sich konstituierende „Ur-Ich“ des Menschen weist nun für Havel allerdings auch Eigenschaften auf, die in höchstem Maße ambivalent sind: es sei nämlich ein „argloses und ohne Maß sich aussetzendes *Ich*, das seine Grenzen und Horizonte nicht achtet, nicht seine Verwundbarkeit und seine Geworfenheit in die Welt“, ein *Ich*, „das sich unermesslich danach sehnt, in allem und für alles zu sein, ohne Rücksicht auf die Konsequenzen und Folgen für das Dasein in der Welt“. Das „Ur-Ich“ des Menschen vergesse gleichsam in der elementaren und unmittelbaren Begegnung mit dem *Du* und in der darin erwachenden Ahnung des Absoluten den zweiten Pol seiner Geworfenheit: die Welt, die Endlichkeit, die eigenen Grenzen. Für sich allein tendiert es deshalb dazu, sich absolut zu setzen und sich gerade dadurch radikal zu verfehlen, am geschilderten Beispiel erläutert: „Ich will jene Meteorologin sein und *weiß nicht*, daß es nicht geht.“<sup>67</sup> Das Gefühl der „Verantwortung für alle und alles“ ist für Havel der

<sup>64</sup> Vgl. Dostojewskij, F. M.: *Die Brüder Karamasow*. München 1986, 421f. und v. a. 431: „Hier [angesichts der Sünde und Ruchlosigkeit der Welt] gibt es nur eine Rettung; mache dich selber für alle Sünden der Menschen verantwortlich; [...] denn sobald du dich aufrichtig für alles und alle verantwortlich machst, wirst du einsehen, daß es tatsächlich so ist und daß du allen gegenüber an allem Schuld trägst.“

<sup>65</sup> Vgl. Lévinas: *Ethik und Unendliches* 72ff.: *Die Verantwortung für den anderen*. Hier bezieht sich Lévinas ausdrücklich auf die angeführte Stelle bei Dostojewskij und bezeichnet die darin erhobene Forderung allein als das Konstitutivum der „nicht entfremdbaren Identität als Subjekt“ (79).

<sup>66</sup> Havel: *Dopisy Olze* 355 (Briefe an Olga 304).

<sup>67</sup> *E b e n d a* 320 (260).

notwendige und bleibende Ausgangspunkt jeglicher Verantwortung und alles Guten in der Welt. Weil diese Art der Verantwortung zugleich aber auch der Ausgangspunkt des Fanatismus und somit des vom Menschen angerichteten Unheils und Schreckens sein *kann* und es in der Geschichte der Menschheit auch oft genug war, muß die unreflektierte und grenzenlose Verantwortung für alle und alles – verabsolutiert zum ethischen Prinzip konkreten menschlichen Handelns – als eine „unverantwortliche Verantwortung“ betrachtet werden:

Die Verantwortung dieses *jungen Ich* ist trotz ihrer Reinheit und Unbegrenztheit – und in gewissem Sinne gerade deswegen – im Grunde unverantwortlich, weil sie noch nicht voll und tatsächlich Verantwortung *zu* ist: Erst der tatsächliche (bewußte, *wache*) Eintritt in die Welt, die Zeit und den Raum und erst die Einsicht in die eigene Verantwortung durch sie und in ihnen formt diese Verantwortung als Beziehung und hilft ihr zu entdecken, daß sie nicht nur Verantwortung für etwas, sondern auch zu etwas ist: daß sie nicht nur das Ergießen des *Ich* in seine unendliche Umgebung ist, als ob nichts *außerhalb* sei, sondern daß sie zugleich auch Rufen von *außen* ist, das das *Ich* auffordert, Rechenschaft abzulegen<sup>68</sup>.

Echte Verantwortung und Transzendenz kann sich nicht in der Verabsolutierung des eigenen Ich ereignen, im Versuch, die eigene Endlichkeit hinter sich zu lassen, sondern nur im Wissen des Menschen um seine Grenzen und die Grenzen der Welt. Blaise Pascal formulierte diese Einsicht in dem Gedanken, daß der Mensch weder Engel noch Tier sei und es das Unglück wolle, daß, wer den Engel wolle, das Tier mache<sup>69</sup>. Erst im Wissen um die eigene Endlichkeit, erst im Prozeß der Distanzierung zur ursprünglichen ethischen Beziehung konstituiert sich für Havel das „reife Ich“ und somit die Fähigkeit zu einer „reifen Verantwortung“. Eine solche notwendige Distanzierung und Reflexion der ethischen Urerfahrung ist das Werk des menschlichen Geistes. Erst durch die Rationalität eröffne sich dem „Ur-Ich“ die „eigene Freiheit“, die „Wahl und Selbst-Wahl“, die „Verantwortung für sich selbst“, erst das im menschlichen Geist begründete *reflektierte* Selbstbewußtsein ermögliche auch das Bewußtsein der eigenen Identität in Raum und Zeit, das die unmittelbare ethische Beziehung, die „uferlose Verantwortung“, das reine Du nicht zu vermitteln vermag:

Ohne mein Bewußtsein, mit dem sich mein *Ich* über sich selbst erhoben hat, um in meiner ein wenig lächerlichen Verantwortung für die Meteorologin meine Verantwortung *für alles* zu enthüllen und zu begreifen und sie in Raum, Zeit und Welt zu projizieren und so letztlich auch die *Verantwortung für die Verantwortung* auf sich zu nehmen, ohne diese Handlung wäre meine Verantwortung einfach keine Verantwortung. Wenn Lévinas sagt, die wahre Verantwortung sei hier eher als Wort und Rede, hat er nicht völlig recht. Voll und ganz ist sie erst in dem Augenblick vorhanden, in dem sich im *Ich* deutlicher der Geist durchsetzt, durch den das *Ich* sich und seine Verantwortung erkennt und benennt, sich sie als Frage stellt und sie aus der Zeit- und Grenzenlosigkeit des Träumens und der Sehnsucht in die Begrenztheit des Raumes und der Zeit der Welt und der Realität der menschlichen Aufgaben überträgt<sup>70</sup>.

Die ethische Beziehung ereignet sich für Havel nicht jenseits des Wissens und „jenseits des Seins“, wie es Lévinas immer wieder formuliert. Im Du, in der Begegnung

<sup>68</sup> Ebenda 328 (270).

<sup>69</sup> Pascal, Blaise: Gedanken. Fragment 358. Heidelberg 1972, 170.

<sup>70</sup> Havel: Dopisy Olze 322f. (Briefe an Olga 264).

mit dem anderen, kann die Frage nach dem Sein aufbrechen, doch sie wird darin nicht vollständig beantwortet. Die ethische Beziehung ist eine Quelle und ein originärer Ort der menschlichen Transzendenz, aber sie ist nicht selbst das Ziel der Transzendenz. Havel verwendet ein Bild, um diesen Unterschied zu erläutern: Die „reife Verantwortung“ versuche nicht mehr, sich mit ihrer Quelle – dem Gefühl einer Verantwortung für alle und alles – vollständig zu identifizieren, sondern behutsam aus ihr zu „schöpfen“. Werde die aus dem Wissen um die Spannung zwischen endlicher Welt und unendlicher Sehnsucht nach dem Sein erwachsende Bedachtsamkeit und Vorsicht zugunsten eines Poles der Geworfenheit in Welt und Sein aufgegeben, drohe die Gefahr eines „Verfallens an das Dasein“ auf der einen und die „Verdinglichung des Seins“ auf der anderen Seite. Resignation und Fanatismus sind deshalb für Havel die zwei Seiten desselben Mißverständnisses über die Wirklichkeit des Menschen: Es hat dort seinen Ursprung, wo der Mensch aufhört, sein „paradoxes Wesen“ als ein solches anzunehmen und zu akzeptieren:

Er löst jene grundlegende Spannung auf, aus der seine Existenz selbst, seine Subjektivität und endlich auch Identität erwächst; er löst sich in Zwecken und Dingen auf, die er selbst definiert und geschaffen hat; er wird zum Mechanismus, zur Funktion, zur Jagd, zur Sache manipuliert von seiner eigenen Manipulation. [...] Verschwunden sind Kontinuität und Identität, das Subjekt ist verlorengegangen, seine Freiheit und sein Wille<sup>71</sup>.

Die „transzendente Dimension“ des Menschseins läßt sich in Havels Augen weder vollkommen in der ethischen Beziehung realisieren noch in ehrgeizigen „Daseinsprojekten“, in Versuchen, die Welt „im Sturm zu nehmen“, kompensieren. Am Ende der „eingebildeten Herrschaft über die Welt“ könne deshalb niemals etwas „anderes als die Versklavung seiner selbst“ stehen<sup>72</sup>.

In der Beschreibung des Erlebnisses mit der Meteorologin hatte Havel aus einer Außenperspektive auf die schmerzhaft Erfahrung hingewiesen, die bedeutet, den anderen in seiner radikalen Ausgesetztheit nicht vertreten zu können. Das Phänomen der Undelegierbarkeit der Verantwortung und des Rufes zur persönlichen Rechenschaft versucht Havel an zwei weiteren Beispielen aus einer Innenperspektive zu beleuchten. Das erste Beispiel geht wiederum von einer scheinbar banalen Alltagssituation aus, das zweite stellt eine Reflexion über den Umgang mit Schuld dar, wie sie Havel aus der eigenen Lebensgeschichte erwuchs:

Schon viele Jahre kommt mir ein triviales Beispiel in den Sinn: ich steige in der Nacht in den zweiten Wagen einer Straßenbahn ein, um eine Station weit zu fahren. Im Wagen ist niemand, nicht einmal ein Schaffner, denn das Fahrgeld bezahlt man, indem man eine Münze in einen entsprechenden Kasten wirft. Ich kann also eine Münze in den Kasten werfen, muß es aber nicht<sup>73</sup>.

Das Dilemma, das Havel mit dieser Situation zu beschreiben versucht, wird erst ganz verständlich, wenn in einem Gedankenbeispiel *alle* möglichen äußeren Faktoren und inneren Kalkulationen und Erwägungen über den Sinn oder Unsinn der Bezahlung der einen Krone für den Fahrpreis ausgeblendet werden: der Fahrgast *weiß*, daß

<sup>71</sup> E b e n d a 329f. (272).

<sup>72</sup> E b e n d a.

<sup>73</sup> E b e n d a 333 (278).

die Straßenbahn niemals kontrolliert wird, keiner kann die mögliche Übertretung beobachten, niemand würde sie je nachweisen können. Genausowenig wie eine Übertretung je bestraft werden könnte, würde die Bezahlung jemals als „Respekt vor den Bürgerpflichten“ oder als etwas ähnliches geschätzt oder honoriert werden:

Freunde, Mitbürger, Öffentlichkeit, Gesellschaft, Verkehrsbetrieb und der Staat selbst, alles schläft zu dieser Zeit einen tiefen Schlaf. Sie sind völlig außerhalb meines Dilemmas, und jede Rücksichtnahme auf deren Meinung wäre offener Unsinn. Es ist rein und ausschließlich mein Streit, in dem es überhaupt keine Rolle spielt, wie sehr mir an jemandes Meinung über mich liegt oder nicht liegt<sup>74</sup>.

Obwohl alle denkbaren äußeren Faktoren, Zwänge und Rücksichtnahmen, aber auch alle durch Erziehung und Öffentlichkeit vermittelten moralischen Vorgaben als irrelevant erachtet werden müssen, erscheint Havel die Grundstruktur der geschilderten Situation immer noch als ein „Dialog“, als ein Gespräch zwischen dem „Ich als dem Subjekt seiner Freiheit, seiner Reflexion und seiner Wahl“ und einem „Jemand“, einer unhintergehbaren, „allgegenwärtigen“, „allwissenden“ letzten „Autorität in sittlichen Fragen“, die auch als „das Gesetz selbst“ bezeichnet werden könne. Wer aber ist dieser Gesprächspartner des Menschen? Nur eine nicht näher beschreib- und erklärbare „innere Stimme“, das „Über-Ich“, das „Gewissen“?<sup>75</sup>

Zur selben Frage gelangt Havel auch beim Nachdenken über eine bereits fünf Jahre zurückliegende, dennoch entscheidende Episode in seinem Leben: Eine durch seine ersten Gefängniserfahrungen angeschlagene psychische Verfassung und eine Fülle falscher Informationen über die wirkliche Entwicklung der Charta 77 – es wurde ihm unter Mitwirkung seines eigenen Verteidigers suggeriert, daß „die Jungs alle aufgegeben“ hätten – ließen Havel während seines ersten Gefängnisaufenthaltes im Frühjahr 1977 zur Überzeugung gelangen, daß er „als einer der Initiatoren der Charta vielen Menschen Schaden zugefügt und sie in schreckliches Unglück gestürzt“ habe. In einer im Grunde harmlosen Formulierung deutete er dieses Gefühl in einem seiner routinemäßigen Entlassungsgesuche an. In gefälschter Form wurde dieses Schreiben umgehend mit dem erlogenen Kommentar, Havel sei „weich“ geworden und habe seine Funktion als Sprecher der Charta niedergelegt, publiziert. In Wahrheit hatte Havel gegenüber den Untersuchungsbeamten lediglich die Absicht angedeutet, daß er nach Rücksprache mit den anderen Chartisten bereit sei, seine Aufgabe in *deren* Hände niederzulegen. Als Havel dann entlassen wurde und feststellte, daß die Charta alles andere als am Ende war, fühlte er sich schuldig. Alle Beteuerungen von Freunden und Mitstreitern, daß ihm keiner auch nur den geringsten Vorwurf für sein Verhalten mache, halfen ihm nichts – er selbst war zutiefst davon überzeugt, daß er die entscheidende Prüfung nicht bestanden, daß er wirklich Schuld auf sich geladen habe<sup>76</sup>. Noch einmal erinnert sich Havel an die damalige Situation und an die Zeit nach seiner Entlassung, die er als die „dunkelste Zeit“ seines Lebens erlebte, als „Wochen, Monate und eigentlich Jahre stiller Verzweiflung“ der „Scham“ und der „inneren Schande“, noch

<sup>74</sup> E b e n d a 334 (279).

<sup>75</sup> E b e n d a.

<sup>76</sup> Vgl. H a v e l: Dálkový výslech 123 ff. (Fernverhör 171 ff.).



einmal rekapituliert er auch all seine Versuche, die zentrale Frage, wie das habe geschehen können, zu beantworten: Erfolgte die Unterschrift in einer „zeitweiligen Sinnesverwirrung“, aus einer „fehlerhaften Einschätzung der Situation“ heraus, in einer „banalen Psychose“, wie sie für erstmals Inhaftierte völlig normal sei, irritiert durch falsche Informationen, in schlichter „Vertrauensseligkeit“ und dem „dummen Glauben an Spuren guter Absichten im Handeln meiner Widersacher“ oder als eine „Äußerung unbewußter psychologischer Angst“ usw.? Solche Fragen habe er sich unentwegt gestellt und zu beantworten versucht und dennoch, trotz aller Erklärungen, die er suchte und fand, habe die innere Qual nicht aufgehört. Warum? Nach langem Ringen glaube er die Antwort auf diese Frage jetzt gefunden zu haben:

Der Fehler lag nicht darin, daß ich auf meine Fragen schlecht geantwortet hätte oder die Bedeutung vieler Faktoren [...] falsch eingeschätzt hätte. Der Fehler lag [...] in der Art und Weise dieses Fragens selbst, in seinem Ursprung, der nichts anderes war als das unbewußte Bemühen, die ureigensten Ursachen meines Versagens irgendwo *außerhalb* zu lokalisieren, hinter den Grenzen meines wirklichen *Ich*, [...] in irgendwelchen *Umständen, Bedingungen, äußeren Faktoren oder Einflüssen*, in irgendeinem entfremdenden *Psychologischen* – dieser typischen modernen Art, das Subjekt aus der *Kategorie der Gründe* auszuschließen. Ja, dieses Fragen war im Grunde nur der Ausdruck der verzweifelten Anstrengung, vor sich selbst die harte Tatsache zu verbergen, daß es einfach um mein Versagen ging, ausschließlich meines; [...] diese ganze Selbstaufteilung war nur ein uneingestandener Versuch, sich aus seiner Verantwortung für sich selbst herauszulügen und sie auf jemanden anderen zu schieben<sup>77</sup>.

Vom Standpunkt der menschlichen „Daseinsinteressen“ und des alltäglichen Überlebenswollens aus betrachtet, erscheint die Selbstaufteilung des Menschen, die Delegation der Schuld und somit auch der Verantwortung an verschiedene Instanzen als eine verständliche Reaktion; sie entlastet die eigene Person und macht das Weiterleben zunächst scheinbar leichter. Havel geht es nicht darum, von einem erhabenen moralischen Standpunkt aus diese alltäglichen, scheinbar normalen Verhaltensweisen als in sich unmoralisch und verwerflich zu verurteilen. Er möchte aber darauf hinweisen, wohin es seiner Ansicht nach zwangsläufig führen würde, wenn der Mensch sich vollkommen mit diesem Verhalten „zufrieden gäbe“, wenn er die Kategorie der persönlichen Schuld immer mehr aus seinem Leben, Empfinden und Denken zu verdrängen versuchte: die vollständige Entlastung des Menschen würde auch das Ende seiner Freiheit, seiner Subjektivität und seiner Intentionalität bedeuten, ein Prozeß, an dessen Ende der definitive „Zerfall der eigenen Identität“ stehen würde. Die gegen den dominierenden Zeitgeist bewußt in aller Schärfe formulierte These Havels lautet deshalb zunächst:

Nur in vollständigem Einstehen hier für sein eigenes Anderswo, in völligem Einstehen heute für sein eigenes Gestern, nur in diesem vorbehaltlosen Einstehen des *Ich* für sich selbst und alles, was es je war und getan hat, gewinnt es Kontinuität und also auch Identität mit sich selbst, ausschließlich so wird es überhaupt zu etwas Bestimmtem<sup>78</sup>.

Kann eine derart bewußte und radikale Annahme der eigenen Schuld und somit der „Verantwortung als Verantwortung für sich selbst“ aber auch tatsächlich gelebt

<sup>77</sup> Havel: Dopsis Olze 338 f. (Briefe an Olga 282 f.).

<sup>78</sup> E b e n d a 339 (286).



werden, verkennt und überfordert sie das Wesen des Menschen nicht zutiefst? Havel beantwortet diese Frage mit dem Hinweis auf eine Erfahrung und eine Einsicht, die gerade diese schmerzhafteste Annahme der eigenen Schuld erst ermöglicht. Der Mensch kann sich nicht durch Selbstrechtfertigung und Auflösung seiner Schuld von der Qual und vom Leiden befreien. In der Annahme seiner immer auch schuldbelasteten eigenen Lebensgeschichte und der Übernahme der daraus erwachsenden Verantwortung erfährt er Befreiung und Erlösung vielmehr als ein unverfügbares Geschenk, als Gnade:

Für seine Erfolge einzustehen ist einfach. Jedoch die Verantwortung auch für sein Versagen auf sich zu nehmen, [...] das nirgendwohin und auf nichts geschoben werden kann, und sich selbst auch tätig zu dem zu bekennen, was dafür zu bezahlen ist – das ist verteuert schwer! Aber einzig hierher führt der Weg [...] zu einem tieferen Finden seiner selbst, zu einer erneuten Souveränität über seine Dinge, zu einem radikal neuen Einblick in die geheimnisvolle Existenz als undeutlicher Aufgabe und in ihre transzendente Bedeutung. Und einzig ein solches inneres Verstehen kann letztlich zu dem führen, was man echten *Seelenfrieden* nennen könnte, zu dieser höchsten Freude, zum wirklich Sinnvollen, zu dieser unendlichen *Freude am Sein*. Gelingt dem Menschen dies, dann hört alles Leiden des Daseins auf, Leiden zu sein, sondern wird zu dem, was die Christen Gnade nennen<sup>79</sup>.

An drei Beispielen – der personalen Begegnung mit dem Du, dem unausblendbaren Ruf zur verantwortlichen Entscheidung jenseits aller gesellschaftlicher Norm und jenseits der rein moralischen Pflicht und schließlich in der „Grenzsituation“ der Scham und der Annahme des persönlichen Versagens und des Eingeständnisses der eigenen Schuld – schildert Havel, wie die entscheidende Frage nach dem Wovonher und Woraufhin der menschlichen Transzendenz aufbricht – eine Frage, die sich vielleicht lange verdrängen oder verschieben, niemals aber vollständig erklären oder gar leugnen lasse.

In seinen Briefen an Olga setzt sich Havel immer wieder mit der (auch von Freunden an ihn herangetragenen) Frage auseinander, weshalb er zögere, all die von ihm genannten Momente des „absoluten Horizontes des Seins“ – Transzendenz, Ursprung und Ziel des Lebens, der Liebe, der Freiheit und der Verantwortung, Wahrheit, Gerechtigkeit, Sinn, Ewigkeit, Allwissenheit, Allgegenwart usw. – „einfach durch das Wort *Gott* zu ersetzen“<sup>80</sup>.

Was hindert ihn daran, das sich in der ethischen Beziehung nicht vollständig erfüllende Moment der Transzendenz, den nicht ausblendbaren Dialogpartner in der nächtlichen Straßenbahn, den tiefsten Grund seiner Scham und seiner gnadenhaften „Freude am Sein“ bewußt und ausdrücklich *Gott* zu nennen? Da Havel selbst nur „ungern“ über diese (aus theologischer Perspektive gestellte) Frage spricht, er damit nichts zu begründen oder zu erklären versucht, sollen die Äußerungen, die er in *Dopisy Olze* zu diesem Thema macht, hier ohne interpretierenden Kommentar vorgestellt werden. Allein durch die chronologische Aneinanderreihung dieser Aussagen über den eigenen Glauben wird allerdings deutlich, daß sich Havel auch in dieser Frage um eine weiterführende, niemals ganz fertige Antwort bemüht.

<sup>79</sup> Ebenda 304 (287).

<sup>80</sup> Ebenda 255 (208).

Im August 1980 thematisiert Havel erstmals die Frage nach Gott in seinem Leben und schreibt, daß er „seit seiner Kindheit fühle“, daß er „nicht er selbst“ wäre, wenn er „nicht in andauernder und vielfältiger Spannung zu diesem [s]einem *Horizont* lebte, dem Quell des Sinnes und der Hoffnung“, und zugleich, daß er „seit der Jugend nicht sicher“ sei, ob es „dabei um *Gottese Erfahrung* geht oder nicht“. Bestimmt sei er aber „kein richtiger Christ oder Katholik, „da er z. B. seinen „Gott nicht ehre“ und auch nicht begreife, weshalb er dies tun sollte. Denn was dieser Gott sei – „Horizont, ohne den nichts Sinn hätte und er eigentlich nicht existiere“ –, sei er „in seinem Wesen, keineswegs also dank einer kraftvollen Leistung, die Achtung erfordern würde.“ Immer neu müsse er „abwägen“, und kein „Hinweis auf irgendeine geachtete materielle Autorität, und sei es die Heilige Schrift“, könne ihm den „unvermittelten Dialog mit diesem [s]einem Gott“ ersparen, wobei er „die Botschaft Jesu“ als „Aufruf zum eigenen Weg“ annähme:

Ich bin einfach ein Kind des Zeitalters begrifflichen und keineswegs mythischen Denkens, und deshalb erscheint auch mein Gott – wenn ich schon gezwungen bin, über ihn zu sprechen (was ich sehr ungern tue) – offenbar als etwas schrecklich Abstraktes, Nebelhaftes und wahrlich wenig Anziehendes (um so mehr, als auch meine Beziehung zu ihm so schwer faßbar ist). So erscheint er freilich nur demjenigen, den ich darüber zu informieren versuche – die Erfahrung selbst ist ganz lebendig, vertraulich, konkret, vielleicht (wegen ihrer immer aufs neue überraschenden Vielfältigkeit) lebendiger als bei manchen anderen, die ihren *normalen* Gott ordentlich mit allen zugehörigen Attributen ausgestattet haben (die ihn vielfach seltsamerweise eher verbergen als ihn näherbringen). Und was für meinen Gott auch bezeichnend ist: er ist ein Meister im Warten, womit er mich hin und wieder ziemlich nervös macht. Als ob er verschiedene Möglichkeiten vor mir arrangiere und dann schweigend abwarte, was ich tun werde<sup>81</sup>.

Im Anschluß an eine Überlegung über das letzte Fundament der Moral, des kantischen „Sittengesetzes“ im Menschen, des kategorischen Imperatives“ und der „Annahme einer absoluten Gerechtigkeit“, die das „absolut Sinnvolle“ mit einschließe, weist Havel im September 1981 darauf hin, daß er trotz oder gerade wegen der Überzeugung, daß es sich bei dieser letzten Instanz „um eine höchst geistige Erfahrung bzw. um etwas höchst Geistiges handelt“, nicht imstande sei, „hier von Gott zu sprechen“:

Gott ist nämlich jemand, der sich freut, wütend ist, der liebt, der gefeiert werden will – er verhält sich für mich zu sehr wie ein Mensch. Und doch bin ich mir eines Paradoxes bewußt: wenn an dem Ort, denn ich einzugrenzen versuche, Gott nicht existiert, wird all dies nur als irgendeine Art abstrakter Konstruktion und Ausflüchte erscheinen. Aber was soll ich machen?<sup>82</sup>

Nachdem Havel in seinem 109. Brief an Olga zu Beginn des Jahres 1982 auf ähnliche Weise wie im bereits vorgestellten 62. Brief seine Identitätskonzeption in einem in sich geschlossenen Essay darzustellen versuchte und abschließend wiederum von der „letzten Instanz“ und dem „absoluten Horizont des Seins“ als des unhintergehbaren Bezugsrahmens menschlicher Verantwortung gesprochen hatte, schreibt er – auf die wohl kritische Anfrage eines Freundes hin, der seine bisherigen Briefe gelesen

<sup>81</sup> E b e n d a 90 (59).

<sup>82</sup> E b e n d a 222 (175).

hatte –, daß ihn „doch etwas mehr als nur intellektualistische Ausflüchte“ daran hindern würden, „den Glauben an einen persönlichen Gott zuzugeben“:

Mir fehlt das mystische Erlebnis der tatsächlichen Ansprache der Offenbarung, also der äußerst wichtige *letzte Tropfen*. Sicherlich könnte ich mein *irgend etwas* oder den *absoluten Horizont* einfach durch das Wort *Gott* ersetzen, jedoch scheint mir das nicht seriös zu sein. Ich versuche, so genau wie möglich die Sache so zu beschreiben, wie sie sich mir darstellt und wie ich sie fühle, also keine Gewißheiten vorzutäuschen, wo sie nicht sind. Die Nähe zu christlichem Fühlen gestehe ich ein, und es freut mich, wenn sie hier erkannt wird; und doch muß man in diesen Dingen sehr vorsichtig sein und die Worte wohl abwägen (das hat mir übrigens einst der Prager Erzbischof selbst gesagt, als wir uns darüber unterhielten).<sup>83</sup>

Im Anschluß an das geschilderte Dilemma in der Straßenbahn und der sich darin artikulierenden Frage nach dem geheimnisvollen Dialogpartner stellt sich Havel im Juli 1982 erneut die Frage, ob es Gott sei, der in der „inneren Stimme“, im „Gewissen“, im (metaphysischen) „Gesetz“ zum Menschen spreche. Es gäbe, so fährt Havel dann fort, „viele feine Gründe“, warum er „zögere, dieses Wort zu verwenden“. Eine wichtige Rolle spiele dabei zweifellos auch eine „gewisse Scham“, die er allerdings nicht näher begründen könne.

Auch die „Befürchtung, mit dieser zu bestimmenden Bezeichnung (bzw. Behauptung, *Gott ist*)“ seine „durch und durch persönlich, ganz innere (wie tief und dringlich sie auch sei) unklare Erfahrung zu eindeutig nach *außen* zu projizieren, auf jene problematische Projektionswand der sogenannten *objektiven Realität*, und sie so zu sehr zu transzendentalisieren“:

Ob Gott ist oder nicht – so, wie ihn die christliche Menschheit begreift –, weiß ich nicht und kann ich nicht wissen [...]. Ich weiß nur so viel: das Sein (das doch leichter anzunehmen ist als das Sein Gottes) in seiner Integrität, Fülle und Unendlichkeit, als Prinzip, Ziel und Sinn all dessen, was ist und als das tiefste und zugleich weiteste *Innen* alles Seienden [...] gewinnt in dieser Sphäre unserer inneren Erfahrung, über die ich hier schreibe, deutlich persönliche Züge. Seine Stimme, wie wir sie empfangen dank unseres *Eingestelltseins auf seine Wellenlänge* (d. h. dank unseres Ursprungs in ihm und unserer Orientierung auf es hin), scheint aus irgendeiner seiner besonderen, *nicht getrennten* Subjektivität mit eigenem, unendlichem Gedächtnis, allgegenwärtigem Geist und unendlich großem Herzen herzukommen. Mit anderen Worten: es ist, als ob das Sein des Universums in den Momenten, in denen wir uns auf dieser Ebene mit ihm treffen, auf einmal ein persönliches Gesicht gewönne und mit ihm sich an uns wende.<sup>84</sup>

Die Frage entscheiden zu wollen, wieviel in dieser Erfahrung dann noch einmal „auf das Konto dessen geht, der sie macht, und was auf das Konto dessen, mit dem sie gemacht wird“, inwieweit darin sich also noch einmal auch anthropomorphe Vorstellungen wiederfinden, sei letztendlich nicht zu beantworten und „eigentlich als unsinnig zu beurteilen“. Dies zu erfahren würde bedeuten, daß der Mensch über seine eigenen Erfahrungen hinausstiege und somit „seine Getrenntheit und sein Menschsein“ hinter sich ließe<sup>85</sup>. Darüber zu streiten erscheint Havel müßig, am Aufruf zur

<sup>83</sup> Ebenda 255 (208).

<sup>84</sup> Ebenda 335 (280).

<sup>85</sup> Ebenda.

Verantwortung selbst würde sich durch ein solches Wissen nichts ändern: „Unserer Verantwortung entgehen wir damit nicht um einen Millimeter.“<sup>86</sup>

Die unmittelbarste und tiefgreifendste Erfahrung jener „geheimnisvollen Stimme des Seins“, jenes personenhaften Rufens schildert Havel nicht im Kontext der von ihm beschriebenen beglückenden und sinnvollen Erlebnisse – in der personalen Begegnung, im Erleben der Natur, in der mediativen Sammlung, in der Einsicht in die sittliche Verpflichtung usw. –, sondern im Zusammenhang mit der leidvollen „Prüfung“, wie sie sich in der Annahme des eigenen Versagens, in der Scham vollzieht:

Meinem Versagen verdanke ich, daß ich zum erstenmal im Leben – wenn mir ein solches Beispiel erlaubt ist – unmittelbar im Arbeitszimmer des lieben Gottes selbst stand. Niemals bisher habe ich ihm so aus der Nähe in das Antlitz geschaut, niemals bisher hörte ich so aus der Nähe seine vorwurfsvolle Stimme, niemals vorher stand ich vor ihr in so tiefer Verlegenheit, so mit Schande bedeckt und verwirrt, niemals habe ich mich so tief geschämt und die Unangemessenheit all meiner Verteidigungen gefühlt. Und was an dieser Konfrontation, die mir völlig neu meine Verantwortung als Verantwortung *zu* offenbarte, das Interessante ist: wäre mein Gesuch im Papierkorb des Staatsanwaltes gelandet und hätte ich das Gefängnis als Held verlassen, ich hätte sie vielleicht gar nicht erlebt.<sup>87</sup>

Schuld und Gnade, Scham und Erlösung sind Begriffe – dies wird in Havels Betrachtungen deutlich –, die Erfahrungen reflektieren, die untrennbar miteinander verbunden sind. Wo es im Geflecht biologischer, psychologischer und soziologischer Erklärungen keine wirkliche Schuld mehr geben kann (und darf), ist auch kein Platz mehr für Worte wie Rechtfertigung, Gnade oder Erlösung. Entscheidend ist für Havel deshalb, daß die von ihm in so vielen Betrachtungen und mit paradoxen Formulierungen beschriebene Seinserfahrung nicht nur als eine „Idee“, „Ansicht“ oder „philosophische These“ verstanden wird, „die man annehmen oder ablehnen kann“ und die ansonsten „existentiell keine weiteren Folgen“ hätte, sondern vor allem als ein „Zustand des Herzens und der Seele“, als „Schlüssel zum Leben und zur Lebenseinstellung“<sup>88</sup>. Ob die Annahme eines absoluten Horizontes des Seins noch als Gegenstand einer philosophischen Reflexion oder bereits als ein religiöses Credo zu bezeichnen ist, ist für Havel eine Frage der gewählten Perspektive und des Anspruchs, der hinter den jeweiligen Beschreibungen und Argumentationen steht.

Die Entscheidung zum „Aufbruch“, zur tatsächlichen Verantwortung als einer Verantwortung vor dem absoluten Horizont des Seins, entspringt nicht mehr nur einer Logik der Vernunft und des Verstandes, sondern erwächst – so läßt sich Havels Erfahrungs- und Argumentationsstrang mit den Worten des Religionsphilosophen Maurice Blondels vielleicht treffend zusammenfassen – auch und vor allem einer „Logik der Tat“:

Ja oder Nein, hat das Leben einen Sinn? Hat der Mensch eine Aufgabe? Ich finde mich vor am Tun – und weiß doch nicht einmal, was Tun eigentlich ist; ich habe mich nicht selbst zum Leben bestimmt; ich bin mir nicht einmal so recht im klaren, wer ich bin und ob ich überhaupt bin. Dieser Anschein von Sein, der sich da in mir regt, dieses leichte, flüchtige, unwirkliche Tun:

<sup>86</sup> E b e n d a 255 (207).

<sup>87</sup> E b e n d a 342 (288 f.).

<sup>88</sup> E b e n d a 347 (294).



sie tragen, so sagt man mir, eine ewigkeitsschwere Verantwortung in sich. Selbst um den Preis des Blutes soll ich mir das Nichts nicht mehr erkaufen können; für mich sei dies unwiderruflich vorbei. Somit wäre ich also zum Leben verurteilt, zum Tode verurteilt, zur Ewigkeit verurteilt! Wie, mit welchem Recht, da ich es doch weder gewußt noch gewollt habe? Ich muß es vom Herzen haben. Wenn es etwas zu sehen gibt, dann muß ich das sehen<sup>89</sup>.

Havels Briefe aus dem Gefängnis können als ein Versuch angesehen werden, zu sehen, was es zu sehen gibt: Ausgehend von den persönlichen Erfahrungen und der eigenen Lebensgeschichte, von der bohrenden Frage nach dem Grund der menschlichen Identität und nach der letzten Instanz der zur Verantwortung rufenden sittlichen Verpflichtung, sieht und versteht Havel den Menschen als das endliche und „fragende Sein“, bzw. „das Sein, das nach sich selbst fragt, bzw. denjenigen, durch den das Sein nach sich selbst fragt“<sup>90</sup>, dessen Existenz sich vor einem absoluten Horizont ereignet, der zugleich „verflucht konkret“ und transzendent ist, vor einer letzten Instanz, die trotz aller nie ganz auszublenender anthropomorpher Vorstellungen des Menschen *sich selbst* als eine personhafte Wirklichkeit zeigt. Daß Glaube im christlichen Sinne über dieses menschliche Fragen- und Sehenkönnen, diese existentielle Einsicht in den absoluten und personalen Anspruch der Transzendenz, des Seins und der sittlichen Verpflichtung hinaus auch einen eigenen Akt der freien Glaubensentscheidung zur Annahme einer in Jesus Christus gipfelnden irreversiblen Heils- und Offenbarungsgeschichte voraussetzt<sup>91</sup>, ist Havel bewußt, weshalb er trotz der unverkennbaren Nähe seines Denkens zum jüdisch-christlichen Gottesglauben – aus „Höflichkeit gegenüber Gott“<sup>92</sup> und aus dem Willen, keine (Glaubens-)gewißheiten vorzutäuschen, wo keine sind, sich selbst nicht als einen „wirklich gläubigen Christen“ bezeichnet.

Die paradoxe Stellung des Menschen in der Welt, seine „tiefe ontologische Andersheit“ im Vergleich zu allem „anderen Seienden“, seine Ahnung von einem unauslotbaren Geheimnis des Seins – all diese von ihm „versuchsweise, eher belletristisch und rein für das Bedürfnis des Augenblicks“ formulierten Gedanken, Überlegungen und Einsichten findet Havel in den „archetypischen religiösen Vorstellungen“ der Menschheit und in den Bildern des jüdisch-christlichen Glaubens zeitlos treffend und anschaulich zum Ausdruck gebracht. Mit einer Betrachtung über die Wahrheit dieser religiösen Bilder schließt Havel deshalb seine Betrachtungen aus dem Gefängnis ab, wobei er noch einmal sein zentrales Anliegen zusammenfaßt. Komme denn, so fragt Havel, nicht in der „Idee des Paradieses“ die Erinnerung an die verlorene Teilnahme an der Integrität des Seins“, in der „Idee des Falles in die Welt“ der Akt der Trennung zum Ausdruck? Können man nicht jeden „Apfel der Erkenntnis“ als „unser uns herauslösendes Selbst-Wissen“ verstehen, die „Idee des jüngsten Gerichts als unsere Konfrontation mit dem absoluten Horizont unseres Beziehens“ sowie die „Idee der Er-

<sup>89</sup> Blondel, Maurice: Logik der Tat. Einsiedeln 1986, 16.

<sup>90</sup> Havel: Dopisy Olze 214 (Briefe an Olga 167).

<sup>91</sup> Vgl. z. B. Rahner, Karl: Grundkurs des Glaubens. Einführung in den Begriff des Christentums. Freiburg-Basel-Wien 1984, 435 f.

<sup>92</sup> So die Überschrift der ausführlichen Rezension der Briefe an Olga von Heinrich Böll in Die Zeit 1984, Nr. 37, S. 54 f.



lösung als Gipfel der Transzendenz, zu der sich das Menschsein immer aufs Neue ausspannt“? Sei die schon so oft teuer bezahlte und doch oft und so schnell wieder vergessene Einsicht, daß „alle die kurzschlußartigen Versuche des Fanatismus, das *Paradies auf Erden* zu organisieren, unausweichlich nur in einer irdischen Hölle münden“, denn nicht „mehr als deutlich in der Bemerkung ausgedrückt, daß das Reich Gottes nicht *von dieser Welt* ist“? Ein „relativ erträgliches Leben auf dieser Welt“ könne deshalb „nur ein Menschsein sicherstellen, das *hinter* diese Welt orientiert ist, ein Menschsein, das sich – in jedem seinem *Hier* und jedem seinem *Jetzt* – auf das Unendliche bezieht, das Absolute und die Ewigkeit“:

Ja: der Mensch ist eigentlich – wie Christus an das Kreuz – an den Schnittpunkt zweier Paradoxe angeschlagen: ausgestreckt zwischen der Horizontalen der Welt und der Vertikalen des Seins, mitgerissen von der Hoffnungslosigkeit des Da-seins auf der einen und der Unerreichbarkeit des Absoluten auf der anderen Seite, balanciert er zwischen der Qual der Unbekanntheit seiner Sendung und der Freude ihrer Erfüllung, zwischen dem Nichts und dem Sinnvollen. Und wie Christus auch siegt er eigentlich vor allem in seinen Niederlagen: im Anblick der Absurdität findet er wiederum Sinn, in seinem Versagen entdeckt er neu seine Verantwortung, in den Niederlagen mehrjährigen Gefängnisses siegt – zum mindesten – er selbst über sich (als Objekt der Verführung des Daseins), im Tod – seiner letzten und größten Niederlage – siegt er definitiv über seine Gebrochenheit. Auf ewig seinen Umriss im *Gedächtnis des Seins* beschließend, kehrt er erst – ohne auf irgendetwas seiner *Andersheit* zu verzichten – in den Schoß des integralen Seins zurück<sup>93</sup>.

Mit dem Hinweis, daß auch seine brieflichen Betrachtungen eine Niederlage darstellten, weil in ihnen „nichts entdeckt und ausgesprochen“ worden sei, was „nicht schon lange entdeckt und hundertmal besser ausgesprochen worden wäre“, und daß sie zugleich doch auch einen Sieg bedeuteten, daß er selbst wenigstens an ihnen – viele „äußere und innere Hemmungen überwindend“ – so weit „hochgeklettert“ sei, daß er sich „jetzt besser fühle als damals, als er mit ihnen angefangen habe“, schließt Havel seine *Dopisy Olze* ab: „Es ist seltsam, aber vielleicht bin ich jetzt sogar glücklicher als jemals sonst in der letzten Zeit.“<sup>94</sup>

Da Havel immer wieder in seinen Briefen auf den persönlichen Charakter seiner Betrachtungen hinweist – die äußere Form des Briefes unterstreicht dies ohnehin –, er des weiteren an keiner Stelle den Anspruch erhebt, mit seinen Überlegungen einen originären Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft oder der Philosophie zu leisten und sich auf der anderen Seite aber auch dagegen verwahrt, von irgendeinem psychologischen, philosophischen oder theologischen System und den entsprechenden Sprachregelungen vereinnahmt zu werden, da er sich letztlich allein als Schriftsteller und Dichter versteht, der Bilder und Metaphern sowohl dem strengen Begriff als auch dem gläubigen Bekenntnis vorzieht, soll am Ende dieser Überlegungen aus Respekt vor dem Wunsch des Autors und der Eigenart seiner Gefängnisbriefe ein *literarisches Bild* der Verantwortlichkeit stehen, ein Bild, gezeichnet von dem Dichter, in dessen Werken Václav Havel sein eigenes Empfinden, Denken und Schreiben in so vielen Punkten vorgezeichnet sieht – Franz Kafka:

<sup>93</sup> Havel: *Dopisy Olze* 359f. (Briefe an Olga 309f.)

<sup>94</sup> *Ebenda* 360 (310).

Nachts. Versunken in die Nacht. So wie man manchmal den Kopf senkt, um nachzudenken, so ganz versunken sein in die Nacht. Ringsum schlafen die Menschen. Eine kleine Schauspielerlei, eine unschuldige Selbsttäuschung, daß sie in Häusern schlafen, in festen Betten, unter festem Dach, ausgestreckt oder geduckt auf Matratzen, in Tüchern, unter Decken, in Wirklichkeit haben sie sich zusammengefunden wie damals einmal und wie später in wüster Gegend, ein Lager im Freien, eine unübersehbare Zahl Menschen, ein Heer, ein Volk, unter kaltem Himmel auf kalter Erde, hingeworfen, wo man früher stand, die Stirn auf dem Arm gedrückt, das Gesicht gegen den Boden hin, ruhig atmend. Und du wachst, bist einer der Wächter, findest den nächsten durch Schwenken des brennenden Holzes aus dem Reisighaufen neben dir. Warum wachst du? Einer muß wachen, heißt es. Einer muß da sein<sup>95</sup>.

---

<sup>95</sup> Kafka, Franz: Beschreibung eines Kampfes. Novellen, Skizzen, Aphorismen aus dem Nachlaß. Frankfurt/M. 1983, 88.

FROM IMPOTENCE TO OMNIPOTENCE:  
THE STATE AND ECONOMIC TRANSITION, 1989-1994

*By Kåre Dahl Martinsen*

The economic transition introduced after the fall of the Communist regime aims at supplanting past state ownership with new owners able to transform industrial production to meet the requirements of the market. In the planned economy, public ownership had always been an empty phrase. What happened gradually was that the centre lost power to instruct and control the enterprises, the latter supplying the planners in Prague with data tailored to further the interests of the enterprise sphere. In particular in the 70s and 80s, the state was reduced to an impotent coordinator, and the economy was more centrally administered than planned<sup>1</sup>. During the brief time since 1989, a stream of changes in the formal institutional structure has been initiated. These changes have been directed toward recreating the basic parameters of Western market economies; e. g. removing price controls, freeing the central bank from political supervision, enacting legislation to protect private property, etc. This period, from late 1989 to the end of 1994, marks also the finalization of the "second privatization wave". Precisely the withdrawal of state ownership has been declared to be the major instrument of changing the economy. Only thus could, what was called "the economy of social indolence" which had permitted the enterprises to degenerate into social institutions, be terminated<sup>2</sup>. It is the changing balance of state and non-state in the years since 1989 that will be analyzed here. Attempts will be made to show how extensive state control has been in the course of transition. The anti-state rhetoric of Prime Minister Václav Klaus has at all stages been particularly strong<sup>3</sup>. As will be shown, this has granted considerable autonomy to managers when preparing their enterprises for sale. On the other hand, for various reasons, the government has prevented the introduction of market mechanisms that can result in the closure of unprofitable units, thus keeping unemployment and social tensions at a remarkably low point. This is achieved in two ways, one being a very confusing muddle of crossownership of enterprises, investment funds and banks, the second the lack of efficient bankruptcy legislation.

The considerable role played by the state during the whole transition is per se no reason for criticism. There was no propertied middle class in the Czech lands to push

---

<sup>1</sup> An excellent analysis is Mlčoch, Lubomír: *The Behaviour of the Czechoslovak Enterprise Sphere - A survey of microeconomic works of 1968-89*. Prague 1992.

<sup>2</sup> *Ibid.* 382.

<sup>3</sup> For a discussion of the basic tenets of Václav Klaus' approach, see Martinsen, Kåre Dahl: *Václav Klaus und die politische Stabilität in der Tschechischen Republik*. Osteuropa 11 (1994) 1057-1070.

for reforms, no private share of the market that could be trusted to expand and rapidly supplant the state as owner of the large industrial enterprises. The importance of the state as carrier of the reforms was therefore evident right from the start of transition. It was clearly up to the government to be the first mover, relying on the legislature to make appropriate legislative changes and thus formally change the property rights. It was the task of the executive, the state bureaucracy, to take care of the implementation. At the same time the executive branch itself was changed utterly in the course of transition; new entities were created while others were dismantled.

This underlines what may be called the double paradox; the government was obliged to use the state bureaucracy in order to withdraw the state from industry. Thus, the state had to be given the tools required to implement the institutional changes by the government. This poses the question whether the government is technically capable and politically able to do this<sup>4</sup>. Technical capability refers to the overall transition strategy and the quality of the separate measures aimed at transforming property rights, the political ability and the political strength of both the government and the forces opposing the changes. Furthermore, it should be asked whether the government is willing to let the state act as "a construction manager, dispatcher, programmer, laboratory assistant, tutor and arbitrator"<sup>5</sup>. After all, the past had taught all (including civil servants) to regard the state as interfering and blocking independent initiative. The dislike of the state, albeit understandable and easily explainable, made it difficult in the Czech political discourse to look at ways the state could be used to promote economic efficiency. State participation in economic development is regarded as indispensable in most market economies, yet a basic criterion is that the role of the state should be transparent and subject to clear-cut guidelines laid down by the politicians. Only thus can economic and political lobbying be detected, and democratic control be exerted. Transparency, here understood as the ability to identify the ownership interests at stake in the transition, is what will be analyzed below.

It is important to underline the conceptual point of departure of the transition process: transformation of the economy and consolidation of democracy. Both raise a number of constituent questions that may be addressed separately, without paying attention to their inter-linkage. Yet as often is the case when the new property rights are analyzed without taking the political context into consideration, the conclusion ends with a mere technical summary of legal arrangements. Unless the legitimacy of the transitional measures are included as an explanatory factor, the analyst will not be able to explain why the final results may deviate from what could be regarded as economically the most optimal solution. This concerns the sale of state assets in particular, since the values at stake are so considerable that their allocation will have greater social consequences than any privatization undertaken in the West, no matter how comprehensive. It is therefore necessary to underline that retaining public support

---

<sup>4</sup> See L ö s c h, Dieter: *Der Weg zur Marktwirtschaft, Grundzüge einer Theorie der Transformationspolitik*. Baden-Baden 1993.

<sup>5</sup> K o v a c s, J. M.: *Engineers of the Transition, Interventionist Temptations in Eastern European Economic Thought*. *Acta Oeconomica* 1-2 (1992) 50. In L ö s c h: *Der Weg zur Marktwirtschaft* 28.

was imperative for the government. Public support for the reforms was useful, since it could weaken any resistance from the former industrial lobbies and the state bureaucracy. If, on the other hand, the government alienated easily definable social groups, the costs of circumventing their resistance would reduce the pace of reforms and maybe thwart them altogether. Furthermore, if a sufficient number of the voters were turned against the policy implemented, political instability would jeopardize the government's position. The danger of this happening was inherent in the transition itself. Immediately after 1989, analysts agreed unanimously that whereas it was difficult to identify just who stood to gain from the changes, the immediate future would carry with it hardships for most of the population<sup>6</sup>. Severing the links between the state budget and the enterprises would mean enterprise closure and large-scale unemployment.

It is therefore necessary to address how the government tried to involve both the population at large in the reforms, and more particularly, those groups in the state enterprises that were affected by the property rights. The changes and the redefinition of the role of the state were an attempt to create a corporate governance structure with a strong and market-oriented managerial layer, rendering impossible any reversion into the paternalism of the past. Such a development could not be taken as given. No large-scale exchange of bureaucrats or management occurred; there would not have been anybody to fill their place. Therefore, the formal institutional arrangements would have to be designed in such a manner as to provide those affected with incentives to restructure enterprise production. Providing the enterprises with autonomy is not synonymous with restructuring unless it is the interest of management to pursue it. The question is therefore what tools are available for the government to avoid alienation and to ensure adherence even after the enterprises have been provided with a greater say over their own affairs than previously. This question would have been unnecessary if the new owners could be relied upon to press management to undertake the changes required for the enterprises to become independent of state support. Although owners can be created quickly by providing them with some degree of ownership, an answer will depend on what their interests are and to what degree they are able to act cohesively to exert pressure on management.

#### *Defining a strategy – "The Scenario for Economic Reform"*

A so-called "Scenario for Economic Reform" was passed by Parliament in mid-1990<sup>7</sup>. It was permeated by an emphasis on speed. This was hardly unexpected, despite the reluctance displayed by Slovak politicians at the time. International financial organizations such as the IMF and the World Bank, and Western economists working as advisors to East European governments, clearly favoured a rapid transition<sup>8</sup>.

---

<sup>6</sup> The Institute for Forecasting, in 1989 containing both proponents of shock-therapy and a gradual approach, at least on this in: Highlights of the New Socio-Economic Program of Development of Czechoslovakia. Prague 1989.

<sup>7</sup> *Hospodářské noviny* 4 July 1990.

<sup>8</sup> See Lipton, David and Sachs, Jeffrey: *Creating a Market Economy in Eastern Europe*:



They based their views on the urgent need to reduce the time between the dissolution of central planning and the emergence of market institutions since this would only create unpredictability for the enterprises and leave them in a state of limbo. Yet, in the "Scenario", the need for speed was not based on considerations for the enterprise sphere, but rather to avert social unrest: "The greater the speed and the more radical the manner of the implementation of the reform measures, the lower the total social expenditure the process of transformation is bound to produce"<sup>9</sup>.

The link between private ownership and a more efficient economy was given far less attention than the need to provide individual citizens with autonomy. State ownership was identified with state paternalism, the continued reliance of the enterprises on the state. Privatization was therefore taken to mean the opposite, cutting the links between the state and the enterprises:

Private ownership over the means of production is one of the main pillars of a market economy that functions well. However, in Czechoslovak society, state ownership dominates while the individual citizen's part in its production and use cannot be identified. This means that the intentions of the reform will be threatened if a fundamental change in these property conditions does not occur. Therefore . . . processes of the abolition of state control and privatization will be carried out<sup>10</sup>.

The general character of the "Scenario" meant that there were no clear guidelines on the future industrial policy the enterprises could expect would be pursued. The document did not bring any promises concerning state aid to ailing enterprises, nor was funding for structural adaptation regions that could expect to be severely affected by transition mentioned. Omission was not restricted to these aspects; the "Scenario" did not identify industrial sectors the government would prefer to be reduced in relative importance. This is somewhat surprising since many government members, in their capacity as scholars before 1989, had argued particularly for the need to reduce the role of raw material excavation and heavy industry<sup>11</sup>.

The "Scenario" failed to come up with any specific guidelines on how to privatize. This is understandable and not unexpected since the "Scenario" was intended as a survey of the transition, providing the fundamentals of rules and regulations to be elaborated at a later stage. Yet it was foreseen that privatization of small enterprises, shops and restaurants would be completed within a short period, a couple of years. For the larger enterprises, it was stated that the ownership would be changed in two separate stages. The first would be *commercialization* of the enterprises. By this was meant a transformation of the enterprise into joint stock companies with all shares owned by the state. The second and final step would be the *sale* of the shares to new owners.

It would be the responsibility of the state to undertake these two steps, and complete them in the fastest way possible. But this raised the question of how far state

---

The Case of Poland. Brookings Papers on Economic Activity 2 (1990) 293–341. Sachs has worked as advisor to the Polish, Estonian and Russian governments.

<sup>9</sup> The Federal Assembly of the Czech and Slovak Republics: Scenario of the Economic Reform. Prague 1990. In: O l s o n, Martin: Vad är en voucher? Kupongprivatisering i Tjekkien. Nordisk Østforum 3 (1994) 30.

<sup>10</sup> K u p k a, Martin: Transformation of Ownership in Czechoslovakia. Soviet Studies 2 (1992) 297–311, 298 quoting Hospodářské noviny 4 September 1990.

<sup>11</sup> Rudé právo 9 June and 30 July 1987.

responsibility for the enterprises extended. Since the price achieved would depend on the condition of the enterprises at the time of sale, would the state undertake the necessary measures and allocate the capital required to overhaul them? There was no answer to that in the "Scenario". Ending state ownership meant that the task of restructuring the enterprises would be the task of the new owners. At the annual meeting of the Czech Economic Society in late 1993, Klaus gave a summary of the events of the past years, declaring that transition had ended with the implementation of macroeconomic balance, liberalization of prices and foreign trade, as well as devaluation and limited convertibility of the currency. Klaus elegantly excluded enterprise-related problems from transition, even though he used the more comprehensive concept 'transformation': "Transformation concerns the system, the whole, and therefore transformation is neither modernization, nor reconstruction, nor the financial stabilization of individual firms, because these are all post-transformation tasks . . . That is the reason why privatization has a specific role in the whole transformation process which sets it apart from privatization in the West"<sup>12</sup>.

The "Scenario" defined the aim of transition as a withdrawal of state ownership and control. How this was to be achieved was answered by the two-step strategy for the state enterprises. Yet several questions pertaining to the enterprise sphere during transition were left unanswered: what would the role of the state be during transition, what organs would exert control over the enterprises, how would the state attempt to solve the inter-enterprise debts inherited from planning, and who would be responsible for the privatization of each enterprise? It is these questions that will be answered below.

#### *The Law on state enterprises*

The plans for a new law on the state enterprises that had been enacted in the course of the timid reforms in the late 80s were implemented by the "Government for national reconciliation" in the form of a Law on state enterprises<sup>13</sup>. The Law was intended as a transitional measure, when the ownership status of the enterprises changed: i. e., when the state rescinded its ownership, other legal regulations would apply.

The Law defined the state enterprise as "a producer of goods which performs its entrepreneurial activity independently"<sup>14</sup>. The Law provided for increased managerial autonomy to make decisions concerning output and sales, and to enter into contracts which did not exceed the limits of "appropriate business risks"<sup>15</sup>. With the dissolution of the planning organs, management had been given extensive de facto autonomy. This was confirmed by the Law, though the state retained access to intervene if management actions were perceived as a threat to the viability of the enterprise. That did not imply that the state would monitor decision-making at the enterprise level to ensure that inappropriate risks were not taken. The state lacked the institutional preconditions for undertaking such a venture, which would inevitably have meant a

<sup>12</sup> Klaus, Václav: *Transformation Rules: The Hypothesis of Two Cushions*. Prague Economic Papers 2 (1994) 121-124, 122.

<sup>13</sup> Law no. 111/1990, "On State Enterprises".

<sup>14</sup> Frydman, Roman et al.: *The Privatization Process in Central Europe*. London 1993, 52.

<sup>15</sup> *Ibid.*

continuation of the old stream of information and directives between management and the state. What was perceived to be of greater concern for the authorities was to prevent management from using its position to change the character of the enterprise by splitting it up into smaller units, retaining control only over what was most likely to be promptly privatized and leaving the rest in the state sector.

Furthermore, managerial autonomy was legally restrained by the detailed specification of the allocation of enterprise profits in different funds required to maintain enterprise equity, research and development, wages, and some social services. Remaining profits could be disposed of according to the preferences of the enterprise management. This was not novel; the radical change lay rather in the legal protection of such funds from arbitrary state appropriation. But again, state ability to control whether enterprises adhered to the Law was limited due to the reorganization of state bodies and reduction in the number of civil servants. Furthermore, the seemingly endless stream of new laws and regulations must have had a detrimental effect on their ability to take advantage of the access they had to monitor the enterprises.

State control of the enterprise involved the right to appoint and dismiss the manager. Yet this could only be done after consultation with the enterprise Supervisory Council, a unit introduced by the Law. The Council was to consist of representatives from the employees and the founding ministry in equal numbers. The Supervisory Council replaced the Worker's Council that had existed under planning.

The Law left little scope to the Supervisory Council. Despite the principle of parity being applied and the adjective "Supervisory", the actual rights of the employee delegation amounted to no more than being *heard* by the founder ministry and *recommending* changes in enterprise management. Apart from being empowered to review accounting statements and the allocation of profits and make its views known to the founding organ, its function was described as advisory. The Council could discuss strategies for the enterprise, but management was under no obligation to act in accordance with its conclusions. The ability of the Council to recommend changes was limited by its lack of insight into decisions taken at management board meetings. Legally, employee representatives had no automatic right to attend as had been the case under the KSC regime. Instead, the preferences and interests of management would be decisive when assigning employee representatives a seat.

If the Law had given the Council access to monitor management decisions closely, the ministerial appointees' resort to the possibility of dismissal would have been a potential danger management would have had to take into account. Being denied extensive monitoring rights, the threat of dismissal had little impact on management behavior. Furthermore, the Law failed to specify reasons for removal, although incompetence and corruption have been cited as valid. On the other hand, the Ministry could only act on the information supplied to the Supervisory Council, and apart from statements of accounts and the distribution of profits which were set according to fixed rules and therefore purportedly factual, enterprise management in practice decided what information should be made available to the Council.

*Managerial response*

The formal supremacy of the state as owner was undermined by asymmetry of knowledge between the newly created Ministry of Industry and the managerial strata. Enterprise management possessed detailed knowledge of the production capacity of their enterprise, a capacity which under the old system had been systematically underestimated when dealing with the central planners. Management would be able to identify the range of outmoded products manufactured with central financial support and therefore have a clearer idea of the portion of their output that stood the best chance of making a good profit. Although the Law had prohibited the division of the enterprises into new constituent parts, management was not denied the right to establish private firms or workshops. This possibility enabled them to single out the most lucrative assignments given to the state enterprise and transfer them to their own firm. Machinery and production equipment could be leased from the state enterprises, and since management would be the same in both firms, the lease would be fixed at an artificially low level. This policy also had an impact on the labour force. Often the most highly skilled workers would join the new firms envisaging that they would get better pay and more stimulating work tasks. The strict wage regulation imposed by the government did not apply to private firms with less than 25 employees. Thus, with the desire by the government to provide incentives for private enterprise as well as the uncertain future facing the state sector, powerful incentives for qualified workers to leave the state sector had emerged.

The extent and impact of this kind of private enterprise are impossible to assess with any accuracy. It was certainly widespread as an activity undertaken "on the side", evading fiscal duties and falling outside the framework of statistical registration<sup>16</sup>. Approximately three-quarters of those engaged in private economic activities by the end of 1992 retained their main occupation in the state sector<sup>17</sup>. When the government introduced compulsory social insurance regulation for private entrepreneurs in 1993, more than a third relinquished their private activities. The share of legally registered private entrepreneurs in industrial employment was a mere 8 per cent by the end of 1992<sup>18</sup>. These data showed that industry was relatively unaffected by the grass-roots privatization that went on in the economy as a whole. What is not mirrored in the statistics is the extent of internal resource reallocation between the different units of the state enterprises, strengthening a select number at the expense of others. This was a problem referred to in the press, but it was not until late 1993 that the full impact of this reallocation became evident. What was formally referred to as the "remnants" of the former state enterprises, and less formally "the living dead", had to be given considerable subsidies in 1993 in order to keep them afloat and make them saleable<sup>19</sup>. It is relevant to question whether this could have been prevented by the state. The state representatives at enterprise level had several enterprises in their portfolio. Further-

---

<sup>16</sup> *Hospodářské noviny* 20 February 1992.

<sup>17</sup> *Sereghyová, Jana: Entrepreneurship in Central East Europe. Heidelberg 1993, 39.*

<sup>18</sup> *Ibid.* 40.

<sup>19</sup> *Hospodářské noviny* 6 October 1993.



more, the Law was declared to be a purely transitory measure and it was expected that the impending legislation on privatization would provide enterprise managers with new incentives as well as relieve the state of some responsibility for the enterprises. A close involvement could therefore easily prove futile and trigger accusations from management that state interference persisted despite the transition.

The Law on state enterprises being transitional, attention was focused on the impending privatization. Those sectors of industry where management had benefited from the Law resented what they regarded as attempts to cancel out conditions through new legislation. In the course of 1990, when state price controls and subsidies were still untouched, many enterprises had purchased considerable amounts of input materials. Upon the removal of price controls in 1991, they were able to reap profits despite falling demand. This brief period of grace ended rapidly, and many industrial managers had reason to fear bankruptcies would become a reality. The Union of Industry, a managerial organization embracing mainly the state sector, published a document in 1990 where this was reflected<sup>20</sup>. In the precept, it was stated that the privatization process would be lengthy, and because it would be in the interest of the country to retain as much as possible in national hands, the transfer of property to private investors should be implemented gradually when private capital grew sufficiently to take over the enterprises. The first step should be the transfer of all state-owned enterprises to a national property agency administered by the government. This part of the recommendation did not differ from governmental plans then discussed in Parliament and the media. But the Union of Industry recommended to include on the board of the agency a sizeable share of delegates from the enterprises. Privatization should only be undertaken when the management of the firm deemed the firm ready, and the income generated through the sale should be returned to the firm. The documents were published with the intention of influencing the contents of the Law on large-scale privatization.

The initiative had been taken by management in heavy industry, a sector that had been targeted for reductions by many government economists even prior to 1989. Heavy industry enterprises were aware of their vulnerable position and had set up a joint enterprise called Iron Metallurgy (*Hutnictví železa*) to lobby the authorities. But because the mere name would discredit the initiative, the more neutral sounding Union of Industry, of which the Iron Metallurgy was a member, was chosen. The undertaking did not pay off in terms of government concessions, but it is notable in that it was an effort undertaken by management to influence the process collectively.

#### *The Law on large-scale privatization*

The transfer of state-owned property to new owners took place pursuant to three different sets of legislation according to the character and origins of the assets. One law

---

<sup>20</sup> Svaz průmyslu: Iniciativní materiál ke koncepci deetatizace a privatizace [Union of Industry: Initiatory Material on the Concepts De-etatization and Privatization]. Prague 1990.



regulated their restitution to former owners or their heirs<sup>21</sup>. It applied solely to property that had been confiscated subsequent to the Communist takeover in 1948. Large sections of industry, in particular heavy industry, was at that time already in state hands, and was therefore only marginally affected. Only in cases where former private enterprises had been transferred to state ones would property have to be restored. Small businesses, workshops, shops and service establishments were auctioned off at local level in accordance with the Law on small-scale privatization<sup>22</sup>.

The Law on large-scale privatization, i.e. affecting industrial enterprises, was passed by Parliament as Law no. 92/1991 entitled "On the conditions of transfer of state-owned property to other persons"<sup>23</sup>. It was originally passed as a federal law, yet remained in force in the Czech Republic after the division of the country. Preceding its enactment, an extensive debate had taken place in Parliament over the speed and manner of privatization. For some time, the role of international economic organizations and foreign advisors incited contention. Members of the opposition claimed that the IMF and the World Bank exercised too great an influence on the reforms, resulting in recklessness and haste<sup>24</sup>. Yet the debate petered out largely due to lack of any discernible difference in the reform concepts worked out by Klaus and the recommendations made by the IMF and the World Bank. There were occasions when the government referred to the conditions made by the IMF in order to get a budgetary measure through Parliament, but in the working out of the privatization, international advisors played no more than a secondary role. The approach chosen was portrayed by the government as "the Czech way"<sup>25</sup>.

The number of Czech enterprises affected by the Law on large-scale privatization has been estimated at approx. 3600<sup>26</sup>. They were to be realized in two sales waves, and according to the initial time schedule, the first was to be terminated by the end of 1991, and the second by late 1993. The final deadline was later extended to April 1994. The deadlines confirmed the determination to speed ownership change by the government.

Relying on the state bureaucracy to implement the ownership changes, the government feared a reactivation of the old informal network to the detriment of the reforms. Although the old ministerial structure had been altered, little staff turnover resulted.

<sup>21</sup> Law no. 87/1990 "On Rehabilitation Out of Court" and Law no. 403/1990 "On the Mitigation of the Consequences of Some Torts Concerning Property". In the case of arable land, property confiscated as far back as 1944 can be restituted under the auspices of Law no. 229/1991 "On Changes of Ownership to Land and Other Agricultural Property".

<sup>22</sup> Law no. 427/1990 "On the Transfer of State Ownership of Some Objects to Other Corporate Bodies and Natural Persons".

<sup>23</sup> Present discussion is based on the English translation of the full legal text with subsequent amendments, published under the title: Privatization in the Czech and Slovak Republics. Prague 1993.

<sup>24</sup> For an early and unbiased analysis see Procházka, Petr: Vliv mezinárodních měnových institucí na ekonomickou reformu v ČSFR [The Influence of International Monetary Institutions on the Economic Reform in the ČSFR]. Prague 1991.

<sup>25</sup> This was reflected in the title chosen for a collection of articles by the prime minister Klaus, Václav: Česká cesta [The Czech Way]. Prague 1994.

<sup>26</sup> Statistická ročenka České republiky '93. Prague 1993, table 19-2. p. 290.

At enterprise level, the managerial strata had survived 1989 virtually intact<sup>27</sup>. At the same time, the ministries possessed considerable expertise concerning enterprises that had hitherto been in their portfolio, and this would have to be taken into account in the preparation of projects made prior to enterprise sale. As a result, the responsibility for compiling privatization projects for each enterprise lay with the founding ministry, meaning *inter alia* that almost all industry enterprises were part of the portfolio of the Ministry of Trade, Industry and Tourism (henceforth the Ministry). Yet the formal vetting of the projects would be undertaken by the newly created Ministry for the Administration of National Property and Its Privatization (henceforth MANPIP). The enterprises covered by the Law would, on the formation of a suitable privatization project, be transformed into joint stock companies, all shares being transferred to The Fund for National Property (henceforth the Fund) responsible for safeguarding ownership rights until new owners had purchased it.

### *Privatization projects*

Although responsibility for the privatization projects lay officially with the Ministry, the sheer number of enterprises prevented the Ministry from playing an active part. Compiling the information required, and producing a basic privatization project for the enterprises was therefore transferred to enterprise management.

The Law stipulated that a privatization project should contain "economic, technical, proprietary, timetable and other data . . ." <sup>28</sup>. The economic data moreover was not complete without a record of enterprise liabilities and uncollected debts. Furthermore, uncollectible debts and unusable assets were also to be listed. Added up, the final sum was taken to indicate the so-called book value of the enterprise<sup>29</sup>. The usage of the book-value as point of departure was fraught with problems since the data were based upon the institutions of a planned economy, and therefore of limited relevance under the new conditions. For instance the value of the industrial property had been based on state-set rates and did not reflect proximity to international borders or main arteries of communication. Enterprise earnings had been the result of state subsidies for raw materials and energy, and high prices for finished products. The fact that producers enjoyed a virtual monopoly on the domestic market also had a bearing on earnings. The main export market had been the Soviet Union or the former CMEA. Earnings here were influenced by state-set exchange rates. The data for the financial health of the enterprise were therefore of limited relevance. In particular the problem of

---

<sup>27</sup> There are no exact figures on exchange of management in the former state enterprises. Ivana Mazálková in her discussion of the role of management in the formation of industrial relations concludes that the legacy of past authoritarian managerial practice has remained unaffected see Mazálková, Ivana: *Role managementu při formování pracovních vztahů v privatizovaných podnicích* [The Role of Management in the Formation of Labour Relations in the Privatized Enterprises]. *Sociologický časopis* 3 (1994) 361–372.

<sup>28</sup> Law no. 92/1991. Section 6.

<sup>29</sup> Šafaříková, Vlasta et al.: *Velká privatizace aneb Průvodce privatizačním projektem* [Large-scale Privatization or Guide to the Privatization Project]. Prague 1991. In particular the chapter entitled: *Oceňování majetku* 39–42.

inter-enterprise indebtedness, i. e. financial obligation to other enterprises not honoured when falling due, illustrates this. By December 1989 the aggregate sums for Czech enterprises amounted to 6.2 billion Crowns<sup>30</sup>, increasing rapidly in the course of 1991 when the projects were compiled, ending at 113.2 billion Crowns, to grow at a slower pace in the course of the next two years<sup>31</sup>.

What favored using book-value was the fact that it would enable a relatively fast evaluation based on common measures of all the assets. The Law opened for the use of external experts, but this was done only in a select number of large-scale enterprises where foreign bidders could be expected.

A central point in the project was to provide a privatization recommendation: "... the method for the distribution of shares, their allotment (ownership interests) and possibly also the types of shares, as well as information about whether, and to what extent investment vouchers will be used"<sup>32</sup>.

Although management was legally obliged to produce a project to be presented to the Ministry, anybody was at liberty to produce competing projects. The Law required management to supply the authors of competing projects with all the information they requested. The decision to introduce competition at this stage was motivated out of suspicion that management would bias the projects to serve its own needs. Opening up for competing projects proved a success at least in numbers. The number of privatization projects exceeded 16,000, more than four times the total number of enterprises<sup>33</sup>. But in some cases, management sent in several projects, and in others they have flooded the Ministry with recommendations for reevaluations, new data, etc.<sup>34</sup>.

Ministerial capacity to compare and assess the pros and cons of each project was very limited, the number of ministerial employees being in the range of 500<sup>35</sup>. Their ability to select the most suitable project was further hampered by the apparent lack of any criteria upon which to base their selection, something that was indeed admitted by an advisor in the Ministry of Industry: "Everything is completely ad hoc because there are so many variables and combinations of factors"<sup>36</sup>.

The lack of clear-cut guidelines was further complicated by the extreme time pressure under which the Ministry was operating. For enterprises included in the first privatization wave, projects had to be presented to the Ministry by 31 October 1991, i. e. seven months after the Law was passed by Parliament. The Ministry was then given one month to assemble and evaluate the projects before transferring them to MANPIP. In the second wave, the number of enterprises was larger, the Ministry then

---

<sup>30</sup> Hrnčíř, Miroslav: Monetary and Credit Policies for Transition to a Market Economy. Prague Economic Papers 2 (1992) 109–125, here 122.

<sup>31</sup> Dyba, Karel/Švejnár, Jan: An Overview of Recent Economic Development in the Czech Republic. Prague 1994, 14.

<sup>32</sup> Ibid.

<sup>33</sup> Statistická ročenka České republiky '93. Prague 1993, 290, table 19–2.

<sup>34</sup> Buchtíková, Alena/Čapek, Aleš/Macourková, Eva: Statistical Analysis of the Privatization Projects. Prague 1992, 16.

<sup>35</sup> Olsson: Vad är en voucher? 34. – Sereghyová: Entrepreneurship in Central East Europe 35.

<sup>36</sup> Ibid.

having two months at their disposal before sending them on to MANPIP<sup>37</sup>. However, every step of the privatization process turned out to take much longer than initially planned, and the deadlines were therefore repeatedly broken and extended. Nevertheless, the emphasis on speed and the resultant inability of the ministerial staff to survey each project properly did not change<sup>38</sup>.

If the Ministry failed to reach a conclusion, the competing projects would be transferred to MANPIP for a final decision. The ability of the latter to reach a verdict, or even to revise other projects suggested they also were constrained by the lack of skilled personnel, the staff counting no more than approx. 160<sup>39</sup>. The position of MANPIP later in the privatization process was relegated, when all the ministries were given the possibility of passing a final verdict over competing projects<sup>40</sup>.

Yet this did not mean that any attempts were made to single out industrial sectors that were less monopolized, or sectors with better prospects for survival than others. If the aim of removing direct state ownership had been to increase economic efficiency, a more selective strategy could have been applied. Service and light industries had clearly better growth prospects than others. The smaller unit size of the enterprises/workshops further meant that adapting behavior to meet the market would require less time and resources than in the case of heavy industry. Yet based on the statements made by Klaus where he said clearly that it would be the task of new owners to undertake restructuring of the enterprises, it is not surprising that no strategy selectively sequencing industrial sectors and firms for privatization was applied. At the time of drawing up the privatization projects, some analysts concluded that the approach "would have minor (if any) improvements in overall efficiency and welfare and thus [lead] to great dissatisfaction as concerns the outcome of the privatization process."<sup>41</sup>

Although this conclusion was based on sound reasoning when made in 1992, it presupposed that the termination of direct state ownership would mean a shift from the policy of soft budget constraints to a market economy where budget constraints would be hard, and bankruptcy a real threat.

The formal institutional changes outlined above left enterprise management with new possibilities to strengthen its position. The persistence of past patterns is arresting given the fact that the centre was obliged to rely on the enterprises to compile the information necessary for implementing political aims. The difference was of course the fast changing institutional arrangements, removing on the one hand many of the monitoring functions that had been ingrained in the former bureaucracy, on the other severely limiting predictability and thus the time horizon for managerial strategies.

<sup>37</sup> Charap, Joshua/Dyba, Karel/Kupka, Martin: The Reform Process in Czechoslovakia: An Assessment of Recent Developments and Prospects for the Future. *Communist Economies and Economic Transformation* 1 (1992) 3-22.

<sup>38</sup> Klvačová, Eva: Kritickou rychlost privatizace nesmíme překročit, říká Ministr Jiří Skalický [We should not exceed the critical privatization speed, says Minister Jiří Skalický]. *Ekonom* 15 (1993) 15-17.

<sup>39</sup> Olsson: Vad är en voucher? 34.

<sup>40</sup> Prager Zeitung no. 5, 1994.

<sup>41</sup> Buchtíková et. al: Statistical Analysis of the Privatization Projects 11.



When recommending a suitable key for the privatization, management could opt for the widest possible dispersion of new owners, rendering consolidated efforts to press management for changes less likely than would be the case with a single purchaser or few shareholders. The ability of the state to prevent managerial interests from winning was in fact limited. Management could exert influence over ministerial vetting of privatization projects in several ways. Supplying information to outside project designers could be delayed, or alternatively management would provide competitors with fragmented or even faulty information. Theoretically this could be remedied through complaints to MANPIP. Although the Law allowed for court proceedings against reluctant management, this was regarded as a theoretical option by most since the courts were overloaded with cases and proceedings impossible to handle within the deadlines given for the compilation and vetting of the projects. As a consequence, competing projects often contained insufficient information, and were therefore rejected.

A further reason for MANPIP to favor basic projects was that these more often embraced the entire enterprise, whereas competing projects tended to embrace only a constituent unit. Granting its approval to a basic project would save considerable time for MANPIP, the alternative being several projects that were not internally compatible. Therefore, despite the impressive number of privatization projects sent to MANPIP, the result was a clear preference for projects designed by management during the first privatization wave<sup>42</sup>. The percentage of management-sponsored projects of approved projects was above 80 in the case of heavy industry, more than 70 for light industry. However, the proportion of basic projects in the fuel and energy sector was much lower, only 59 per cent. The government may conceivably have wished to take advantage of privatization to split the strong fuel and energy lobby. The links between this sector and heavy industry were traditionally close; under planning they had been able to exert strong pressure on the centre for preferential treatment. Once the monopoly position in the fuel and energy sector was broken through privatization, joint actions with heavy industry would be less likely, and the latter would be subject to stronger pressure for change than would otherwise have been the case. That being the reason for the different ratios, would imply that the government was not beyond employing the privatization process as a discriminatory instrument<sup>43</sup>.

An alternative explanation, attributing less to governmental industrial policy, concerns the involvement of local government in the competing projects for the fuel and energy sector, in particular concerning the fate of the electricity works and heating plants. Local government would succeed in obtaining financial guarantees more easily than management<sup>44</sup>. Moreover, it should also be added that collecting information on coal mine operation is a far easier task than for instance that on a heavy industry enterprise,

---

<sup>42</sup> Comparable statistics for the second privatization wave not available at the time of writing.

<sup>43</sup> That is also the explanation hinted at by B u c h t í k o v á et al.: *Statistical Analysis of the Privatization*.

<sup>44</sup> L u k a v s k á, Lenka: *Energetická politika, vysoké napětí [Energy Policy, High Voltage]*. *Ekonom* 49 (1993) 21–23.



where the informational asymmetry between management and anyone on the outside with ambitions to launch a competing project often proved too wide a gap to cross.

If the government had wanted to ensure that the basic projects focused on adaption to the market and profitability, this could have been achieved by tying management interests to enterprise earnings by granting them property rights in the form of shares. Enterprise management and the trade unions alike favored employee share-ownership schemes. It had been the subject of a major dispute during the small privatization. The argument used by the trade unions was that if the principle of justice was so important to the government that it allowed restitution to be completed prior to privatization, then the principle should prevail and be open for shares to be transferred to employees. That would transform the mock public ownership of the past into genuine ownership. Yet, since it was obvious that many of the former employees lacked sufficient means to purchase outright the property in question, the trade unions demanded they should be given favorable low-interest loans to enable them to purchase the properties. At a closed meeting of all three governments (Czech, Slovak and Federal) in 1990, the ministers responsible for the economic transition were close to being outvoted on the issue by the non-economic ministers favoring employees' closed round auctions prior to open bidding<sup>45</sup>. The economic ministers insisted that the first round of the auctions should be open to all Czechoslovak citizens on equal terms, only opening up for foreign bidders in the second round. A compromise was reached in Parliament permitting enterprises to transfer up to 5 per cent of their shares to the employees (in the case of smaller firms, a maximum of 10 per cent was permitted), but only on condition the enterprise covered the costs of the shares. Furthermore, the shares were to be sold at their book value, i. e. at a higher price than the shares could expect to gain in the privatization rounds. Apart from the fact that few firms possessed the capital required, the price of shares proved an efficient deterrent. Therefore, employee ownership has remained marginal<sup>46</sup>.

To many representatives to the left of the government, the suggested scheme was not preferential enough, while others disapproved because it smacked of the old regime's discriminatory practices favoring one group over another. The argument that ownership shares would be a just remuneration to those who had worked in the enterprise was rejected by Klaus, voicing concern for a just treatment also for the multitudes that worked in the health and educational sectors. Their place of employment would remain in public ownership. Any concession to those working in industry would leave those in public sector relatively worse off. The argument was a strong one in so far as the salary level was appreciably lower than in industry.

Losing the battle over employee shares has not prevented the trade unions from attempting to influence the drawing up of privatization projects by management. In some of the cases, where management has refused to negotiate with the trade unions, local strikes have resulted. In 1992, when privatization plans for the brewery

---

<sup>45</sup> Information supplied by Mr. Igor Pleskot, Member of the Presidium of the Czechoslovak Metalworkers' Federation, Prague 1992.

<sup>46</sup> Divila, Emil: *Vlastnická participace zaměstnanců* [Ownership Participation of Employees], *Politická Ekonomie* 2 (1993) 211–222.

*Plzeňský pivovar* were drawn up, the trade unions went out on strike to protest against what they claimed was the sell-out to foreigners of national heirlooms. Yet, the trade union concerned failed to gain any concessions whatever from the MANPIP or the management. Nevertheless, judging from press reports there have been more cases where management and labor would join forces and press the centre for lump sum transfers at times of financial difficulties. In particular the largest heavy industry enterprises, like ČKD Praha, Škoda Plzeň, and Poldi Kladno, management and labor have pursued this policy with success also after 1989<sup>47</sup>. Light industry enterprises on the other hand have never been known to achieve similar treatment.

More frequent, however, has been disagreement between local trade unions and enterprise management over the question of redundancies. The central trade union leadership has supported governmental statements conceding that over-employment is a real problem making redundancies unavoidable. Local trade unions would hold a different opinion, emphasizing instead the need to reduce clerical staff as part of enterprise strategy. How strongly they would push management for sustaining employment would depend on internal enterprise relations and managerial perception of what could be gained from an alliance. What is clear is that public awareness or fear of unemployment remained low in 1991–92 when the projects were made<sup>48</sup>. The trade unions could not singlehandedly influence the compilation of privatization projects, but were dependent upon managerial goodwill and need to include them. Thus, management could tailor the projects according to their aims. This meant that the privatization key suggested by management prevailed. Above all this meant a larger proportion of shares set aside for voucher privatization than suggested by competing privatization projects<sup>49</sup>. Since the economic motives were of secondary significance, income from the sale of shares being transferred to the Fund, the most likely explanation is managerial desire to disperse ownership, making any joint efforts by shareholders difficult.

#### *Privatization projects and enterprise strategies*

Early in 1993, the economic newspaper *Hospodářské noviny* complained that enterprises hung as in a limbo without any strategies for development<sup>50</sup>. Blame was put on management. Apart from rendering factual information about the enterprise, and suggesting a privatization key to suit it, management was also required to produce a strategy for the enterprise. These strategies display certain common features that should be mentioned since they illustrate the influence of comprehensive institutional

<sup>47</sup> For ČKD Praha and Škoda Plzeň, see Adámková, Alena: Bez radikálního řezu to nepůjde [It won't work without a radical break]. *Ekonom* 42 (1992) 35–37. – On Poldi Kladno: *Hospodářské noviny* 11 February, and 8 December 1993.

<sup>48</sup> Low public awareness of unemployment is reflected in the opinion polls presented by Večerník, Jiří: Trh práce: problémy a perspektivy [The Labor Market: Problems and Perspectives]. *Sociologický časopis* 3 (1992) 319–336.

<sup>49</sup> This assertion is statistically proved by Buchtíková: Statistical Analysis of the Privatization Projects.

<sup>50</sup> *Hospodářské noviny* 20 April 1993.

change on managerial ability to plan, but also because the strategies suggested will have a bearing on Czech economic development.

Under planning, it had been in the interest of enterprise management to underestimate the production capacity and skills in order to avoid an increase in centrally set demands. This behavior persisted in a tendency for management to underestimate the development potential of the enterprise when drawing up a privatization project<sup>51</sup>. Even Czech enterprises that were able to produce certain items more cheaply than corresponding Western imported products, often refrained from stating this in the privatization projects, tending rather to down-grade the potentials of the enterprise and draw up plans for the production of less sophisticated goods. Whereas the original output could have been very competitive due to the low labor costs in the Czech Republic, the latter alternative means that Czech products must compete with Third World products, thus losing their competitive advantage based on low labor costs<sup>52</sup>.

The ability to choose a privatization project or a cooperative relationship with an investor, be it foreign or domestic, was further constrained by behavioral patterns established during the Communist period. Before 1989, the ability to solve a task was always estimated in terms of having the necessary raw material and labor at one's disposal. Expertise and skills were rarely given any attention at all, the non-fulfilment of a plan target being explained in terms of sudden and unexpected bottlenecks in the supply system. This behavior has persisted in the belief that any enterprise whatsoever will be able to perform a given task given the availability of the means necessary; i. e. chiefly capital. This pattern is complicated by the fact that some enterprises were clearly in need of financial transfers from the central authorities to tide them over a difficult period, whereas others were not. However, the government lacked the institutional apparatus required to vet the requests and see whether the plans corresponded to the production potential. The result was that many enterprises drew up privatization projects where the actual production capacity and skills were analyzed as being capable of flourishing only given massive investment.

Closely related to this misconception is another that also has its origins in the past, the belief that production of finished goods is the sole indicator of a sophisticated technological level. This misconception led to the refusal by management to become a supplier of semi-finished products to Western or domestic enterprises, despite the fact that such production is also dependent upon advanced techniques and high levels of skill. This attitude has been nourished by the policy of many foreign investors, who desired to concentrate on the manufacturing of simple products or raw materials. This development was mirrored in the foreign trade statistics. Overall exports have showed an impressive growth since 1991, but the relative share of raw materials and chemicals has increased at the expense of manufactured products<sup>53</sup>. Unless this trend is re-

<sup>51</sup> For a discussion of the dismal turn with respect to manufacturing of sophisticated goods, see Pape, Markus: *Deindustrialisierung schon im vollen Gang*. Prager Zeitung no. 23, 1993.

<sup>52</sup> Sereghyová: *Entrepreneurship in Central East Europe* 181.

<sup>53</sup> *Statistická ročenka České republiky '93*. 274 table 18-4. Figures for 1994 showing a continued decrease in manufactured products although with an improvement for some consumer goods, are found in: *Czech Economic Monitor*. PlanEcon Report 16 January 1995, 27-37.

versed, the Czech Republic will remain a supplier of labor- and energy-intensive, often highly polluting products to the more advanced West.

*The Fund for National Property as owner*

When a project had been agreed upon, the enterprise was thereupon transformed into a joint stock company and transferred to the Fund. The Fund now became the sole owner of the shares of the enterprise pending privatization. The Law failed, however, to specify to what extent the property rights entailed responsibility for restructuring the enterprise to meet the requirements of the market. Such an acknowledgment would have contradicted the political tenets of the government, and would furthermore have led to considerable costs for the state, thus creating a potential drain on the state budget and endanger the attempts to retain budgetary balance and keep inflation under control. That threat was not disputed, and apart from the odd statements made by the Social Democrats, nobody openly favored upholding state subsidization. The debate focused instead on future use of Fund assets; since these were prevented by law from being transferred to the state budget, a sensible option would be to consign the holdings back to the enterprise sphere. But also on this point, the law was ambiguous, section 12, point 4 reading: "The property in the Fund may be used to meet the obligations of the enterprises designated for privatization"<sup>54</sup>. This was understood to cover sales expenses, e.g. information brochures, pamphlets, holding of auctions, negotiating with potential bidders, etc. But what the "may be used" implied beyond marketing needs and restitution claims remained a subject of dispute since the Law failed to specify in what cases allocation of capital from the Fund would be permissible. In 1991, when the first scholarly discussions of the law were published, this clause was interpreted liberally to mean coverage of enterprise debts: "to enable enterprises undergoing privatization to fulfil their contracts"<sup>55</sup>.

Pledges had been made by Fund representatives that it would only support financially those enterprises that had a chance of being profitable. Yet what criteria that would be used to establish potential profitability were not elaborated. Furthermore, the alternative to Fund support would have been closure, and that was unlikely for two reasons. First, if the Fund bankrupted an enterprise, the creditors would address their claims for financial compensation to the Fund. That had been the outcome of the few cases where the Ministry of Industry had liquidated industrial enterprises. Second, the option was legally difficult to implement since enterprises undergoing privatization were protected from bankruptcy proceedings<sup>56</sup>. Therefore, the Fund was forced to supply the enterprises ad hoc with capital to keep them afloat in the

---

<sup>54</sup> Law no. 92/1991. Section 12, point 4.

<sup>55</sup> Interpretation of Law no. 92/1991 provided by Plív a, Stanislav: *Privatizace majetku státu [The Privatization of State Property]*. Prague 1991, 131.

<sup>56</sup> Law no. 328/1991: *The Bankruptcy and Composition Act*. Section 67: Bankruptcy and Privatization. Prague 1993, 63-66.



period before the new owners were ready to take over. By the end of 1993, this tapped the Fund for almost 24 billion Crowns, or almost half its capital<sup>57</sup>.

In some cases the financial straits were caused by foreign firms defaulting on their payments. The foreign firms, often in the former Soviet Union or in the Third World, had imported Czech goods under state trade agreements signed by the former Communist regime. The enterprises expected the government to aid them in retrieving the outstanding sums. The issue of the unpaid foreign debts remained on the agenda in the bilateral relations between the Czech Republic and Russia until spring 1994<sup>58</sup>.

A more important problem was posed by the emphasis on speed and the time required to check the creditworthiness of new owners. This was highlighted when the head of the Fund for National Property, Tomáš Ježek, resigned from his position in June 1994. According to the official explanation made by the Minister of Privatization, Jiří Skaličský, three intertwined problems had emerged that the Fund's chairman and board had been unable to solve<sup>59</sup>. Firstly, the Fund had accumulated considerable debts from the sale of enterprises to investors who defaulted on payment. Secondly, too much time passed before the sales were executed, the Fund retaining the assets longer than thought necessary by MANPIP. Thirdly, Fund representatives on enterprise boards had failed to represent the property rights of the state<sup>60</sup>. Since the Law was notoriously vague on these aspects, a more likely conclusion is to interpret the official reasons given for Ježek's demise served as cover-up for political disagreement. But whether the change of leadership should be interpreted as the start of a new Fund policy of spending more efforts to vet buyers is too early to say. In August 1994, the new head of the Fund, Roman Češka, interfered personally in the case of Poldi Kladno and sacked the new owners for defaulting on payments to the Fund. The Fund together with MANPIP appointed new members of the enterprise board, thus reintroducing Fund ownership pending take-over by new owners<sup>61</sup>. However, this was apparently an exceptional move, serving as a warning to potential bidders that the Fund might rescind transfer of assets. Still, no formal steps were taken to clarify the Fund's role as owner, or indeed set a definite deadline for when the organization would be dissolved. Everything was stated to be dependent on swift transfer from the Fund to new owners.

#### *Transfer to new owners*

The book value of the industrial enterprises transferred to the Fund grossly exceeded the savings of the population. Foreign investors could only be expected to purchase certain well-known enterprises. But even in these cases, public debate reflected the animosity that sometimes had been voiced over the role played by the IMF and the

---

<sup>57</sup> Brom, Karla/Orenstein, Mitchell: *The Privatised Sector in the Czech Economy: Government and Bank Control in a Transitional Economy*. *Europe-Asia Studies* 6 (1994) 893–928, 900. Statistical source not quoted.

<sup>58</sup> *Hospodářské noviny* 6 April 1994.

<sup>59</sup> *Prager Zeitung* no. 26, 1994.

<sup>60</sup> *Prager Zeitung* no. 30, 1994.

<sup>61</sup> *The Prague Post* 1 March 1995.



World Bank. The fact that most foreign investors were German refuelled historical resentment<sup>62</sup>.

The debate over restitution had revealed resentment to what was perceived as the return of the former elite to "take away the choicest bits"<sup>63</sup>. A feeling of disillusionment over property changes seemed to have been widespread in the population, most people expecting declining living standards to persist in the foreseeable future. In opinion polls taken in 1991 and 1992, the share of the population preferring a "democratic socialist system, as seen in some Western societies" amounted to 35 per cent, a portion equalling those in favor of continued reforms<sup>64</sup>. This state of affairs threatened the government's strategy. If the majority of the population proved to be alienated by the reforms, an alternative strategy with a more gradual approach would have to be applied. That would inevitably mean the defeat of the governmental approach to the transition and the opposition would stand to gain in the upcoming parliamentary elections in June 1992. Thus, both the lack of domestic capital as well as the desire to attract popular interest were powerful incentives for the application of non-traditional approaches. Selling state enterprises to the citizens at an affordable price would combine the need to attract popular support and involvement with the necessity to ensure a swift transfer of property rights. Although this would imply selling the enterprises at less than book value, it was argued that it would be a remedy for the torts suffered under the previous regime. This could be done by distributing investment vouchers to the population at a nominal fee. The price was set at 1035 Crowns, an average week's pay. The booklets were sold at the post offices, and could be bought by all citizens over 18 years. The Federal government passed a decree on investment vouchers on September 5, 1991, assigning the printing of vouchers booklets and investment stamps to the Federal Ministry of Finance<sup>65</sup>. Holders were then at liberty to bid for any enterprise by assigning some or all of their shares to vouchers.

In the first wave of privatization, 988 firms offered some of their shares for purchase by voucher, most combining direct sale to a single bidder with vouchers as payment mode<sup>66</sup>. But almost 40 per cent of the enterprises were to be privatized exclusively through vouchers<sup>67</sup>. Initially, there was little interest among the population to participate in the voucher privatization, and opposition politicians interpreted this as a rejection of the entire reform package. It was even expected that the voucher privatization would be terminated after the 1991 elections when little more than half a million Czechoslovaks had registered. The government had reckoned with some 4 million purchasing investment booklets out of a total of 11.5 million eligible persons.

When the period of registration expired in February 1992, almost 8.3 million out of

<sup>62</sup> Die Presse 25 September 1990. – Holub, Petr: Český průmysl do českých rukou [Czech Industry in Czech Hands]. Respekt 1, November 1993.

<sup>63</sup> Rudé právo 10 June 1991.

<sup>64</sup> Matějů, Petr/Řeháková, Blanka: Od nespravedlivé rovnosti k spravedlivé nerovnosti? [From unjust equality to just inequality?]. Sociologický časopis 3 (1992) 293–315, 314.

<sup>65</sup> Hospodářské noviny 10 September 1991.

<sup>66</sup> See Kotrba, Josef/Švejnár, Jan: Rapid and Multifaceted Privatization: Experience of the Czech and Slovak Republics. Prague 1993, 31.

<sup>67</sup> Ibid.

11.5. eligible persons had bought a booklet and had their investments registered. The upswing in vouchers sale could be explained by the emergence of investment funds toward the end of 1991. These invited booklet holders to submit their vouchers, and the investment funds would undertake the task of finding promising enterprises. All in all, more than 70 per cent of the voucher holders availed themselves of the funds<sup>68</sup>. Some funds managed to attract considerable numbers of voucher holders by promising them a ten fold return within a few years. This calculation was based on the relationship between the initially meagre interest for voucher booklets and the book value of the enterprises. Thus no fund has been able to fulfil these pledges.

Whereas all changes in ownership status of the enterprises had formerly been prepared by the government and introduced as parliamentary acts, the investment funds emerged without any prior legislation regulating their function. In fact the first laws on their role and function only appeared in late April 1992, the point in time when the funds had received investment points, and immediately prior to the first rounds<sup>69</sup>. Throughout 1991 only a very rudimentary set of criteria and rules that had been drawn up by the Ministry of Finance and issued as government decrees existed. Here it was specified that a down payment of 100 000 Crowns was required for an investment fund to be registered. The emergence of investment funds was perceived as countering the dissipation of shares, enabling more efficient execution of property rights than was practically possible for the individual shareholders. In the course of 1991, more than 400 funds had been established, signalling that the desired concentration of shares in a limited number of funds was in jeopardy<sup>70</sup>. Yet despite the multitude, the 13 largest funds received almost 60 per cent of total investment points. On the other hand, as many as 313 were reported to have less than 10 million investment points each. That number was falling far short of the required amount to ensure profitability, let alone enable the funds to exert any pressure on management to restructure<sup>71</sup>.

Though such minor funds turned out to have too many unprofitable enterprises in their portfolio, they could not be declared bankrupt. During 1991 and 1992, the politicians confirmed the need for a bankruptcy law which would ensure closure of enterprises and funds alike that were obviously unviable, yet implementation of the law was postponed twice. Closing down funds would undermine public support for the reforms. As an alternative to bankruptcy, it was instead decided to limit the growth of funds by raising the required down payment from 100.000 to 1 million Crowns as from 1 January 1992. Furthermore, to reduce vulnerability to future enterprise bankruptcies, a fund was obliged to disperse its shares between at least ten enterprises, holding maximum 20 per cent of the shares in a single enterprise. Some funds circumvented this by splitting up into several new investment funds<sup>72</sup>. It was therefore decided that funds with the same owner could not own more than 40 per cent of the shares in one enterprise.

<sup>68</sup> Wendelowa, Petra (Managing Director of the investment fund Harvard Stock Exchange Company Inc.): *Privatization Funds as New Owners of Privatized Enterprises*. Prague 1993, 2.

<sup>69</sup> Law no. 248/1192, "Investment Companies and Investment Funds Act".

<sup>70</sup> Wendelowa: *Privatization Funds as New Owners of Privatized Enterprises* 2.

<sup>71</sup> *Hospodářské noviny* 22 May 1992.

<sup>72</sup> According to Wendelowa, Harvard Capital Consulting set up 20 affiliated companies during 1991 and 1992. Wendelowa: *Privatization Funds as New Owners of Privatized Enterprises* 3.

There was no unanimous response by the funds to the legal limitations. Numerous reports have appeared in the press showing that most funds have felt free to flout the regulations<sup>73</sup>. Even when the funds were fined, they had the right to make an appeal to the courts. Nor are they obliged to surrender the shares but can retain them and reap the profits pending final judgment. Court trials being notoriously lengthy, the threat of legal action was no deterrent.

More worrying has been the number of enterprises in some fund's portfolios. A few funds have limited their portfolio to about 50 enterprises<sup>74</sup>. But most have bought shares haphazardly with no preconceived plan in some cases funds are holding shares from more than 1000. The ability of the funds to make strategic purchases was ab initio influenced by the auctioning procedures undertaken by the Fund of National Property. The basic idea was that voucher privatization, combined with other methods, would simulate the market. The equation of supply and demand would result in a price expressing the real market value of the enterprise. Yet, the voucher privatization differed in two important ways, influencing the ability of the investment funds to make strategic purchases<sup>75</sup>:

First of all, investment funds allocating their vouchers to stocks that got fewer points than expressed in their book value, received their shares immediately. That meant investment funds would be hesitant to invest if they expected interest to be low. If not, they risked being stuck with their shares, whereas others would secure them at a far lower price, the procedure being that unsold shares from the first round would be put up at a lower price in the next.

Secondly, the decision to speed up privatization meant that the bidding rounds were finite. Consequently, investment companies bidding for the most popular shares would receive none in the first round if supply proved to be significantly lower than demand. If the price was increased in the next round it was an important signal to other investors that these firms must have superior prospects among those offered. But again, the final price might not correspond to the actual market value of the enterprise, and thus finally frustrate the investors.

Perhaps the most important deficiency here was the fact that no decision was made as to how many rounds should be undertaken before an enterprise was fully privatized. This would have been a simple matter by means of setting a limit on the number of shares investment funds may purchase, e.g. when 90 per cent of the shares allocated for voucher privatization were sold, no more rounds would be undertaken. Instead, shares not sold in the first wave were transferred to the second. This has not only prolonged the sales of enterprise shares beyond the dates set in the initial plans, but also limited the ability of management to draw up any plans for the development of the enterprises, since this would depend on the approval of the new owners.

---

<sup>73</sup> The Prague Post 7 December 1994.

<sup>74</sup> Wendelowa: Privatization Funds as New Owners of Privatized Enterprises 3.

<sup>75</sup> The two main differences are based on the discussion of the voucher privatization by Bradá, Josef: The Mechanics of the Voucher Plan in Czechoslovakia. RFE/RL Research Report 17 (1992) 42-45.

*The investment funds as owners*

The deficiencies of the bidding procedures meant that the ability of the funds to make strategic purchase was limited, most ending up with shares from a wide range of different enterprises when the waves were completed. Although the subsequent trade in shares has resulted in a more homogeneous portfolio, the funds still faced problems in developing a strategy and implementing it at enterprise level. Not only the sheer number of enterprises meant that the monitoring ability would be restricted, but a further problem was posed by the legal regulation of enterprise boards failing to specify where ownership interests should be represented. The management board, the supreme enterprise organ making the day-to-day decisions, became the focus for contention.

The Commercial Code permitted the members of the management board to be elected either by the so-called general meeting consisting of shareholders, or by the supervisory council<sup>76</sup>. In the latter case, funds could be outvoted by other groups and thus be denied a seat on management boards. In the debate following the enactment of the Commercial Code, managerial groups clearly opted for this solution, excluding shareholders from management boards. In the cases where enterprises established investment funds that subsequently bought shares in their mother companies, management tried to confine shareholder representation on management boards to their own funds<sup>77</sup>. However, the banks were able to use credit conditions as a tool to get their funds represented. Thus the largest investment funds have gained a majority of the management board seats reserved for shareholders. Smaller funds, let alone individual shareholders, usually fail to gain any. In particular, in enterprises with good profit outlooks, the funds are represented on management boards, often outnumbering managerial representatives<sup>78</sup>. In enterprises that have been rated as less profitable, the funds devote less resources and are represented on the supervisory boards. This indicates that the funds are able to make priorities and look upon their ownership as a long-term commitment. The fears that the funds would "milk" the enterprises failed to materialize. This can be explained when focusing on the ownership of the largest investment funds.

*The owners of the investment funds*

Of the ten largest investment funds, only Harvard Capital and Consulting was established by an independent entrepreneur. The rest were founded by banks. These were former state banks that had in the course of reforms been made independent of the National Bank. It was expected that private banks would be established and parti-

---

<sup>76</sup> Law no. 513/1991 "The Commercial Code". Chapter 2, Part 1, § 184–§201. The English translation of the text has been published under the title: *The Commercial Code*. Prague 1992.

<sup>77</sup> Mladá fronta Dnes 28 June 1993, quoted in Brom/Orenstein: *The Privatised Sector in the Czech Economy: Government and Bank Control in a Transitional Economy* 911.

<sup>78</sup> This was asserted by Wendelowa: *Privatization Funds as New Owners of Privatized Enterprises*. And has been confirmed by the empirical material provided by Brom/Orenstein: *The Privatised Sector in the Czech Economy: Government and Bank Control in a Transitional Economy* 920–925.



cipate both in the establishment of funds and in the purchase of shares. Though more than 40 private banks were set up, they were clearly dwarfed by the size of the four former state banks<sup>79</sup>. By 1993, the newcomers had captured no more than 10 per cent of the market in loans and deposits<sup>80</sup>. At the time transition commenced, all but a few of the bank clients were state enterprises. Though the proportion gradually fell somewhat in the course of 1992, the largest creditor bank, The Bank of Commerce, still had 97 per cent of its loans tied to the state sector<sup>81</sup>.

Bank ownership of the investment funds was initially not regarded with apprehension. But when it became evident that these funds purchased shares in their own funding banks, the lack of legislation preventing such behavior was openly acknowledged<sup>82</sup>. The other group of investment funds purchasing bank shares comprised funds set up by enterprises. These, mainly smaller funds bought shares in the banks to which their founders were indebted.

The de facto concentration of shares in bank funds should permit a more coordinated behavior by the owners. If ownership interests were split between investment funds with widely differing backgrounds, a conflict between those opting for a quick return on their shares and others advocating more long-term perspectives would have been likely. The dominance of the banks should permit the latter view to prevail. Nevertheless, the intimacy between the banks and the funds would also mean that the banks will tailor their interest rate and credit policy to the needs of their enterprises, even though the long-term perspectives might be negative. Thus insolvent enterprises would stand a fair chance of receiving bank credits to "bridge" them over in dire straits as well as to negotiate easier terms than private entrepreneurs starting from scratch would receive.

To what extent investment fund representatives are advocating the views of the banks is impossible to assert but highly likely, in so far as no measures have been taken to prevent any insider trading of information between the funds and the banks. In many investment funds a number of people simultaneously hold positions in local banks in the ministerial sector, enabling them, thanks to their special knowledge, to undertake a redistribution of wealth certain to benefit their clients. Part of this problem has been ascribed to the lack of qualified staff<sup>83</sup>. In the course of transition, more people achieve adequate qualifications and the vacant positions can be filled. But still there has been a marked reluctance by government to take any decisive measures to counteract conflict of interests. After several political scandals, the most notorious being a fund-

<sup>79</sup> For a discussion, see V e n c o v s k ý, František: Diskriminace soukromých bank [Discrimination of Private Banks]. *Ekonom* 43 (1992).

<sup>80</sup> Privatization of Czech Banks. Ed. by Miroslav K e r o u š, Prague 1993, 2.

<sup>81</sup> Calculations based on statistics provided by K l v a č o v á, Eva / V a n d u r k o v á, Naděžda: Komu banky půjčují? [Who are the Banks' Borrowers?]. *Ekonom* 37 (1992) 22–23.

<sup>82</sup> *Ibid* 12.

<sup>83</sup> For a discussion of this problem, see P e l i k á n, Pavel: The Dynamics of Economic Systems, or How to Transform a failed Socialist Economy. In: *On the Theory and Policy of Systemic Change*. Ed. by Hans-Jürgen W a g e n e r. Heidelberg 1993, 67–95. – For complaints about the lack of educated staff, see U r b a n, Jan: Budeme mít trh manažerů [Will we have a market of managers?]. *Ekonom* 45 (1992) 41.



raising dinner hosted by the government party with many large state-owned enterprises paying the hefty entrance fee, minor legal amendments were suggested by the government in early 1995<sup>84</sup>. Enterprises where the state holds a majority of shares or which receive state subsidies will be banned from making donations to political parties<sup>85</sup>. Politicians will no longer be permitted to sit on management boards, and all extra income or gifts must be reported. These measures do not extend to spouses of politicians<sup>86</sup>, nor do they solve the problem of informal exchange of information between the funds, the banks and the enterprises resulting from the widespread cross ownership.

Presenting the problems of enterprise ownership as limited to the role of the banks disguises the position held by the state. This is evident when focusing not on the funds, but on the ownership of banks. Changes in the formal ownership of the banks shares did not deviate from those of the enterprise sector: i. e. they were transformed into joint stock companies with all the shares in the possession of the Fund of National Property. The bank shares were offered for sale in the course of the two privatization waves, but government spokesmen declared that the state would retain control over between 40 and 50 per cent of the basic capital for at least a decade<sup>87</sup>. The only other major group of shareholders was composed of the investment funds. Taking into account that virtually all had been set up either by the banks or by the enterprises, cross ownership may appear more confusing than it really is. The strongest shareholder in the case of the financial sector remains the state through the Fund for National Property. Whereas Fund ownership in the enterprise sector may be the undesirable outcome of lack of purchaser Fund ownership in the banking sector is not accidental. The government seems to be interested in continued state ownership in the banking sector. The statement by Privatization Minister Jiří Skalický in January 1995 that the privatization of the banks was only under discussion in the government, and therefore not imminent, supports this<sup>88</sup>. He tried to underplay the strong position of the state by referring to the fact that state-owned shares constituted less than 50 per cent. Yet this makes no difference to this position as principal shareholder.

In the case of the banks, the government also seems to have made efforts to coordinate its role as shareholder in more a regulated manner than is the case in industry. Under the auspices of the Fund, and an advisory group consisting of the Governor of the National Bank, the Minister of Finance and the Chairman of the Executive Committee of

---

<sup>84</sup> Ormi - database 4 January 1995.

<sup>85</sup> There are very few enterprises where the state holds a majority of shares. Yet, as shown here, the state has considerable interest in the commercial banks. If the shares held by the investment funds are combined with those held by the state, the efficacy of the legal amendments must be questioned. Yet, because of the public outcry resulting from the dinner party, the political costs for the government will probably be an efficient deterrent.

<sup>86</sup> Dr. Livia Klausová, the wife of the Prime Minister, is a member of the board of the Czech Electricity Works ČEZ. She was nominated by the Minister of Industry Dlouhý. The Fund for National Property is the major shareholder in the ČEZ. See: RFE Daily Report - database 114 (1994).

<sup>87</sup> K e r o u š: Privatization of Czech Banks 4.

<sup>88</sup> The Prague Post 25 January 1995.

the Fund was established. This group meets regularly and issues guidelines for those who represent the Fund in the statutory bodies of the banks<sup>89</sup>.

However, state ownership is not restricted to the banks. At the end of 1994, the Fund still retained approx. 40 per cent of all shares transferred to it. The transfer has therefore been a far slower process than initially envisaged, and according to statements by Roman Češka, the process will probably not be completed until 1997<sup>90</sup>. But thereafter, the Fund will continue to represent the ownership interests of the state in enterprises where the government maintains a stake. State ownership will most likely embrace enterprises and firms that supply infrastructure services (waterworks, railways, etc.).

The consequence of this cross-ownership is that the investment funds are functioning as the extended arms of the banks rather than of the individual investors, the ability of the latter to influence the investment funds being very limited. Despite suggestions for creating mechanisms for 'proxy voting', permitting a single shareholder to act on behalf of a group, all efforts have been stranded due to lack of interest<sup>91</sup>. Dr. Lubomír Mlčoch, a prominent economist, has concluded that what the new ownership structure actually amounts to is a tautological transformation of state-owned enterprises into enterprises owned by the state<sup>92</sup>.

Mlčoch's conclusion is partially correct formally, though it fails to reflect the whole truth. By transferring ownership control from the state bureaucracy to the banks, a greater emphasis on market-relevant criteria would stand a better chance of being achieved. The banks were expected to evaluate the enterprises according to market criteria and only give loans to enterprises with profit prospects. Enterprise management would be compelled to base their decisions on a similar yardstick and thus production would be geared to the needs of the market and not the central plan as in the past. This was clearly expressed in a directive entitled "Information for Enterprises about Economic Conditions", issued to the enterprises by the Ministry of Finance on 2 January 1991, i. e. the day after prices had been liberalized. Here, the enterprises were informed that the banks were now the executors of control, and the enterprises would have to respond to the interest rates and credit limits imposed by the various commercial banks, and not to centrally given directives as in the past<sup>93</sup>. This was, the government declared, a temporary measure until such time as more classical methods could be applied. What these methods amounted to was not specified, but the future introduction of an efficient bankruptcy law was among them. The directive removed monitoring responsibility from the state bureaucracy and transferred it to the commercial banks. This also implied that the enterprises were no longer to count on state subsidies.

---

<sup>89</sup> K e r o u š: Privatization of Czech Banks 5.

<sup>90</sup> The Prague Post 1 February 1995.

<sup>91</sup> P o d n e c k ý, Daniel: Investiční privatizační fondy – Hlasování v zastoupení [Privatization Investment Funds – Proxy Voting]. *Ekonom* 50 (1992) 27.

<sup>92</sup> Prager Zeitung no. 15, 1994.

<sup>93</sup> *Hospodářské noviny* 2 January 1991.

*The banks and the enterprises*

The enterprises had to face the institutional changes with scant financial means, enterprise cash holdings having to a large degree been depleted as the result of a shopping spree undertaken in 1990, when price controls were still in place. Purchasing input materials at state set prices would enable the enterprise to reap a handsome profit if the finished product was sold after the 1991 price liberalization.

In a few cases, management had been able to sell the enterprise to domestic or foreign buyers with the consent of the founding ministry, the sum generated being ploughed back into the enterprise as investments. With the enactment of the privatization laws, this practice ceased and all income from sales were thereafter transferred to the Fund for National Property. Enterprises owned by the Fund were obliged to turn to the banks to finance their needs.

It was beyond doubt that the investment needs in certain sectors of the economy were considerable, though the exact magnitude was impossible to calculate in 1991. Estimates produced by management in the basic privatization projects were apparently not regarded by the banks as relevant. Heavy industry had been a privileged sector in the past with easier access to capital than production of consumer goods. But even within heavy industry, transforming production to meet requirements on Western markets would require fresh capital. Given the rapid changes, management lacked the basis for drawing up realistic development plans for their enterprises, and the unpredictability of future market demands as well as anxiety about their own position were only two of the causes of the so-called pre-privatization paralysis that set in. The time horizon being drastically shortened, planning more or less amounted to a day-to-day strategy for survival in the period immediately following 1989. This was reflected in the fall in investments by 25 per cent in 1991<sup>94</sup>. In the industrial sectors where outlook for the future was most sombre, the fall was even greater. In engineering, investments fell by more than 50 per cent, and in machine-building the 1991 level was only two-thirds of the previous year<sup>95</sup>. Investments were also negatively influenced by the ongoing process of demonopolization. Units that were singled out and transformed into independent firms were suddenly cut off from internal enterprise capital funds.

The ability of the banks to provide the enterprises with financial assistance was constrained by numerous conditions making them less than the neutral arbiter the government aimed at. First of all the banks were short of cash, secondly their credits had been given to former state enterprises with very unpredictable prospects. It was therefore feared that the banks would become hostage to the enterprises. The politicians had little faith in the banks acting sufficiently restrictively when granting new loans. To counteract such a development, severe credit limitations were imposed by the state and remained in force till the end of 1992<sup>96</sup>. As in the case of evaluating the enter-

---

<sup>94</sup> Statistická ročenka České a Slovenské Federativní Republiky 1992. Prague 1992, 219, table 8-5.

<sup>95</sup> *Ibid.*

<sup>96</sup> *Hospodářské noviny* 25 June 1992.

prises, the state was at a loss over what yardstick should be applied when determining the limit. It was therefore decided to use the investment levels from the last years of planning as a point of departure.

The fact that the limits imposed did not correspond to real needs is beyond doubt. But what is more interesting is that the banks exercised more caution than had been anticipated with the result that the credit limits were not reached. Although the Fund representatives on enterprise boards were given the mandate to ensure that the manager took no inappropriate business risks, the banks and not the Fund would carry the costs if they did so. Accordingly, the banks adopted a wait-and-see attitude, mainly issuing short-term credits and avoiding any sort of long-term commitment.

A bank takeover of the enterprise and subsequent sale of assets to cover the outstanding sums was no feasible solution. The enterprises would fetch less than their book value, and this would clearly entail a loss for the banks. Yet, "bad debts" were more prevalent in inter-enterprise relations than in bank credits. Enterprise ability to service their loans differed considerably according to industrial sector and enterprise size. The most indebted firms were the largest industrial enterprises, and the most indebted sector was, not surprisingly, heavy industry<sup>97</sup>.

The monitoring of inter-enterprise debts had been reduced by the formal changes. The enterprises were required to provide the bank with data on liabilities when applying for loans, but the validity of these estimates was often dubious since they could easily omit data on defaulted payments. This, together with uncertainty of the very survival of the enterprise, reduced the banks' willingness to grant substantial credits on a long-term basis. Faced with this, inter-enterprise debts increased until signs of a slight decline appeared in 1992. There seems to have been a tendency for the largest industrial enterprises to obtain new credits from the banks and service old loans and debts to other enterprises<sup>98</sup>. Thus, former inter-enterprise debts have been transformed into bank loans. Not surprisingly, the share of risky loans in the portfolio of the commercial banks, i. e. credits the banks experience great difficulties in retrieving, has increased from 2.4 per cent in late 1991 to 23 per cent in October 1993<sup>99</sup>. This development has threatened the viability of the banking sector. The effects of bank collapse would clearly have dire consequences for all the enterprises in bank's portfolio, including those showing a profit.

#### *The state and the banks*

To relieve the banks of bad loans, the Ministry of Finance decided to establish the so-called Consolidation Bank in 1991. The Bank was intended as a transitional emergency instrument owned by the state. In 1991 and the following year, the Bank purchased from the commercial banks approx. 50 billion Crown of bad loans, i. e. far below all estimates of the total sum of bad debts<sup>100</sup>. The funding for this purchase was allocated

---

<sup>97</sup> Čapek, Aleš: The Bad Debt Problems in the Czech Economy. *Most-Most* 3 (1994) 59–70.

<sup>98</sup> *Ibid.* 62.

<sup>99</sup> *Ibid.*

<sup>100</sup> *Prager Zeitung* no. 40, 1992.

from the Fund for National Property. One may perhaps have expected that this sum would have been allocated from the state budget, as indeed is common practice in most market economies. The Czech government circumvented this, thus not endangering the budget balance.

What should be noted here is that this measure benefited the banks, and not the enterprises which were the source of the problem. The establishment of the Bank was a necessary measure to direct fresh capital into the banking sector, but the statutes of the Bank failed to state what the criteria for transferral of bad loans should be, and much was left to the discretion of the Bank staff. Without clear guidelines, they rapidly became subject to pressure from the largest banks. As a result bad loans continued to be relocated from the commercial banks to the Consolidation Bank. Moreover, when some of the smaller banks collapsed early in 1994, the loans involved were transferred to the Consolidation Bank. Therefore, bad loans other than those dating from the period of planning have also ended up in the Consolidation Bank. No specific measures existed protecting the Bank from accepting new loans. The commercial banks could apply for transfer, but the Consolidation Bank board decided whether these loans should be purchased. Not until late summer 1993 was a meeting convened by the National Bank to draw up new guidelines. What the effects have been remain unclear.

The Bank was, by virtue of its involvement, transformed into a potent tool for the government, and a tool it apparently wants to preserve. At the beginning of 1994, there seemed to have been a change in the plans for the Bank's future. The general director announced that it would be transformed into a commercial bank with a range of services not differing substantially from any other<sup>101</sup>. This statement was issued at a time when the Bank had started to play a active role in business transactions going beyond the initial conceptual function of the bank as a relief organ for the banking sector. The Bank has headed a group of commercial banks providing fresh credits for a large chemical plant<sup>102</sup>. Moreover, after two years of Air France ownership of shares in ČSA (Czechoslovak Airlines), the Czech government managed to persuade Air France to sell its shares to the Consolidation Bank<sup>103</sup>. The government could have opted for a re-transfer of the shares to the Fund for National Property. Deciding to allow the Bank to become holder of the shares not only strengthened the Bank's long-term profit perspectives, but also signalled that the Bank no longer was to be a solely transitional measure. This was confirmed early in 1995, when Roman Češka declared that the Bank was among those assets that although they could be, they would not be privatized<sup>104</sup>. The National Bank has long desired such a move, and has been opting for allocating some official services like the administration of state boards to the Bank<sup>105</sup>.

---

<sup>101</sup> *Ibid.*

<sup>102</sup> Czech and Slovak Investment News 17 January 1994. In: Brom/Orenstein: *The Privatised Sector in the Czech Economy: Government and Bank Control in a Transitional Economy* 902.

<sup>103</sup> *Hospodářské noviny* 15 March 1994. And: Carolina-Database 153 (1995).

<sup>104</sup> *The Prague Post* 1 February 1995.

<sup>105</sup> Vlastimil Tesař expresses the views of the National Bank in Kerouš: *Privatization of Czech Banks* 19–23.



By 1994, the Consolidation Bank had become the fifth largest creditor Bank in the Czech Republic. Yet its influence extends much further, the Bank was creditor to approx. 80 per cent of all large- and medium-scale enterprises<sup>106</sup>. Whereas the government showed little interest in taking advantage of its role as shareholder when the enterprises were in possession of the Fund, the activity displayed by the Bank in business transactions as well as the expansion plans, seems to indicate a change toward a far more active state policy concerning enterprise management. One opportunity to do so would be posed by enterprises entering into bankruptcy proceedings. The role of the Bank as creditor means that its representatives will participate in negotiations that will decide whether an enterprise will survive or not.

### *The bankruptcy law*

Another way of avoiding bank collapse was to prevent enterprise collapse by restraining the possibility of bankruptcies. Yet such an option would contradict the contents of the "Scenario" since introducing market forces implied exit mechanisms for enterprises producing at a loss. Moreover, restraining the exit option would mean that the state would have to foot the bill. This had been the case when a few enterprises were closed by the Ministry for Industry and Trade. All enterprise debts had to be covered by the Ministry. It was considered far more advantageous to privatize an enterprise, even if the sum obtained was negligible<sup>107</sup>.

A law on bankruptcy was passed by Parliament in October 1991. The political statements accompanying the debate on the implementation of the law clearly showed a very reluctant attitude. When explaining the postponement of the law, Minister of Industry Dyba declared that "the Czech government was not calling for bankruptcies and would not initiate them"<sup>108</sup>. This view was shared by Prime Minister Klaus, who stated that the introduction of the law would be "inappropriate given the current economic environment here"<sup>109</sup>. Politically, it was untenable to claim that the market had been introduced when a bankruptcy law was lacking. Nevertheless, when the last postponement expired in April 1993, the law remained virtually without effect. Despite widespread insolvency in the enterprise sphere, the number of bankruptcies only amounted to 60 in 1993 and 288 the following year<sup>110</sup>. Private entrepreneurs agricultural and housing cooperatives make up the largest share, larger industrial enterprises being virtually absent from the list.

Alone the intertwining of ownership between the state and the funds is a powerful deterrent against bankruptcies. Yet, the law contains a number of conditions and protectionist clauses that not only reinforces this effect, but clearly shows the government's intention of preserving full employment. For instance, in all cases of all enterprises

<sup>106</sup> Brom/Orenstein: *The Privatised Sector in the Czech Economy: Government and Bank Control in a Transitional Economy* 901.

<sup>107</sup> Lecture by Jaroslav Borák, Director of metallurgy, machine industry and electrical engineering, Ministry of Industry and Trade, Charles University, 27 May 1993.

<sup>108</sup> Central European Business Weekly 19 November 1993.

<sup>109</sup> *Prognosis* 16 (1992).

<sup>110</sup> Statistics provided by the Czech Ministry of Justice, printed in *The Prague Post* 1 March 1995.

affected by voucher privatization, i. e. the great majority, bankruptcy proceedings cannot be opened before the change of ownership was terminated and new owners informed. Whether that means that the enterprises where the Fund for National Property still has shares are exempt, since the Fund may argue that the transfer of property rights has not been finalised, is not known. Even in cases where all shares have been transferred to new owners, the state can intervene and prevent a bankruptcy. The law specifies that the creditor and debtor will be given a time limit of 90 days for negotiating a settlement. But this time limit can be exceeded if an economically important enterprise is involved or if the court believes that an extension would be in the interest of the public<sup>111</sup>.

The government decides when this paragraph may be invoked. If so, the Consolidation Bank can intervene with assistance. But in order to do this, exactly the same measures must be taken and requirements fulfilled that the government had seemed unwilling to enter into during the privatization process. A fixed set of criteria must be developed to provide a genuine picture of the enterprise's financial health. The Consolidation Bank must be strengthened with sufficient staff to undertake long term monitoring.

The law opened up the possibility that the banks could initiate court proceedings against enterprises defaulting their loans. Yet it was feared that this would lead to a domino effect, where the stoppage of production in one enterprise would have wide repercussions for other enterprises<sup>112</sup>. This was also the reason why the banks clearly voiced that they were against the bankruptcy law, and that they did not have any intention of introducing legal measures against insolvent companies. In spite of the demonopolization procedures that had been undertaken to break up the large monopolies, the links between producers and sub-deliverers were still close<sup>113</sup>.

The official resistance to introducing a fully operational bankruptcy law is due to the fact that the collapse of one enterprise would spark off a row of bankruptcies. This fear is due to the links between the enterprises in one industrial sector which functioned as a network during planning. Although the demonopolization and detatization of the enterprises has changed this, at least formally, the network between the sub-deliverer and the producer of the finished product is so intimate that detrimental effects would surely be felt. The interrelatedness of the enterprises has further been strengthened by the inter-enterprise debts. Those enterprises that could sue another for bankruptcy will usually not do it, because it would virtually eliminate their chances of recovering the debts.

To prevent bankruptcy proceedings from being introduced against an enterprise, the law opened up state financial support to those that would stand a chance of surviving. If no comparable employment can be found within a reasonable distance, the state could provide financial assistance. Of the 76 local government districts, 16 were claimed to fulfill this requirement<sup>114</sup>. The financial aid from the state will be

<sup>111</sup> The Privatization Process in Central Europe 65.

<sup>112</sup> *Hospodářské noviny* 21 May 1993.

<sup>113</sup> Klvačová, Eva: Tendence k demonopolizaci se neprosadila [The Demonopolization Trend has Faded Out]. *Ekonom* 35 (1992) 19–20.

<sup>114</sup> *Prager Zeitung* no. 18, 1994.

administered through the Consolidation Bank through purchases of the insolvent enterprises' loans. A sum will be set aside by the Fund for National Property for this purpose; 10 billion Kč were mentioned as a potential limit<sup>115</sup>. But the law allowed for direct subsidies from the state budget if this sum would not suffice.

The parts of the Czech Republic with the highest unemployment levels are also regions with high concentrations of heavy industry. This means that there will be strong disincentives for the government to allow bankruptcy proceedings to be introduced against the same sector many had recommended should be reduced prior to 1989, at a time when they were working as scientists.

*An economy in search of an adjective*

On 1 January 1995, the second and final wave of the coupon privatization ended. Recalling Prime Minister Klaus statements to the Czech Economic Society in 1993 (see note 12), Privatization Minister Jiří Skalický declared that the most important phase of privatization had ended<sup>116</sup>. That may be so, but the state's ownership remains pervasive. The Fund for National Property remains with either a majority or the largest number of shares in many enterprises. On average, the Fund holds 20 per cent of the book value, with the mainly state-owned banks possessing a further 40 per cent<sup>117</sup>. If one adds to this the fact that the Consolidation Bank is a major creditor to the enterprise sphere, state omnipotence is evident.

There are some conclusions that should be drawn from this. The most evident is that the concept 'privatization' is inappropriate. What has happened is a partial de-etatization of the economy. Klaus' definition of transformation as a comprehensive change affecting the entire system cannot be applied to the Czech transition because the financial problems at enterprise level have remained. There have been no comprehensive attempts to solve them; instead ad hoc solutions that were intended as temporary emergency operations have become a permanent feature: e.g. the Consolidation Bank, the impotent bankruptcy law, and of course state ownership. The most recent suggestion by the government to grant industrial enterprises tax relief to enable them to pay their debts<sup>118</sup> contradicts all political pledges aimed at ending the old system of "social indolence" (see footnote 2). This policy does not only mean less income for the state, but also less capital available for private entrepreneurs starting from scratch.

There is little doubt that the overriding concern for the policymakers has been the need to retain social peace and through this political stability. In the "Scenario", the need to let social considerations decide the pace of economic reforms was understood to be an argument in favor of rapid reforms. The concern has remained consistent, but the outcome has been marked by considerable pragmatism. An effective bankruptcy law, refusing financial aid to banks and enterprises, would certainly have led

<sup>115</sup> *Ibid.*

<sup>116</sup> The Prague Post 25 January 1995.

<sup>117</sup> Brom/Orenstein: *The Privatised Sector in the Czech Economy: Government and Bank Control in a Transitional Economy* 894.

<sup>118</sup> Mladá fronta Dnes 4 April 1995. Quoted by Omri – Database 4 April 1995.

to massive unemployment with disastrous effects for the reforms. It would have alienated large sections of the population and provide fertile ground for extremist groups. Thus, including political stability as a criterion for evaluating economic reforms will yield a more positive conclusion than would have been possible if the focus had been restricted to the efficiency of market mechanisms.

But political stability is an elusive quality. An analysis of the Czech transition should therefore focus on whether the government has taken advantage of it to build the institutional preconditions for a political stability that can resist the pressures of economic crisis and social unrest. It is easy to forget that the economy moves in cycles, and that the boom we are experiencing at present may be as short-lived as it is recent. Admitting that, an assessment is far more challenging than merely asking to what degree the Czech economy has moved toward its goal. No clear-cut answer can be given, and based on the discussion of the state's role in the economy presented here, a conclusion cannot avoid being contradictory. The voucher privatization was a success in that it created popular support for the transition. But it has disguised the considerable role played by the state. The numerous solutions applied by the government in support of the economy seem less to be the outcome of a grander strategy or preconceived plan than of ad hoc solutions. That is understandable given the turmoil any transition from one economic mode to another is bound to produce, but what is worrying is that the state so far has only been used as an emergency saviour. Although the banks can be said to have initiated important measures aimed at a long-term restructuring of the enterprises, the lack of efficient exit mechanisms has erased the possibility of hard budget constraints for the former nationalized enterprises. That will deter any radical change at the enterprise level toward more market adequate behaviour. That is not to say that everything persists as it did prior to 1989, but it illustrates to what extent economic development is constrained when the political understanding of state participation in the economy is viewed negatively, and, when resorted to, is not given any clear-cut guidelines.

In this perspective, the fact that state support for the enterprise sphere is provided is of secondary importance. What should be criticized is the manner in which state aid and ownership are undertaken. The government is at present using state ownership to bail out large-scale industrial enterprises. Social peace is retained, but the lack of transparency has so far undermined any efforts to create a predictable institutional framework for the economy to develop, irrespective of whether the government has settled for Thatcherite liberalism or a mixed economy with a large say for the state. In that respect, the ad hoc development of state participation in the economy has undermined the overriding aim of any transition: creation of a predictable framework for the economy. With increasing predictability, enterprise managers can start restructuring the manufacturing process, and state support can be given to development of new industrial items instead of simply keeping the enterprises afloat. If Western demand for cheap, semi-processed goods is reduced, or the export of Ukrainian ore ceases, the political leadership will find it extremely difficult to impose a limit on how far state support can extend, in particular since no advantage was taken of the present period when social tension is low. In that respect, the long-term political consequences of the economic transition may well be negative.



RECONSTRUCTING ECONOMICS IN POLAND:  
CHANGES IN CONTENTS, PERSONNEL  
AND ORGANIZATION OF TEACHING AND RESEARCH\*

By *Karl von Delhaes*

*The Soviet model: The priority of politics over economics*

As in most other countries which after the Second World War came under the influence of the USSR, the political and economic system in Poland was shaped in close resemblance to the Soviet model. Within this framework, economics was assigned an important role under two aspects: Since Marxist ideology termed itself scientific and materialistic, a special brand of economic analysis had to furnish most of the arguments to underpin central tenets, above all the dogma of communism as the inevitable outcome of the history of mankind. Furthermore, economic reasoning was expected to justify the recurring drives to rearrange the whole system, in spite of the fact that their causes were mainly political. Apart from this function, there was a very real need for scientific research and training in the workings of a centrally planned and administered economy, which – excepting a few short-lived wartime attempts – had never been practiced in an industrialized country.

Marx himself had not given overmuch thought to a viable system that was to supplant capitalism since he was convinced that it should be evolved by capitalism itself. Concentration of capital would eventually lead to the creation of a huge trust encompassing the entire economy<sup>1</sup>. After transition of this trust into the property of society as a whole, it was to be managed according to the same principles that Robinson Crusoe followed on his island, only on a social scale instead of individually<sup>2</sup>. Engels, too, made light of this task, stating: "The people will solve it quite easily without intercession of the notorious value"<sup>3</sup>. Only Lenin – admittedly not confronted with a fully developed capitalist economy – seemed to grasp the scope of the problem half a century later, when, during the seventh convention of the Bolsheviks, he termed the creation of an economic organism that would lead "hundreds of millions of people to conform to one single plan" as a gigantic task<sup>4</sup>.

It remains doubtful, however, which role he foresaw for economic sciences in this

---

\* Based on a paper read at panel 2-17 of the AAASS national convention in Honolulu, November 1993, this contribution does not cover the considerable changes during the last two years.

<sup>1</sup> Marx, Karl: *Das Kapital* vol. III (MEW vol. 25). (East Berlin 1964. 452.

<sup>2</sup> Marx, Karl: *Das Kapital* vol. I. (MEW vol. 23). (East Berlin 1962, 92.

<sup>3</sup> Translated from Engels, Friedrich: *Anti-Dühring* (MEW vol. 20). (East Berlin 1962, 288.

<sup>4</sup> Translated from Lenin, Wladimir I.: *Referat über Krieg und Frieden, gehalten auf dem 7. Parteitag der KPR (B) am 7. März 1917* [On War and Peace. Report to the 7<sup>th</sup> Party Conference of the RCP (B), 7 March 1917]. In: *Lenin: Werke* vol. 27. (East Berlin 1960, 77.



field. Being confronted with criticism of his invariably political approach to every problem, Lenin retorted: "Politics necessarily takes priority over economics. Arguing otherwise means forgetting the ABC of Marxism"<sup>5</sup>. During the First Five-Year-Plan, starting in 1928, under Stalin the problem of centrally administering the whole economy was seriously tackled. The approach was characterized more often than not by political voluntarism rather than by economic reasoning. The scope that was left for economics until recently is illuminated by the Soviet standard textbook on 'Political Economy of Socialism' of 1971, which was then obligatory in most socialist countries. In the introductory chapter under the heading 'The partiality of political economy of socialism' we read: "Political economy of socialism, revealing the advantages of the new economic order in comparison to every preceding one, plays an important role in educating the Soviet citizen in the unshakable conviction of the victory of communism", and further, "The political economy of socialism analyzes the development and perfection of socialist relations of production"<sup>6</sup>. Accordingly, an institute or at least a lecturer for political economy was to be found in even the remotest places of higher education such as sports academies and the like, whereas teaching and research in economics as an applied science was strongly centralized and, in response to the pattern of central planning, specialized in ever more subdivisions; thereupon it degenerated to a trade-oriented, mostly descriptive subject.

#### *The Polish case: Independence versus political opportunism*

If the socialist approach played a significant part in Polish economic thinking immediately after the war, it was certainly not of the Leninist-Stalinist variety. This field was intellectually dominated by economists affiliated with the Polish Socialist Party (PPS), e. g. Oskar Lange, Edward Lipiński and Czesław Bobrowski. Concerning the role of the state in the economy, they were rather in agreement with the numerous scholars of liberal or at least anti-interventionist persuasion<sup>7</sup>, differing mainly on the question of ownership of the means of production. In an article on "Economic Foundations of Democracy in Poland" of 1943 (and reprinted as late as 1947 in *Przegląd Socjalistyczny*) Lange postulated that "... all centers of economic decision-making are to be 1) strictly separated from the political and administrative state apparatus (similar to the separation of independent courts of law from the executive power) [and] 2) to be organized from below along the principles of democratic self-management and control"<sup>8</sup>.

<sup>5</sup> Translated from Lenin, Wladimir I.: *Noch einmal über die Gewerkschaften, die gegenwärtige Lage und die Fehler Trotzki's und Bucharins* (1921). In: *Lenin: Werke* vol. 32. (East) Berlin 1961, 73.

<sup>6</sup> Translated from the East German version: *Politische Ökonomie des Sozialismus*. (East) Berlin 1973, 27.

<sup>7</sup> For an overview about the published opinion of leading Polish economists such as L. Caro, A. Krzyszanowski, K. Dziewulski, E. Taylor, A. Heydel, F. Zweig, and others on this subject, see: *Zagóra-Jonsta*, Urszula: *Akademicka myśl economiczna wobec interwencjonizmu w Polsce międzywojennej* [Academic Economic Thinking on Interventionism in Inter-War Poland]. *Ekonomista* 1/1990, 185-208.

<sup>8</sup> Translated from Lange, Oskar: *Gospodarcze podstawy demokracji w Polsce* [The Econo-

It was only when the faction of the communist Polish Workers Party (PPR) around St. Gomułka, who had proclaimed a specific "Polish road to socialism", was ousted by the Stalinist group around B. Bierut and H. Minc, that efforts were undertaken to transplant, among other things, the Soviet economic model and the corresponding approach to economics. One of the first moves in this campaign was directed at the type of economics applied in the national accounting of the planning office (CUP), then led by PPS experts. H. Minc criticized their adding the contributions of services and trade to the national product in the traditional manner as "not only economically wrong but decidedly the method of the class enemy"<sup>9</sup>.

After the dissolution of the PPS by its integration into the communist Polish United Workers Party (PZPR), some of the economists, e.g. Oskar Lange, recanted their former convictions and others were isolated from the public. Beginning in 1950, the First Six-Year-Plan undertook to "create the unshakable foundations of a new social order in Poland, the foundations of socialism"<sup>10</sup> along Soviet lines<sup>11</sup>. Reorganization of science and higher education – especially in economics – consequently had two main directions: firstly, "remnants of capitalism in science" were to be weeded out<sup>12</sup> and indoctrination with the proper "scientific" world view was to be furthered<sup>13</sup> under close control of the party. Secondly, students should be trained as quickly as possible to serve the requirements of the Six-Year Plan. It was planned to graduate 146 000 professionals, among them 20 000 economists, until the end of 1955. At the same time, tuition was free for everyone admitted but workers' and farmers' children were to be preferred to raise their share among students from 58 % already achieved in 1949 to 70 % envisaged as a result of the Six-Year-Plan<sup>14</sup>. Both aims were served by abolishing the autonomy of universities – which had been rebuilt to pre-war standards in the late forties – and subordinating them to a central ministry for science and higher education<sup>15</sup>. Whereas the relevant decree in 1947 had confirmed the freedom of scientific research, the act on science and higher education from 1951 in its first article explicitly laid down the tasks to be fulfilled<sup>16</sup>. Excepting chairs for political economy

---

mic Basis of Democracy in Poland]. In: *Wizji gospodarki socjalistycznej* [Visions of a Socialist Economy]. Warszawa 1985 (reprint from 1947), 316.

- <sup>9</sup> Translated from *Memorandum w sprawie błędnych metod opracowania plan gospodarczego na 1948 r. przez CUP* [Memorandum on the Faulty Method of Preparing the 1948 Economic Plan by the Central Planning Authority]. In: *Jędruszczyk, Hanna: Wizji gospodarki socjalistycznej w Polsce 1945–1949* [Visions of a Socialist Economy in Poland, 1945–1949]. Warszawa 1983, 560 (Doc. No. 178).
- <sup>10</sup> *Bierut, Bolesław*: Closing speech at the 5th plenary session of the Central Committee of the Polish Workers' Party, 16 July 1950. In: *Der Sechsjahrplan*. Warszawa 1950, 8.
- <sup>11</sup> "Soviet science will be the model and signpost for the educated in Poland". Translated from: *Ozga, Władysław: Oświata w planie 6-letnim* [Education in the Six-Year Plan]. Warszawa 1951, 76.
- <sup>12</sup> See, for example, *Życie Nauki* 7–8/1951, 643.
- <sup>13</sup> Art. 1 of the Law on Science and Higher Education of 15 December 1951. *Dziennik Ustaw* 6/1952, pos. 38.
- <sup>14</sup> Cf. *Hartmann, Karl: Hochschulwesen und Wissenschaft in Polen 1918–1960*. Frankfurt 1962, 58.
- <sup>15</sup> *Dziennik Ustaw* 21/1950, pos. 181.
- <sup>16</sup> Cf. note 13.

and Marxism-Leninism, economics as a subject was removed from most universities and concentrated in special colleges (as were medicine, arts and agriculture). Subjects deemed not necessary for performing the jobs envisaged for graduates were eliminated<sup>17</sup>, and trade specialization, e. g. investment economics or economics of transportation, was increased. In correspondence to the organizational centralization of science and higher education, a concentration of personnel in and around the capital set in: whereas in 1960 already 30 % of all professors and 25 % of all scientific personnel worked in Warsaw, this share had increased to 61 % for full professors, 57 % for assistant professors and 33 % of all scientific personnel by 1978<sup>18</sup>.

There is no denying that during the last years of Stalinism the "weeding out" of independent scientific opinion in Poland was attempted with more or less the same methods as in other socialist countries. When in 1956 criticism could be published again, E. Lipiński accused the Polish Academy of Sciences (PAN), newly founded in 1952, of not having guarded the freedom of science, while it was known that there were cases when economists "were not only removed from their positions, but also were accused of alleged high treason, consisting in the publication of some statistical data. They stayed in prison for one and a half years before being released, without guilt, without sentence, without a court of law"<sup>19</sup>. S. Żółkiewski, himself a communist functionary who came into office as minister of higher education before the 'Polish October' in 1956, admitted: "As is well known, sterile dogmatism and the personality-cult [kult jednostki] have especially hindered development in philosophy and economics"<sup>20</sup>.

On the other hand, the measures taken were neither as numerous nor as harsh as those elsewhere. Relegation did not normally mean imprisonment or worse, but suspension from teaching and publishing, quite often even with payment. According to L. Kołakowski, the cultural damage done by Stalinism in Poland was not quite irreparable. This he ascribes to Polish European cultural traditions, to a deeply rooted mistrust against Russian ways of doing things, and perhaps to a subdued enmity of older Polish Communists against Stalin, who in 1938 had liquidated the leaders of the Polish Communist Party<sup>21</sup>. Thus, we may assume that the influence Marxism gained on Polish economic thought during the first decade was not due to outward pressure alone, but also to a genuine conviction on the part of its most prominent representatives, perhaps furthered by the seemingly tremendous initial economic results of the new system and by the constructivist lure it offered to scholars who wanted to take part in the building of a new Poland.

<sup>17</sup> O z g a : Oswiata 77.

<sup>18</sup> Nowe Drogi 10/1960, 103. – Informator o placówkach naukowo-badawczych i rozwojowych województwa stołecznego warszawskiego [Handbook on Scientific, Research and Development Institutions in the Warsaw District]. Warszawa 1978, Statistical appendix, p. 1.

<sup>19</sup> Translated from Polska Akademia Nauk, Sprawozdania z czynności i prac [Polish Academy of Sciences, Report on Activities and Published Works] 3 (1956) 67.

<sup>20</sup> Translated from *Dziesięć lat rozwoju nauki w Polsce Ludowej* [Ten Years of Scientific Development in the People's Republic of Poland]. Warszawa 1956, 73.

<sup>21</sup> See Kołakowski, Leszek: Hauptströmungen des Marxismus vol. III. München 1979, 194.

Evidence for this is to be found in O. Lange's speech on "Current problems of Polish economic sciences" at the Second National Congress of Polish Economists in 1956. Maintaining that the Marxist transition of 1949–50 "has purged science from the ballast of bourgeois methodology and concepts which had hindered the understanding of the true laws of societal development"<sup>22</sup>, he criticizes dogmatism, sycophantism, bureaucratic meddling and political voluntarism as 'deviations' responsible for the sterility of the science in the last years. When he calls for a true Marxist analysis of contradictions within socialist development and a critical examination of bourgeois economics with a view to usable parts, it becomes clear that he is not leaving Marxist foundations but rather invoking traditional qualities of scholarship. The second internationally renowned Polish economist, M. Kalecki, returned to Poland in 1955 because at the height of McCarthyism in the United States his Marxist convictions made his job at the United Nations difficult. W. Brus, their colleague in the Economic Council, which was called to discuss reforms in 1957–58, also admitted to the first signs of his own 'reform attitude' only in 1953 with the 'new course' after Stalin's death and indications of miscarriage of the Six-Year-Plan<sup>23</sup>. The same holds true for other later independent spirits. Marxism and central planning were not then generally under debate, and economists like J. Popkiewicz, who championed downright market-socialism or S. Kurowski who even questioned the '— socialism' part<sup>24</sup>, were marginalized<sup>25</sup>.

Although the relatively free discussion that started in 1956, as far as it was conducted in public, hardly outlasted the consolidation period of the new party leadership under S. Gomulka until around 1958, it left distinctive traces in the academic discourse among economists. Their, in its way, genuine scholarly effort to modernize Marxism and reform the economic system lasted for over ten years, if increasingly confined to remote theoretical debates. All the same, the party, deeming its ideological monopoly endangered, tried to curb the discussions, branding them as 'revisionism'. The students' uprising in 1968 (somewhat ironically triggered by an immanent 'leftist' critique of the party line by J. Kuroń and K. Modzelewski) led to a thorough purge, especially among academic economists. Among the prominent 'revisionists', W. Brus and K. Laski eventually emigrated, Kalecki resigned, and Kowalik, Lipiński and Bobrowski were, at least for some years, removed from contact with students. Not counting students and other academic personnel, overall several hundred academic teachers were thus condemned as 'Zionists or revisionists' and supplanted by people mainly qualified by their loyalty to the party. In the Central School of Planning and

<sup>22</sup> Translated from Lange, Oskar: *Actualne problemy nauk ekonomicznych w Polsce* [Current Problems of the Economic Sciences in Poland]. In: *Wizji gospodarki* 333–359. See esp. p. 338.

<sup>23</sup> Brus, Włodzimierz: *From Revisionism to Pragmatism. Sketches to a Self Portrait of a "Reform-Economist"*. In: J. M. Kovacs and M. Tardos (eds.): *Reform and Transformation in Eastern Europe*. London 1992, 136–142. See esp. p. 136.

<sup>24</sup> Some circumstantial evidence for this is given, inter alia, in Kurowski, Stefan: *Na ekonomię polityczną* [On Political Economy]. In: *Skice optymistyczne*. Warszawa 1957. 45–73.

<sup>25</sup> Kowalik, Tadeusz: *Reform Economics and Bureaucracy*. In: Kovacs/Tardos (eds.), *Reform and Transformation*, 164–176, esp. p. 170.

Statistics in Warsaw alone, 40 appointments were made of candidates without proper qualification<sup>26</sup>.

Although, as Kolakowski admits, in the field of political economy Polish revisionism was carried on, e. g. in the works of Brus and Lipiński, it can be said that, on the whole, here as elsewhere the Marxian paradigm degenerated into a "political ceremonial"<sup>27</sup>. J. Beksiak, presently chairman of a task-force for the reform of economic studies, surmises retrospectively: "One may, therefore, claim that Polish economics were destroyed twice: first in the years 1949–50 when it was dislodged by the dogmatic Marxist economics of the Stalinist era, and second in 1968, when its ground-level personnel was purged . . . In both cases damage was done: in the first people and concepts were harmed, and in the second, morale and ethics. The damage seems to have been greater in the second case"<sup>28</sup>.

#### *Movements on the surface and below (1975 to 1989)*

Even the bleak situation outlined above, however, had some features that held hope for the future:

- the dogmatic conformity, symbolized by the translations of the currently obligatory Soviet text book in other socialist countries, never held sway in Polish lecture halls<sup>29</sup>;
- international contacts and relatively free discussion also with economists of non-socialist countries were maintained since the late fifties;
- the keepers of the Polish economics tradition and their disciples were never entirely silenced and exerted remarkable influence, if mostly via unofficial channels, from within and without;
- beyond the official party line there existed a vacuum of conviction that furthered the seeping-in of "bourgeois", that is Western economic theories, quite often in their most modern or radical versions.

In the second half of the seventies, when the illusions nourished by E. Gierek's reform effort had dissolved, there began numerous underground activities by organizations like the Committee for the Protection of Workers (KOR), the Student's Solidarity Committee (SKS) or the Association for Scientific Courses (TKN). Taking up the tradition of the "flying university" (uniwersytet latający) that existed in Warsaw under Russian rule 1885–1905, lectures were organized in private homes on subjects such as: "history, sociology, philosophy . . . economics . . ., that is fields of science where the

<sup>26</sup> Beksiak, Janusz et al.: Higher Economic Education in Poland. Its present state and proposals for the immediate change. Mimeograph, Warsaw 1990, 7.

<sup>27</sup> Kołakowski: Hauptströmungen vol. III. 507.

<sup>28</sup> Beksiak et al.: Higher Economic Education 8.

<sup>29</sup> On the final page of his booklet *Über einige Probleme des polnischen Weges zum Sozialismus* (Warschau 1957), which is otherwise quite respectful of Soviet achievements, Oskar Lange comments on whether or not to use the Soviet textbook on political economy, that "one can make use of any book, but one ought to do it critically".



insufficiency of official education as well as political and ideological restrictions are felt to be especially detrimental"<sup>30</sup>. In one of these lectures S. Kurowski, after emphatically refuting all the important tenets of the political economy of socialism, posed the question of how it was possible to live down all the contradictions between reality and official doctrine, and concluded: "As yet, we are being protected by our European culture, our Christian morals and our national history. Equally, we are being protected by our ability to think. Our ultimate protection could, perhaps, be our free and independent reflection and analyses"<sup>31</sup>. The Party leadership obviously knew about such activities, but interference was only halfhearted and did not stop them.

At the same time, a search for new orientations in the field of economics could also be observed in some parts of the party hierarchy. In 1978, Leszek Balcerowicz, a member of the Department for Economic Policy at the Institute for Fundamental Problems of Marxism-Leninism of the Central Committee PZPR, was charged with designing an economic system more effective than the existing one, but at the same time not transgressing those limits, which were then held to be "political reality"<sup>32</sup>.

Balcerowicz (incidentally holding a master's degree in business administration from St. John's University, New York) and his team (many of whose members came into office in Polish governments after 1989) produced a program which was soon embraced by the "Solidarity" opposition as the most radical and far-reaching<sup>33</sup> in comparison with competing projects, especially in relation to the draft elaborated by the governmental reform commission.

Although martial law, announced in December 1981, led to temporary internment or exile of many progressive economists, the tendencies initiated in the late seventies in this field of science continued and increased underground as well as (semi-) officially all through the eighties:

In many reform-projects initiated in 1980-81, e.g. reorganization and more self-determination of institutes of higher education or communal and regional autonomy, research went on. Results, often harshly critical of the existing situation, were eventually published almost uncensored, if not in widespread and popular journals and newspapers. Contact with Western economics and economists persisted and became almost unhampered in the mid-eighties. There was a marked tendency toward publication of materials and reprints from relatively liberal periods in post-war Polish history, e.g. 1945-47 and 1956-58 with special stress laid on socialist alternatives and the "Polish

<sup>30</sup> Translated from an announcement of the Warsaw Student's Solidarity Committee, as cited in *Dziennik Polski* (London), 7 April 1979, under the heading *Bojówki bezpieki przeciwko nauce* [Security thugs against Science].

<sup>31</sup> Translated from Kurowski, Stefan: *Doktrynalne uwarunkowania obecnego kryzysu gospodarczego PRL* [The Part of Doctrine in the Present Economic Crisis in the People's Republic of Poland]. Lecture, Warsaw 1971. Published, probably underground, by Biblioteka historyczny/Bibliothek literacki, Warszawa 1980, 15.

<sup>32</sup> Pysz, Piotr: *Wirtschaftsreform in Polen* (Dokumentation Ostmitteleuropa 5-6/1983). - Balcerowicz, Leszek: *800 dni* [800 Days]. Warszawa 1992, 11.

<sup>33</sup> Cf. Die Gewerkschaft „Solidarität“ zur Neuordnung des polnischen Wirtschaftssystems (Dokumentation Ostmitteleuropa 1-2/1982, 8, 90).

road"<sup>34</sup>. Even exiled Polish economists (e.g. W. Brus, W. Bieńkowski) and some Western authors (e.g. J.K. Galbraith or J.A. Schumpeter with his "Capitalism, Socialism and Democracy") were available in Polish translation officially. Underground publications which seemed to reach many people with small risk contained reprints of Polish pre-war liberal economists<sup>35</sup>, as well as Polish translations of L. v. Mises, W. Röpke, F. A. v. Hayek and M. Friedman as pocketbooks ("kamizelówki").

On seemingly innocuous subjects like marketing or foreign trade, some professors at state universities taught their students partly from Western textbooks. In remote fields like theory of statistics and econometrics, which had never experienced much ideological pressure, mainstream standards had all along been kept. The year 1983 (martial law had just been suspended but not yet repealed) saw the reactivation of an economics department at the Catholic University in Lublin (CUL), where the former faculty for law and economics had been liquidated in 1952 by ministerial decree despite this university's continued independence. S. Kurowski, well known dissident since 1956, became head of this department.

Probably favored, but certainly not inspired, by Gorbachev's 'perestroika', during the second half of the eighties the most important ideological foundations of socialist economics began to crumble publicly: Whereas in 1986 an article by Balcerowicz cautiously analysing the comparative advantages of private ownership of the means of production still appeared in a quarterly philosophical journal<sup>36</sup>, in the beginning of 1988 discussions about a dominating private sector, the end of central planning and administration of the economy, introduction of capital markets, etc., reached the major newspapers<sup>37</sup>. A rather public conference on "Proposals for remodelling the Polish economic system", with visitors from many then-still socialist countries, was held in the rooms of SGPiS and officially tolerated if not initiated<sup>38</sup>.

On economic issues, the round-table conference during the spring of 1989 showed hardly any differences between the Solidarność opposition and the still ruling

<sup>34</sup> For example a 1200-page collection of sources and documents from before 1949 by Hanna Jędruszczak under the title *Wizji gospodarki socjalistycznej w Polsce 1945-1949* [Visions of a Socialist Economy in Poland, 1945-1949], with very critical remarks on the Moscow-inspired blocking of the "Polish road" (cf. note 9), the reprint of certain articles by Oskar Lange which had not been published since 1947 (cf. note 8) or the analysis *O polską drogę do socjalizmu* [The Polish Road to Socialism] by Jerzy Jagiełło, Warszawa, PWN (!), 1983.

<sup>35</sup> Zweig, Ferdynand: *Zmierzch czy odrodzenie liberalizmu?* [Decline or Revival of Liberalism?]. First published in 1938, 5 editions up to 1987. - Heydel, Adam: *Etatyzm po polsku* [Etatism the Polish Way]. First published in 1932, 3 editions since 1983 in Warsaw.

<sup>36</sup> Balcerowicz, Leszek: *Uwagi o pojęciu własności* [Some Comments on the Term Property]. *Studia Filozoficzne* 4 (1986) 105-125.

<sup>37</sup> See, for example, the discussion in *Życie Gospodarcze*, which started in No. 1/1988 with an article by Mieczysław Mieszczańkowski, *Niewiadome układy docelowego* [The Unknown System we Aim at], and continued all through that year.

<sup>38</sup> *Propozycje przekształceń polskiej gospodarki* [Proposals for Restructuring the Polish Economy]. Conference, held November 17-18, 1988, at the Central School of Planning and Statistics in Warsaw. Some of the papers were published in English in: *Communist Economics* 1 (1989) No. 3.

communists<sup>39</sup>. Rather, concerning the question of wage-compensation for losses by inflation, the latter seemed slightly more "capitalistic".

*The transition of 1989: Problems and starting points*

Notwithstanding these developments, the statement of J. Beksiak and others about Polish economics that, "This field of learning has ceased to serve current needs",<sup>40</sup> was obviously true from the moment the first government not dominated by communists declared in September 1989 its intention "to transform the Polish economy into a market economy with an ownership structure changing in the direction of that found in the advanced industrial economies"<sup>41</sup>.

Insufficiencies and maladjustments to the intended economic system were evident in every aspect:

- The theoretical *contents* of the type of economics officially pursued up to that time, with the labor theory of - objective - value at its core, had not only become doubtful by results, but also was in open contradiction to price determination solely by supply and demand. In a short survey of Polish economics textbooks available in 1990, a team of reformers at the SGPiS (renamed by Parliament 1991 into SGH = Szkoła Główna Handlowa) surmised: "The knowledge about contemporary market economics which a student may acquire from economic textbooks is *approximately zero*"<sup>42</sup>.
- Considering *personnel* in the field of science under discussion, the same team pointed out that, "The domination of the Party did not waver in the higher economic schools from 1981 to 1989,"<sup>43</sup> and further on, "A generation of professors and assistant professors who owe their careers to Party pacts from the March [1968, K. v. D.] period and succeeding years is playing the key role in all areas of life in economic schools"<sup>44</sup>. They further grouped independent teaching personnel into four categories, i. e.: 1. Those who hold Marxist beliefs and teach what is called Marxist economics (a numerous group); 2. Those who teach the same but have their doubts, without curiosity about alternatives, however (the biggest group); 3. Those who, although for opportunistic reasons presenting their students with similar lectures as the first two groups, acquired knowledge about economic theory for themselves and 4) those who never assented to Marxism or repudiated it years before, made themselves well-versed in Western mainstream economics and shared their knowledge

<sup>39</sup> Porozumienia okrągłego stołu [The Agreements of the Round Table]. Mimeograph, Warszawa, 5 April 1989. A short comparison of opinions on economic issues is presented in *Die Privatisierung in Polen* (Dokumentation Ostmitteleuropa 1-2/1992, 25-28).

<sup>40</sup> Beksiak et al.: Higher Economic Education 2.

<sup>41</sup> Memorandum (unpublished) on the Economic Reform in Poland and the Role of Foreign Financial Assistance, presented by the Polish Minister of Finance at an IMF conference at Washington, D. C., September 1989.

<sup>42</sup> Beksiak et al.: Higher Economic Education 10.

<sup>43</sup> *Ibid.* 9.

<sup>44</sup> *Ibid.* 14.

with their students as far as possible (by far the smallest group). For the younger academic staff the team's evaluation is somewhat more positive<sup>45</sup>. – Mutatis mutandis, the same characteristics hold true for research institutes at the Academy of Sciences (PAN) and elsewhere, whereas it may be expected, that – as a rule – they were more negative for former ideological centers, as, for example, the academy for social sciences attached to the central committee PZPR.

- Many of the complex *organizational* problems to be solved, directly derived from the content and personnel aspects or were closely related to them. New chairs and institutes had to be arranged for, as new subjects were required by the new economic system and/or no longer ideologically banned. Since exaggerated trade-orientation did not fit in a market-economy context and due to a more scholarly approach a redirection of curricula toward more universal erudition was to be attempted. This again necessitated a new order of graduations. A need for reform also existed concerning the mode of conferring academic titles and appointments, which up to then had entirely depended on the deliberation of a central commission. Furthermore, in accordance with decentralization of economic decision-making and to fulfill the new claims for pluralism and scholarly freedom, the whole governmental structure for central administration and financing of academic activity had to be revised. Procedures for self-government of institutions of higher education and research had to be evolved and implemented.

#### *Proposals, achievements, and prospects*

Partly in anticipation of the radical change, proposals for relevant legislation had been forwarded already in 1989 (e.g. by the Nationwide Academic Commission of "Solidarity" or by Prof. W. Findeisen from Warsaw Technical University, since 1989 senator). Concerning economics, L. Balcerowicz, as minister of finance responsible for economic reform, turned to his former senior colleague, J. Beksiak of the SGPiS in May 1990 with the request to gather a team for the purpose of "analyzing higher economic education in Poland and to elaborate proposals for changes answering the requirements of the changing economic system"<sup>46</sup>. The ensuing report, from which some rather drastic statements have been cited in the preceding section, led to some public criticism<sup>47</sup>, but produced a veritable outcry among faculty members, as insiders confirm. Several economists from other schools and universities were quick to point out that the findings were mainly related to problems internal to the SGPiS, which, however, in this author's opinion, is definitely not the case. The team (consisting of J. Beksiak, E. Chimielecka, U. Grzełowska, A. Müller and J. Winiecki) was well aware of the dangerous dilemma between centrally decreed changes and purges, on the one hand, and premature autonomy for academic bodies where reformist members were

<sup>45</sup> Ibid. 15.

<sup>46</sup> Translated from *Wyższe szkolnictwo ekonomiczne w Polsce* [Higher Economic Education in Poland]. Rzeczpospolita (supplement *Ekonomia i prawo*), 16 August 1990, III.

<sup>47</sup> See, for example, Wojciechowski, Thadeusz: Kilku uwagi o wyższym szkolnictwie ekonomicznym [Some Remarks on Higher Economic Education]. Rzeczpospolita, 28 August 1993.



generally outnumbered, on the other. Thus, it proposed some compulsory measures, insisting that they be defined as transitional, whereas it supported solutions respecting the schools' independence while indirect pressure was applied by resource allocation.

The proposals for compulsory implementation included<sup>48</sup>:

- the universal removal of the obligatory course on “The Political Economy of Socialism” (non-economic schools obviously included);
- the withdrawal of all textbooks for the course “History of Economic Thought” and their substitution by non-communist Polish textbooks, e. g. E. Taylor: *The History of the Development of Economics* (last, incomplete edition: Poznań 1957–58)<sup>49</sup>;
- the withdrawal of current textbooks for the course on “The Political Economy of Capitalism” and supply of suitable material either translated or newly written in Polish and delivered by instalments;
- compulsory two-tiered “crash” courses in the main subjects of Western mainstream economics for everyone teaching economics (and including research personnel from outside higher education since they would soon be entering jobs as academic teachers); after examination on completion of the first courses conducted domestically, courses abroad should follow;
- freedom for students to choose their own lecturers, at least in the critical fields, accompanied by payment of lecturers somehow linked to their number of students;
- evaluation of lecturers by the marks attained by their students in examinations with outside control.

In September 1990 the new law on higher education<sup>50</sup> was passed by the Sejm on the basis of a proposal prepared by the ministry. Reformers were dissatisfied on several points: Many suggestions which aimed at more general regulation, leaving details of academic procedure to autonomous deliberation by independent self-governing bodies of teachers and students, had been ignored. Again, the new law was quite specific on many points and several central commissions retained their functions, among others a decisive part in conferring the postdoctoral degree of “habilitation” and in the appointment of assistant and full professors. Yet, at least the design and implementation of new curricula had been left in a large measure to academic bodies, ministerial control being confined to the fulfillment of minimum requirements only. To people who wanted to put higher economic education on a new footing, and would have preferred some quickly enforced amendments to existing regulation as first measures, the timing of the new law seemed unfavorable: There was fear that while the terms of academic functionaries and representative bodies installed by the old law had to be prolonged until the new law could be applied, conservative forces would try to hire or promote their followers into the electorate. Since promotions in 1990 rose markedly

<sup>48</sup> B e k s i a k et al.: Higher Economic Education 22–30.

<sup>49</sup> A new edition was available in Warsaw bookshops in September 1993.

<sup>50</sup> *Dziennik Ustaw* 65/1990, pos. 385, 386.

<sup>51</sup> *Dziennik Ustaw* 42/1985, pos. 201, 202.



above yearly averages, this fear was obviously not without substance. The situation was further aggravated by the dissolution of schools, institutes and chairs mainly concerned with Marxist-Leninist ideology during the fall of 1990, whose personnel sought – and in many cases found – jobs in economic higher education, thus strengthening the anti-reformist faction. Concerning these developments, there were even doubts whether, initially, an “enlightened dictatorship” would not be preferable to immediate autonomy<sup>52</sup>.

However, whether due to an insight into necessities of that part of the academic staff, which was deemed rather conservative, or on account of the remarkable activities of progressive minorities, things got moving, at least at some academies and universities. Notably the former SGPiS, its name now changed back to SGH, elected A. Müller, a reformist and original member of the Beksiak team, as rector. At the college level, new curricula with a much broader approach to economics and including many novel subjects were already in force for the academic year 1991–92. At the same time more freedom of choice was offered to students as long as they fulfilled certain requirements on obligatory subjects<sup>53</sup>. In due course, the post college-level curricula have been reformed for the academic year 1993–94<sup>54</sup>. The SGH has been changed from a multi-faculty to a one-faculty school. Special stress is being laid on mainstream microeconomics and macroeconomics, the history of economic thought and foreign languages, first and foremost English. The latter, for example, comprise 20 % of lectures and points required for the master’s degree in economics<sup>55</sup>. Accordingly, it is estimated that a third of SGH-students now are able to follow lectures in English.

More or less similar efforts have been made in the other four economic academies (Poznań, Wrocław, Kraków and Gdańsk) and some of the universities with substantial economics faculties. Of course, much of the reform consists as yet of re-labeling of old chairs and subjects (eg. Political Economy of Socialism = Macroeconomics, Political Economy of Capitalism = Microeconomics), quite often combined in new faculties and departments in a rather haphazard fashion<sup>56</sup>. But people engaged in the reform will rightly point to the fact that a beginning has been made which they hope

---

<sup>52</sup> See, for example, Beksiak et al.: Higher Economic Education, 18. During an interview at the Central School of Business on 16 September 1993, Professor Beksiak made clear, on the other hand, that such dictatorship could not be expected from the ministry, since ministers with short terms of office were in a rather rather weak position compared to their bureaucracy, which had been retained from former years and mainly favored the old ways.

<sup>53</sup> Cf. SGPiS w stronę zachodu [The Central School of Planning and Statistics is Looking Toward the West]. *Gazeta Wyborcza*, 19 March 1991.

<sup>54</sup> Cf. *Szkoła Główna Handlowa: Informator 1993/94* [Handbook for the Central School of Business, 1993/94], foreword, 3.

<sup>55</sup> Chmielecka, Ewa: *Katalog Szkoły Głównej Handlowej* [The Catalogue of the Central School of Business]. *Nauka i szkolnictwo Wyższe* 1/1993, 122, table 2. The comparison on p. 118 shows that the academies in Poznań and Kraków have similar programs in this respect.

<sup>56</sup> The academy in Poznań, for example, now consists of three faculties. Whereas the chairs for banking and tourism belong to the economics faculty, we find microeconomics in the management and marketing faculty and a chair for theory of business cycles even in the faculty for commodity studies. All the same, all over Poland the Poznań school is considered to be in the forefront of reform.

will generate its own dynamics. In this they seem justified by inter-chair competition for students, who may now choose their lecturers within the faculty, as well as by the many competing private courses, business-schools and academies that are cropping up everywhere. According to one estimate, their number is presently running up to 2000 (!), while there were in September 1993 twelve private economic academies, officially acknowledged by the minister for higher education, conferring a bachelor's degree. Most of them even arranged for acceptance of their graduates into economic faculties or academies run by the state for magisterial studies.

A comparable process is taking place in economic research, which had formerly been concentrated in the PAN and other special, often sectorally oriented institutes. Dried up financially so far as permanent budgets are concerned, they have to compete for government grants and contracts, which are centrally administered by the committee for scientific research (KBN), or form other public institutions or private foundations. Some of the most flexible and progressive scientists have formed private research units (as profit or nonprofit organizations). The first of these, even in the entire formerly socialist realm, was the Gdańsk Institute for Market Economics founded early in 1989. A leading member, J. Lewandowski, held office as minister for privatization twice. Other research scientists seek employment in universities or academies, where basic research will probably be centered in the future alongside teaching.

In the meantime, further reform of higher education in economics is hotly debated between the Council for Higher Education (RGSW) and the Ministry of National Education (MEN) on the official side and a reformist "Coordination Committee for the Reform of Economic Education" (ZKRSE)<sup>57</sup>. The latter aims at a model strongly reminiscent of U.S. patterns (paid tuition, coexistence of autonomous privately and publicly financed schools, evaluation and differentiated contracts for lecturers, etc.) with some elements of the German system. There is a notable exception, however: standardization and coordination of curricular minimum requirements should be decided on by a body constituted of academic teachers, students and representatives of vocational corporations<sup>58</sup> "since it is extremely unlikely that common norms will be arrived at in a reasonable time just through free competition"<sup>59</sup>.

Outside help has been of some significance in the last few years. Work on and publication of reform projects has been sponsored by the Soros Foundation (acting in Poland as the Stefan Batory Foundation). Two American textbooks of economics have been published in Polish with financial help of the Rockefeller Foundation. EC Tempus Programs and the Oxford Foundation pay Western guest lecturers, and the Warsaw Summer School for Economics (a program for training of higher education personnel in modern economics with several hundred participants from all over Poland) is funded

<sup>57</sup> See, for example, the reports in *Życie Gospodarcze* under the headings *Primum non nocere* (14 February 1993, 25) and *Instytucjonalne warunki* [Institutional conditions] (21 March 1993, 31).

<sup>58</sup> Most reformers interviewed, however, declined to include the Polish Economic Association (PTE) among these organizations, since they deemed it "a retreat for conservatives", as one of them put it.

<sup>59</sup> Cf. Beksiak, Janusz/Chmielecka, Ewa/Grzełowska, Urszula: *Academic Economic Education in Change*. Warszawa 1991, 38.

by the Ford Foundation. Studies for master's degree at Columbia University may be undertaken with bachelor graduation from Warsaw University of SGH. (Candidates are selected, however, on the Polish side and take special preparatory courses.) Finally, every major industrial nation is offering several exchange programs for foreign studies.

At a recent conference on reforming higher economic education in Eastern Europe (Kassel, 30 September 1993), E. Chmielecka, member of the Beksiak team, stated that, despite many hopeful developments, the general situation of economics in Poland had not changed overmuch when compared to the analysis in the first report of 1990. This can hardly be surprising if viewed from a "human capital" approach. Most of existing learning in economics has been entirely devalued, so that accumulation under new conditions had to start almost from scratch. That a forceful start is being made may be seen from students' application and enrolment figures, which doubled or tripled, e. g. with Poznań Economic Academy, the Economic Faculty of Warsaw University or SGH (although, admittedly, unemployment which reached up to 25 % among higher school graduates, may have played its part). The precarious bottleneck constituted by the lack of education in modern economics is illustrated, on the other hand, by applications for "asystent" vacancies, which constitute the normal entrance into academic staff. At Warsaw University's economics faculty, there were in 1992 no applications at all, and in 1993 up to 4 September applications for 27 vacancies. A professor from Łódź stated that although his department had 6 staff members, they were hardly ever available, teaching and advising elsewhere or doing business on their own. Even full professors, first and foremost those engaged in reform, are lecturing in two or three different institutions and manage several consulting jobs in one day. This, of course, is also due to the dismal payment, which amounts to \$ 300 monthly (exchange value) for a full professor in his main job. Taking ten years as the minimum time of preparation for a lecturer in economics and counting 1991 as the start of new curricula at SGH, normalization will only occur in the next century, not taking account of other delaying factors.

Considering such factors, a concluding remark seems to be called for: the elections of 19 September 1993 gave the majority to the nominal heirs of the pre-1989 party structure. Although there is no reason whatever to fear a relapse into the communism of old, the populist economic programs of the victorious parties give support to the statement of J. Winiecki (late of the European Development Bank) "that a climate favoring the economically illiterate is building up in Poland"<sup>60</sup>. To give a notion of the working of a modern market-economy to a broader public and to delete communist stereotypes lingering in the minds of citizens might well be as important, and take more time, than entirely reorienting scholarship in economics. Thus, there is sound reasoning for the senior Poznań economist W. Wilczyński to switch from scientific publication to economic journalism, or his wife, herself a qualified scholar, to write children's books on economic subjects. The same holds true for the Foundation for Popularizing Economic Knowledge, which is presided over by L. Balcerowicz, who initiated and implemented economic reform in Poland for the first years after 1989.

<sup>60</sup> Zdaniem Jana Winieckiego [The opinion of Jan Winiecki]. *Gazeta Bankowa*, 4 June 1993.

# DIE TSCHECHISCHE WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFT VON 1945 BIS 1990

Von Jiří Kosta

## Die ersten Nachkriegsjahre

Das Jahr 1945 stellte die tschechische Wirtschaftswissenschaft vor anspruchsvolle Aufgaben. Es galt, die durch sechs Jahre Besetzung und Krieg verursachten Wissensdefizite in möglichst kürzester Zeit zu überwinden. Besonders fühlbar war die jahrelange Unterbrechung der Ausbildung an den Universitäten, die bereits im November 1939 als Folge der Studentenunruhen geschlossen worden waren<sup>1</sup>. Erste Voraussetzung für eine erfolversprechende Wiederaufnahme wirtschaftswissenschaftlicher Aktivitäten in Forschung und Lehre war das Engagement von Wirtschaftswissenschaftlern, die bereits in der Zwischenkriegszeit ihre Kompetenz unter Beweis gestellt hatten und deren Schaffenskraft intakt geblieben war. Unter den wenigen Nationalökonomern<sup>2</sup>, die sowohl auf theoretischem als auch auf pädagogischem Gebiet dieser Aufgabe gerecht werden konnten, ragten zwei Persönlichkeiten heraus, Karel Engliš<sup>3</sup> und Josef Macek<sup>4</sup>.

Karel Engliš (1880–1961), bereits dreißigjährig zum Professor für Volkswirtschaftslehre an der Technischen Hochschule in Brünn berufen, hat als liberaler Nationalökonom einen eigenständigen wissenschaftstheoretischen Ansatz entwickelt, den er mit dem Begriff „Teleologie“ umrissen hat<sup>5</sup>. Über seine wissenschaftlichen Aktivitäten hinaus bekleidete Professor Engliš als Mitglied der tschechischen Nationaldemokraten in den zwanziger Jahren einige Male das Amt des Finanzministers und war von 1934 bis 1939 ununterbrochen Gouverneur der Tschechischen Nationalbank. Seine theoretischen Kenntnisse, analytischen Fähigkeiten und nicht zuletzt auch seine

---

<sup>1</sup> Brandes, Dieter: Die Tschechen unter deutschem Protektorat. Bd. 1. München-Wien 1969, 89–95.

<sup>2</sup> Dieser Beitrag beschränkt sich auf die Kerndisziplin der theoretischen Wirtschaftswissenschaft, nämlich die Nationalökonomie (Volkswirtschaftslehre). Vertreter anderer wirtschaftswissenschaftlicher Fächer wie etwa der Betriebswirtschaftslehre, der Statistik etc. bleiben unberücksichtigt.

<sup>3</sup> Zur neueren Sekundärliteratur vgl. Vencovský, František: Život a dílo národohospodáře Prof. Dr. K. Engliše [Leben und Werk des Nationalökonom K. Engliš]. In: Acta oeconomica Pragensis. Hrsg. von der Hochschule für Ökonomie, Prag. Nr. 1/1993, 63–106.

<sup>4</sup> Zur neueren Sekundärliteratur vgl. Šmejkal, Václav: Život a dílo národohospodáře Prof. Dr. J. Macka. [Leben und Werk des Nationalökonom Prof. Dr. Josef Macek]. E b e n d a 107–139.

<sup>5</sup> Engliš, Karel: Teleologie jako forma vědeckého poznání [Teleologie als Form wissenschaftlicher Erkenntnis]. Praha 1930. – D e r s.: Malá logika [Kleine Logik]. Praha 1947. Der teleologische Ansatz ist auch in den übrigen Arbeiten von Engliš bemerkbar (vgl. Anm. 6 und 7).



wirtschafts- sowie finanzpolitischen Erfahrungen schlugen sich in einer Vielzahl von wissenschaftlichen Publikationen nieder<sup>6</sup>. Nach Kriegsende, nach der Wiederöffnung der Universitäten, kam sein vielseitiges Wissen den Studenten kaum zugute, da er sich vornehmlich dem institutionellen Wiederaufbau der Karls-Universität, von 1947 bis Anfang 1948 als deren Rektor, widmete. Ende Februar 1948, nach der Machtübernahme durch die Kommunisten, ist Engliš gemeinsam mit anderen „bürgerlichen“ Sozialwissenschaftlern aller akademischen Tätigkeiten enthoben worden. Weitere Repressionen, u. a. seine Zwangsaussiedlung aus Prag unter erniedrigenden Bedingungen, hatten zur Folge, daß der international renommierte Nationalökonom, abgesehen von drei Übersetzungen früherer Werke im Ausland<sup>7</sup>, keine nach 1947 abgefaßten Arbeiten hinterlassen hat.

Der Weg von Josef Macek (1887–1972) unterscheidet sich von demjenigen Engliš' sowohl hinsichtlich der vertretenen Denkrichtung als auch in bezug auf den Lebenslauf. Als außerordentlicher Professor ab 1921 und Ordinarius für Volkswirtschaftslehre und Politikwissenschaften (seit 1926) an der Prager Handelshochschule war Macek von den englischen Fabiern und Genossenschaftsanhängern stark beeinflusst. Dieser Tradition folgend, wandte er sich in den späten dreißiger Jahren Keynes zu. Im Keynesianismus meinte er, nach dem Vorbild der Labour Party, das theoretische Rüstzeug für eine sozial orientierte Wirtschaftspolitik gefunden zu haben. Dem entsprach auch Maceks aktive Teilnahme an den programmatischen Diskussionen der Sozialdemokraten, die er im tschechoslowakischen Parlament seit 1928 als Abgeordneter vertrat. Nach 1945 konzentrierte sich Macek völlig auf die Lehrtätigkeit. Während er in der Zwischenkriegszeit eine Vielzahl kleinerer Beiträge veröffentlicht hatte, faßte er nunmehr seine langjährigen Erfahrungen pädagogischer und wirtschaftspolitischer Natur in einem fünfbändigen Lehrbuch der Nationalökonomie zusammen<sup>8</sup>.

In einem Punkt deckt sich das Schicksal von Macek mit demjenigen von Engliš. Auch er – ein nichtmarxistischer, jedwede Art von Diktatur ablehnender, sozial engagierter Wissenschaftler – wurde ebenso zum Opfer der Säuberungen, die nach dem Februarputsch von 1948 Engliš und andere Hochschullehrer trafen. Jedoch im Unterschied zu den meisten Sozialwissenschaftlern, die im Lande blieben, emigrierte Macek nach Kanada und von da in die USA. Hier lehrte er an der Universität Pittsburgh und publizierte auch zwei Arbeiten<sup>9</sup>.

In den Jahren 1945 bis 1947 gab es in der ČSR unter den Nationalökonomien an den tschechischen Hochschulen keine Anhänger der marxistischen Wirtschaftstheorie.

<sup>6</sup> Ders.: *Základy hospodářského myšlení* (Praga 1923, veröffentlicht auch in deutscher Übersetzung als *Grundlagen des wirtschaftlichen Denkens*, Prag 1925). – Ders.: *Národní hospodářství* (Praga 1924, in deutscher Übersetzung: *Handbuch der Nationalökonomie*, Prag 1927). – Ders.: *Finanční věda* (Praga 1929, in deutscher Übersetzung: *Finanzwissenschaft*, Prag 1931).

<sup>7</sup> Ders.: *Das Problem der Logik*. Wien 1960. – Ders.: *Die Lehre von der Denkordnung*. Wien 1961. – Ders.: *An Essay on Teleological Approach*. New York 1987.

<sup>8</sup> Macek, Josef: *Sociální ekonomika. Kurs národního hospodářství* [Sozialökonomik. Ein Kurs der Volkswirtschaft]. Bd. 1–5. Praga 1945–1948.

<sup>9</sup> Ders.: *Basic Economics*. Pittsburg 1955. – Ders.: *An Essay on the Impact of Marxism*. Pittsburgh 1955.



Lediglich kommunistische Studenten organisierten in eigener Initiative Studiengruppen, die sich auf ein populärwissenschaftliches Lehrbuch der marxistischen politischen Ökonomie aus der Vorkriegszeit stützten<sup>10</sup>. Abseits vom akademischen Bereich entbrannten allerdings bereits vor 1948 unter Experten heftige Kontroversen, die ordnungspolitische Grundsatzentscheidungen der Regierung betrafen. Im Vorfeld der einzuschlagenden Planungs- und Sozialisierungsstrategien hatten die vier im Parlament vertretenen tschechischen Parteien, die gemeinsam mit zwei slowakischen Parteien die Regierungskoalition bildeten<sup>11</sup>, Fachökonomern als Berater benannt, die die entsprechenden legislativen Schritte vorzubereiten hatten. Konträre Vorstellungen traten sowohl in Fragen der Sozialisierung als auch in bezug auf Probleme der Planung zutage. Zwar bestand unter den Parteien Konsens darüber, daß Schlüsselbereiche der Volkswirtschaft wie die Großindustrie, das Bankwesen, öffentliche Versorgungsunternehmen und andere Konzerne nationalisiert werden sollten. Eine Ausweitung der Sozialisierung auf den mittelständischen Bereich lehnten jedoch die Ökonomen der Nationalen Sozialisten sowie die Volkspartei ab. Dies stieß auf Widerstand der kommunistischen Experten, die andererseits vor 1948 – damals noch im Einvernehmen mit den Vertretern der übrigen Parteien – eine Sozialisierung des Kleingewerbes sowie der kleinbäuerlichen Landwirtschaft abgelehnt hatten<sup>12</sup>. Hinsichtlich der Vorstellungen über die Volkswirtschaftsplanung unterschieden sich vor allem die Auffassungen der kommunistischen und der sozialdemokratischen Ökonomen: Während die Sozialdemokraten einen moderaten, dem Konsumbedarf Rechnung tragenden Strukturwandel bei einer angemessenen Wachstumsrate befürworteten, plädierten die Kommunisten für eine hohe Investitionsquote und ein extrem ansteigendes Wachstum<sup>13</sup>. Daß sich die Vorschläge der KPTsch z. T. bereits vor 1948, vor allem aber in der Folgezeit, voll durchsetzten, soll hier nicht weiter verfolgt werden<sup>14</sup>.

*Die Durchsetzung der sowjetmarxistischen politischen Ökonomie  
und die ersten verhaltenen Kritikansätze (1949–1960)*

Nach dem Februarputsch von 1948 war zunächst jedwede von der Stalinschen Interpretation der politischen Ökonomie abweichende Haltung in der Tschechoslowakei nicht mehr möglich. Hier sowie in den übrigen Satellitenländern des sowjetischen Blocks sind in Schnellkursen die neuen akademischen Kader, die die vakanten Posten an den Hochschulen und den akademischen Instituten zu besetzen hatten, „durchgeschult“ worden. Es ist nicht von ungefähr, daß über die „bürgerlichen“

<sup>10</sup> Urych, Jan: Základy politické ekonomie [Grundlagen der politischen Ökonomie]. Praha 1937.

<sup>11</sup> Kaplan, Karel: Znárodnění a socialismus [Nationalisierung und Sozialismus]. Praha 1968, insbes. 20–56. – Ders.: Der kurze Marsch. Kommunistische Machtübernahme in der Tschechoslowakei 1945–1948. München-Wien 1981, 33ff.

<sup>12</sup> Ebenda.

<sup>13</sup> Krejčí, Jaroslav: Die Wechselwirkung von Wirtschaft und Politik. In: Sozialdemokratie und Systemwandel. Hrsg. v. Jaroslav Krejčí. Berlin-Bonn 1978, 84ff.

<sup>14</sup> Dazu vgl. ausführlich Kosta, Jiří: Abriß der sozialökonomischen Entwicklung der Tschechoslowakei 1945–1977. Frankfurt/M. 1978, Kap. II.

Ökonomen hinaus auch die meisten ehemaligen ökonomischen Berater der KP-Führung – immerhin einige kompetente Wirtschaftsexperten wie Ludvík Frejka, Pavel Hrubý, Eugen Loebel, Eduard Outrata u. a. m. – Säuberungen zum Opfer fielen, etliche von ihnen in Schauprozessen verurteilt, ja einige sogar hingerichtet wurden<sup>15</sup>.

Nach einiger Zeit gerieten die Dogmen der politischen Ökonomie des Sozialismus sowjetischer Provenienz mit den realen Resultaten der wirtschaftlichen Entwicklung in der Tschechoslowakei in eklatanten Widerspruch. Zwar sind in den fünfziger Jahren die offiziellen Lehrbuchdoktrinen noch nicht in Frage gestellt worden. Ohne die übliche Phraseologie preiszugeben, wurden jedoch bereits um das Jahr 1956 und danach Stimmen laut, die nach einer „Vervollkommnung der Planung und Leitung“ riefen. Die sich sukzessive in Reformentwürfe entwickelnden Diskussionen waren auf zwei Faktoren zurückzuführen. Erstens sind die Funktionsschwächen der zentralen Planwirtschaft gerade in der Tschechoslowakei, einem relativ hochentwickelten Industrieland, früher und krasser zutage getreten als in den übrigen Ostblockländern<sup>16</sup>. Und zweitens hatte der zwanzigste Parteitag der KPdSU blockweit das erste Tauwetter eingeleitet, das auch in Prag ein etwas reformfreundlicheres Klima schuf<sup>17</sup>.

Während 1957 in der ČSSR einige wenngleich inkonsequente Reformvorschläge von Experten – etwa in Form von Dezentralisierungsschritten bei Anwendung monetärer Effizienzkriterien – seitens der Partei- und Staatsführung akzeptiert wurden<sup>18</sup>, leisteten die Machthaber gegenüber kritischen Ansätzen zur herrschenden Lehre erbittert Widerstand. Eher zwischen den Zeilen waren erste, nur sehr vorsichtig formulierte kritische Aussagen zu den „ökonomischen Gesetzen des Sozialismus“, wie sie in den parteioffiziellen Lehrbüchern präsentiert wurden, zu finden<sup>19</sup>.

#### *Von der Kritik an der Stalinschen politischen Ökonomie zu den Reformentwürfen des Prager Frühling (1960–1968)*

Unter den kritischen Nationalökonomern, die Ende der fünfziger Jahre bereits öffentlichkeitswirksam hervortraten, ragte der Hochschullehrer Ota Šik (geb. 1919) heraus<sup>20</sup>. Neben einigen früheren Beiträgen verfaßte Šik im Jahre 1958 einen zunächst von der Zensur nicht freigegebenen Aufsatz<sup>21</sup>, in dem er auf grundlegende Interessenkonflikte zwischen sozialen Gruppen im Sozialismus hinwies. Diese Widersprüche

<sup>15</sup> Kaplan, Karel: Die politischen Prozesse in der Tschechoslowakei 1948–1954. München-Wien 1986, 103 ff.

<sup>16</sup> Kosta: Abriß 93 ff. Vgl. auch: Ders.: Wirtschaftssysteme des realen Sozialismus. Probleme und Alternativen. Köln 1984, 91 ff., 134 ff.

<sup>17</sup> Brus, Włodzimierz: Geschichte der Wirtschaftspolitik in Osteuropa. Köln 1986, 95 ff.

<sup>18</sup> Kosta: Abriß 22 f.

<sup>19</sup> Dazu vgl. die Beiträge in den tschechischen Zeitschriften *Politická ekonomie* und *Nová mysl* in den Jahren 1956–1960.

<sup>20</sup> Der wissenschaftliche Werdegang von Ota Šik ist vom Verfasser dieses Beitrags ausführlich nachvollzogen worden in Kosta, Jiří: Ota Šik – Der Theoretiker einer alternativen Wirtschaft. In: Wirtschaft und Gesellschaft. Kritik und Alternativen. Festgabe für Ota Šik zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Ulrich Gärtner und Jiří Kosta. Berlin 1979, 17 ff.

<sup>21</sup> Den Text baute Šik sechs Jahre später in ein umfassenderes Buch ein (vgl. Šik 1964, zit. in Anm. 25).

seien in der zentral geleiteten Wirtschaft nicht zu überwinden, sondern nur – so der Autor – mit Hilfe von Ware-Geld-Beziehungen (sprich: unter marktwirtschaftlichen Bedingungen). In einem umfangreichen, theoretisch gehaltenen Buch setzte sich Šik mit den Stalinschen Lehrsätzen zur politischen Ökonomie auseinander<sup>22</sup>. Er attackierte in dieser Arbeit insbesondere die Stalinsche Eigentumskonzeption, die dem politökonomischen Dogma gemäß dem Ausgangspunkt aller „ökonomischen Gesetze des Sozialismus“ bildete.

Angesichts der sich zuspitzenden Wirtschaftskrise, die die ČSSR zu Beginn der sechziger Jahre erfaßte, ist Šik in den Jahren 1962 und 1963 auf Initiative der Parteilührung, die bei fortdauernden wirtschaftlichen Schwierigkeiten eine Entmachtung befürchtete, mit der Erarbeitung von Reformentwürfen beauftragt worden<sup>23</sup>. Als Direktor des Ökonomischen Instituts der Čs. Akademie der Wissenschaften fiel ihm die Aufgabe zu, gemeinsam mit einem Team von Wirtschaftswissenschaftlern die theoretischen Grundlagen eines reformierten Lenkungssystems zu konzipieren<sup>24</sup>, etwas später sollte Šik mit einem Expertenteam der Regierung konkrete Reformentwürfe für die politischen Entscheidungsträger unterbreiten. Die auf beiden Ebenen geführten Reformarbeiten schlugen sich in einer Vielzahl von Šiks Publikationen nieder, von denen nur die beiden bedeutendsten in Buchform herausgegebenen theoretischen Arbeiten erwähnt werden sollen<sup>25</sup>. In diesen Büchern – im zweiten von ihnen in einer konkreteren, radikaleren Version entwickelte Šik neben einer vernichtenden Kritik an der „zentral-direktiven Planwirtschaft“ die Grundzüge des Modells einer „sozialistischen Marktwirtschaft“ (so die zutreffend von westlichen Beobachtern<sup>26</sup> bezeichnete Wirtschaftsordnung der Prager Reformer): Die Ersetzung des Staatseigentums durch eine Art partizipatorisch verfaßtes Unternehmenseigentum (deswegen immer noch „sozialistisch“), die Abschaffung der zentral festgelegten, vollzugsverbindlichen Planvorgaben zugunsten eines marktmäßigen Preiswettbewerbsmechanismus bei Aufrechterhaltung von Rahmenplänen, die nur in Ausnahmebereichen Weisungscharakter haben sollten, und den Einsatz wirtschaftspolitischer Instrumente („ökonomische Regulatoren“).

Unter den Nationalökonomern, die sich für das im Prager Frühling konzipierte Reformmodell einsetzten, sind mit einschlägigen Veröffentlichungen zahlreiche Autoren hervorgetreten, von denen die folgenden Arbeiten exemplarisch herausgegriffen werden sollen:

<sup>22</sup> Šik, Ota: *Ekonomika – zájmy – politika* (Praha 1962, in deutscher Übersetzung: *Ökonomie, Interessen, Politik*, Berlin-Ost 1966).

<sup>23</sup> K o s t a: *Abriß* 113.

<sup>24</sup> Der Autor dieses Beitrags war von Dezember 1962 bis zur Emigration (nach der Niederschlagung des Prager Frühling von 1968) enger Mitarbeiter von Šik im Ökonomischen Institut der Čs. Akademie der Wissenschaften.

<sup>25</sup> Šik, Ota: *K problematice socialistických zbožních vztahů* [Zur Problematik der sozialistischen Warenbeziehungen]. Praha 1964. Eine erheblich erweiterte und wesentlich umgearbeitete Version dieser Arbeit erschien vier Jahre später bezeichnenderweise unter einem veränderten Titel. Vgl. d e r s.: *Plán a trh za socialismu* (Praha 1967, in deutscher Übersetzung: *Plan und Markt im Sozialismus*, Wien 1967).

<sup>26</sup> H e n s e l, Paul K. u. Mitarb.: *Die sozialistische Marktwirtschaft in der Tschechoslowakei*. Stuttgart. 1968.

Untersuchungen der Wachstumsprozesse und Investitionszyklen, die in ursächlichem Zusammenhang mit dem direktiven Planungssystem gedeutet werden<sup>27</sup>; eine theoretisch fundierte Gegenüberstellung der Funktionsweise des Planungssystems sowjetischen Typs und einer Marktwirtschaft westlichen Zuschnitts, die sich auf eine marktkonforme Wirtschaftspolitik stützt<sup>28</sup>; ein gegenüber den bisherigen Vorstellungen weiterführender Reformentwurf<sup>29</sup>; ein Sammelband, in dem führende Reformökonomien zu einzelnen Aspekten des ins Auge gefaßten Systemwandels Stellung nehmen<sup>30</sup>.

Die Entwürfe der Reformökonomien stießen von Anbeginn auf Widerspruch der an den überkommenen Dogmen festhaltenden Polit-Ökonomen. Zwar bestritten die meisten dieser Widersacher nicht die Notwendigkeit von „Vervollkommnungen“ des Plansystems, gleichzeitig betonten sie jedoch, daß „zielbewußte Planung“ nicht durch „Marktanarchie“ ersetzt werden dürfe; insofern befürworteten sie verbesserte Kennziffern, Einsatz und Rechentechnik, Höherqualifizierung des Planungspersonals etc.<sup>31</sup>. Selbst wenn das Reformkonzept unter den damaligen gesellschaftlichen Bedingungen radikal erschien, ist einem Mißverständnis vorzubeugen: Die Reformökonomien des Prager Frühling unterschieden sich hinsichtlich ihrer Zielvorstellungen von den federführenden Befürwortern einer umfassenden Systemtransformation nach 1989 (vgl. Teil 4 und 5). Für die Gruppe um Šik stand weder eine weiterreichende Privatisierung der Unternehmen noch ein völliger Verzicht auf vollzugsverbindliche Vorgaben in bezug auf Produktion und Faktoreinsatz, denen die Unternehmen zu folgen hatten, auf der Tagesordnung. Mit dem Begriff einer „sozialistischen Marktwirtschaft“ oder eines „dritten Wegs“ zwischen kapitalistischer Marktwirtschaft und sozialistischer Planwirtschaft, der die Zielrichtung der Reformen der sechziger Jahre umschreibt, ist der Unterschied gegenüber dem Konzept einer privatwirtschaftlich verfaßten „Marktwirtschaft ohne Wenn und Aber“ von Klaus verdeutlicht (vgl. Teil 5).

*Die „Gleichschaltung“ der Wirtschaftswissenschaft in der Folgezeit –  
ein nur zeitweilig geglücktes Unterfangen (1969–1989)*

Die nach dem Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen vom 21. August 1968 sukzessive einsetzende Restauration des alten Systems ging mit einem erzwungenen Rückzug der Reformökonomien einher. Die 1969 durchgeführten Säuberungen stellten hohe Anforderungen an die moralische Widerstandskraft eines jeden, denn neben

<sup>27</sup> So einige von Josef Goldmann und Karel Kouba veröffentlichte Arbeiten, insbes. Goldmann, Josef und Kouba, Karel: *Economic Growth in Czechoslovakia*. Prague 1969.

<sup>28</sup> Turek, Otakar: *O plánu, trhu a hospodářské politice* [Über Plan, Markt und Wirtschaftspolitik]. Praha 1967.

<sup>29</sup> Horálek, Milan u. a.: *Konzeptionsentwurf der weiteren Entwicklung des ökonomischen Lenkungssystems*. In: *Hensel: Die sozialistische Marktwirtschaft* 337–379 (Nachdruck eines tschechischen Textes in *Hospodářské noviny* Nr. 14/1968).

<sup>30</sup> Kouba, Karel (Hrsg.): *Úvahy o socialistické ekonomice* [Betrachtungen zur Sozialistischen Ökonomie]. Praha 1968.

<sup>31</sup> Kosta, Jiří: *Czechoslovak Economists Discuss Ways of Improving the System of Planned Management*. *Czechoslovak Economic Papers* 4 (1964) 139–148.



der drohenden Peitsche eines Berufsverbots bot das alt-neue kommunistische Establishment das Zuckerbrot einer Karriere von allem denjenigen Experten an, die 1968 „in der zweiten Reihe“ involviert gewesen waren und sich einer Wiederanpassung nicht entgegenstellten. Während in der Periode der „Normalisierung“ etliche Ökonomen parteikonforme Beiträge in der Fachpresse veröffentlichten<sup>32</sup>, tummelten sich andere ihrer Kollegen, die die Säuberungen ebenfalls überlebt hatten, auf ungefährlichen „Spielwiesen“ wie etwa auf dem Gebiet mathematischer Methoden, betriebswirtschaftlicher Techniken und dergleichen<sup>33</sup>. Dabei darf allerdings nicht verhehlt werden, daß der politisch-ideologische Druck in der ČSSR – ähnlich wie in der ehemaligen DDR – weit stärker war als etwa in Ungarn oder Polen.

Ungeachtet der sterilen sowjet-marxistischen Legitimationswissenschaft können in den siebziger und achtziger Jahren drei Gruppen von Nationalökonomern ausgemacht werden, denen eine kritische Grundhaltung gegenüber der offiziellen Dogmatik gemein war. Diese Gruppen unterschieden sich generell durch den Wirkungsort ihrer Aktivitäten, wobei innerhalb jeder Gruppierung unterschiedliche Denkrichtungen und konzeptionelle Vorstellungen vertreten waren. Die erste Gruppe wirkte im akademischen Bereich. Die in den „offiziellen Strukturen“ etablierten kritischen Ökonomen, deren Zahl im Laufe der zwei Jahrzehnte zunahm (vgl. weiter unten), traten zu Beginn kaum in Erscheinung, sie verschafften sich jedoch vor allem in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre zunehmend Gehör. Den zweiten Strang bildete eine nicht allzugroße Zahl von Opfern der Säuberungswelle von 1969, die als Dissidenten „im Untergrund“ diskutierten und mitunter im „Samisdat“ publizierten<sup>34</sup>. Der dritten Gruppe sind Nationalökonomern zuzuordnen, die nach 1948 bzw. nach 1968 ins Ausland emigrierten<sup>35</sup>.

Wenn von einer Gruppe nichtkonformer Ökonomen im akademischen Bereich die Rede ist, dann ging es von Anbeginn um wissenschaftliche Mitarbeiter von Forschungsinstituten, kaum jedoch um Hochschullehrer. Zu Beginn der siebziger Jahre war es nicht möglich, systemkritische bzw. marktorientierte Beiträge zu publizieren. Außer der erwähnten „Spielwiesentaktik“ mußten deshalb nichtkonforme Autoren zu Papier gebrachte Überlegungen in Schubladen aufbewahren, ehe sie nach einigen Jahren, z. T. moderater bzw. „durch die Blume“ formuliert, derartige Auffassungen veröffentlichen konnten. Es gab unter ihnen auch einige kompetente Wissenschaftler, die in den ersten Jahren nach der Niederschlagung der Reformen ihrer früheren Position öffentlich abschworen und in ihren Beiträgen linienkonforme Aussagen präsentierten. Für diese Ökonomen und auch für diejenigen, die „systemneutrale“ Aufsätze veröffentlichten, gilt die zutreffende Aussage eines tschechischen Dogmenhistorikers,

<sup>32</sup> Dies kann wiederum an den Beiträgen verfolgt werden, die in den siebziger Jahren in den Zeitschriften *Politická ekonomie* und *Nová mysl* veröffentlicht worden sind.

<sup>33</sup> E b e n d a.

<sup>34</sup> S l á m a, Jiří: O ekonomickém samizdatu a exilových ekonomech [Über den Samisdat und die Exilökonomern]. *Hospodářské noviny* Nr. 11/1190.

<sup>35</sup> E b e n d a. – Vgl. auch K o s t a, Jiří: O pracích českých a slovenských ekonomů v exilu [Über die Arbeiten tschechischer und slowakischer Ökonomen im Exil]. *Politická ekonomie* 9–10 (1991) 825–837.



demgegenüber ein führender „etablierter“ Wirtschaftswissenschaftler in einem Privatgespräch die Situation wie folgt gekennzeichnet haben soll: „Eine Auffassung hebt sich der Theoretiker für die notwendigen Auftritte in der Öffentlichkeit und für Publikationen auf. Eine zweite (d. h. die eigene) Auffassung äußert er in reinen Fachdiskussionen. Seine Polemik gegenüber den übrigen Wissenschaftlern publiziert er lieber nicht, weil er die politischen Konsequenzen fürchtet (gegenüber dem Kritisierten sowie gegenüber sich selbst). Neben den offiziellen Texten sind (andere) Texte derselben Autoren im Umlauf, die von der Zensur oder infolge Autozensur zur Veröffentlichung nicht freigegeben werden.“<sup>36</sup>

Im Laufe der achtziger Jahre begann sich als Folge der Erosion der politischen Herrschaft, nicht zuletzt im Zusammenhang mit Gorbatschews „perestroika“ und „glasnost“, die Situation in der tschechischen Wirtschaftswissenschaft zu ändern: Die kritischen, auch öffentlich artikulierten Stimmen waren nunmehr unüberhörbar. Eine Anfang 1988 erfolgte Zäsur bildete die Gründung des von Valtr Komárek geleiteten Prognose-Instituts<sup>37</sup>. Komárek, der über gute Kontakte zur Štrougal, dem als reformfreundlich geltenden Ministerpräsidenten, verfügte, scharte um sich eine Reihe von angesehenen, meist seinerzeit „weggesäuberten“ Ökonomen. Neben diesen zuvor verfemten „Achtundsechzigern“, wie Karl Kouba, Otakar Turek, Čestmír Kožušník und dem nach 1968 in die Staatsbank versetzten Václav Klaus, zählten zu seinem Team andere Fachkollegen, die im akademischen Bereich überwintert haben (Vladimír Dlouhý, Tomáš Ježek, Karl Dyba, Miloš Zeman u. a. m., alles Persönlichkeiten, die nach 1989 eine führende Rolle in Staat und Wirtschaft spielen sollten).

Zwischen den Wirtschaftswissenschaftlern, die die Perioden der „Normalisierung“ im Wissenschaftssektor überlebt hatten und dabei früher oder später ihrer kritischen Haltung treu geblieben waren, und denen, die als Dissidenten über Reformoptionen nachdachten und darüber in Samisdat-Artikeln reflektierten, war oft keine genaue Trennlinie zu ziehen. Einerseits waren einige „Etablierte“, wie das obige Zitat andeutete, neben ihrer offiziellen Publikationstätigkeit auch – nicht immer unter eigenem Namen – an Untergrundschriften beteiligt (so z. B. Klaus). Zudem organisierten sie unter dem Deckmantel von diversen Vereinen („Wissenschaftlich-technische Gesellschaft“, „Junge Ökonomen“, „Sportpropag“ etc.) für Mitarbeiter, insbesondere für den wissenschaftlichen Nachwuchs, oft bei Anwesenheit von Dissidenten Arbeitsgruppen, in denen neoklassische und andere nichtkonforme Theorieansätze sowie Reformalternativen vorgestellt und diskutiert wurden.

Erwähnenswert sind auch Samisdat-Arbeiten – seien es Monographien, sei es eine Zeitschriftenreihe (*Ekonomická revue*) – von Wissenschaftlern, die in ihrem Fach Berufsverbot hatten (z. B. Věněk Šilhán, Vladimír Kadlec, Zdislav Šulc)<sup>38</sup>. Die um-

<sup>36</sup> Havel, Jiří: Diskontinuita českého ekonomického myšlení [Diskontinuität des tschechischen ökonomischen Denkens]. *Politická ekonomie* 4 (1992) 479–492.

<sup>37</sup> Das Prognose-Institut war eine Nachfolgeorganisation des „Kabinetts für Prognosen der Čs. Akademie der Wissenschaften“, es ist allerdings nicht nur zahlenmäßig, sondern v. a. infolge der Aufnahme kompetenter, z. T. früher „ausgebooteter“ Wissenschaftler personell verstärkt worden.

<sup>38</sup> Vgl. Sláma: O ekonomickém samizdatu, op. cit.

fassendste Studie eines Dissidenten stammt von Zdislav Šulc, der unter dem Titel „Stát a ekonomika“ über eine fundierte Kritik des überkommenen Systems hinaus ein eigenes Alternativsystem („Nicht-kapitalistischer regulierter monetärer Marktmechanismus“) konzipiert hat<sup>39</sup>. Seine Konzeption erinnert zwar insofern an die Reform der sechziger Jahre, als die Privatisierung des Staatseigentums nicht im Mittelpunkt des Reformansatzes steht. Ansonsten ist die Vorstellung von Šulc radikaler als die der Reformers des Prager Frühling, da in seiner Konzeption das „nichtkapitalistische“ Betriebskapital vom Staatshaushalt und die Unternehmensführung von der Staatsbürokratie völlig abgenabelt sein sollten.

Es erübrigt sich zu betonen, daß diejenigen Wirtschaftswissenschaftler, die die Tschechoslowakei in zwei Wellen, nach 1948 und nach 1968, verließen, marktliberal eingestellt waren. Dennoch vertraten die Exilökonomien im einzelnen oft sehr unterschiedliche Auffassungen und waren verschiedenen Denkschulen zuzuordnen. Der Verfasser dieses Beitrags hat in einem ausführlichen Aufsatz 60 tschechische und slowakische Nationalökonomien herausgegriffen und deren ausländische Wirkungsstätte, Fachausrichtung sowie die bedeutendsten Publikationen aufgelistet<sup>40</sup>. Einige der renommierten Exilökonomien und deren wissenschaftliche Aktivitäten seien im weiteren kurz erwähnt<sup>41</sup>:

*Josef Brada* (geb. 1942) zählt zu den bedeutendsten US-amerikanischen Analytikern von Wirtschaftssystemen;

*Jaroslav Krejčí* (geb. 1916), ehem. Professor der University of Lancaster (GB), ist Autor zahlreicher theoretischer und sozialhistorischer Bücher, Zeitzeuge der Prager Expertendebatten vor 1948<sup>42</sup>;

*Friedrich Levčík* (geb. 1915), ehem. Direktor des Wiener Instituts für internationale Wirtschaftsvergleiche, zählt zu den führenden Experten auf dem Gebiet der internationalen Komparatistik;

*Josef Macek* (1887–1972), ehem. Professor der University of Pittsburg<sup>43</sup>;

*Radoslav Selucký* (1931–1991), ehem. Professor in Ottawa, Protagonist des Prager Frühling, Autor zahlreicher Bücher, in denen vor allem die Wechselwirkung von Wirtschaft und Politik untersucht wird<sup>44</sup>;

<sup>39</sup> Šulc, Zdislav: *Stát a ekonomika* [Staat und Wirtschaft]. Praha 1985 (Hrsg. im Samisdat).

<sup>40</sup> K o s t a: *O pracích českých a slovenských ekonomů v exilu*.

<sup>41</sup> Es ist einzuräumen, daß die hier getroffene Auswahl der Exilökonomien notgedrungen subjektiven Wertungen unterworfen ist. Mein soeben zitierter Aufsatz enthält ein vollständiges Namensverzeichnis der im Ausland wirkenden Nationalökonomien.

<sup>42</sup> Jaroslav Krejčí hatte in der ČSSR in den fünfziger und frühen sechziger Jahren Berufsverbot. Aus der langen Publikationsliste seiner Bücher seien herausgegriffen: Krejčí, Jaroslav: *Social Change and Stratification in Postwar Czechoslovakia*. London 1992. – Ders.: *The Czechoslovak Economy during the Years of Systemic Transformation: 1945–1949*. Jahrbuch der Wirtschaft Osteuropas (1977) 153–176. – Ders.: *Die Wechselwirkungen von Wirtschaft und Politik*.

<sup>43</sup> Siehe die Ausführungen zu Person und Werk von Josef Macek in Abschnitt 1.

<sup>44</sup> Vgl. u. a. Selucký, Radoslav: *Reformmodell ČSSR*. Hamburg 1969. – Ders.: *Marxism, Socialism, Freedom: Towards a General Theory of Labour Managed Systems*. London-New York 1979.

Ota Šik (geb. 1919), ehem. Professor der Universität St. Gallen, hat seine kritischen Auffassungen sowie die Konzeptionen einer alternativen Wirtschaftsordnung in umfangreichen Büchern dargelegt, die nach 1970 in deutscher Fassung sowie in diversen Übersetzungen erschienen sind<sup>45</sup>;

Jaroslav Vaněk (geb. 1930), Professor der Cornell University (USA), begann seine Laufbahn mit federführenden Arbeiten auf dem Gebiet des internationalen Handels, gilt seit den späten sechziger Jahren als international anerkannter Theoretiker der Partizipationstheorie<sup>46</sup>.

Allein aus Altersgründen, aber auch im Hinblick auf ihre wissenschaftliche Ausrichtung ist nur eine ganz geringe Zahl von „Exilökonom“ nach Prag zurückgekehrt und nimmt an den gegenwärtigen Aktivitäten zumindest zeitweilig teil (z. B. Josef Brada und Jan Švejnar).

### *Die Wiedergeburt des Liberalismus in der tschechischen Ökonomie*

Die politische Wende von 1989 öffnete einer grundlegenden Reform des Wirtschaftssystems Tür und Tor. Diejenigen Wirtschaftswissenschaftler, die vor die schwierige Aufgabe gestellt waren, die Strategie des Übergangs von der „command economy“ zur Marktwirtschaft zu konzipieren, waren nicht unvorbereitet. Wie bereits im vorangehenden Teil erwähnt, bestand im Prognose-Institut in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre ein Kern von kompetenten und reformfreudigen Wissenschaftlern, die über eine radikale Kritik am überkommenen System hinaus noch vor dem politischen Umsturz an Reformentwürfen bastelten. Von grundlegender Bedeutung war in diesem Zusammenhang eine Studie des Prognose-Instituts, die unter dem Titel „Souhrnná prognóza ČSSR do roku 2010“ im Oktober 1988 als internes Papier erschien<sup>47</sup>. Die wichtigsten Thesen der Studie sind ein halbes Jahr danach in Einzelbeiträgen der Autoren Valtr Komárek, Růžena Vintrová, Karel Dyba, Václav Klaus, Tomáš Ježek, Otakar Turek, Vladimír Dlouhý, Vladimír Rudlovčák, Josef Kreuter, Hugo Kysilka, Alena Nešporová, Marie Košťálová, Miroslav Kolanda und Luděk Urban in der wirtschaftstheoretischen Zeitschrift der Akademie der Wissenschaften in etwas abgewandelter Fassung erschienen<sup>48</sup>.

Das ursprüngliche, 127 Druckseiten umfassende Papier war – wie einige abschließende Passagen andeuten – von Komárek als Grundlage einer ordnungspolitischen

<sup>45</sup> Šik, Ota: Der Dritte Weg. Die marxistisch-leninistische Theorie und die moderne Industriegesellschaft. Hamburg 1976. – Ders.: Das kommunistische Machtssystem. Hamburg 1976. – Ders.: Humane Wirtschaftsdemokratie. Ein dritter Weg. Hamburg 1979. – Ders.: Wirtschaftssysteme. Vergleich – Theorie – Kritik. Berlin-Heidelberg 1987.

<sup>46</sup> Vaněk, Jaroslav: International Trade: Theory und Economic Policy. Homewood 1962. – Ders.: The General Theory of Labour-Managed Market Economies. Ithaca 1970. – Ders.: Self-Management: Economic Liberation of Man. Baltimore 1975.

<sup>47</sup> Komárek, Valtr u. a.: Souhrnná prognóza ČSSR do roku 2010 [Gesamtprognose für die ČSSR bis zum Jahre 2010]. Interne Studie des Prognose-Instituts der Čs. Akademie der Wissenschaften, Oktober 1988.

<sup>48</sup> Politická ekonomie 5 (1989) 523–671.

Neuorientierung für die politische Führung (genauer: für deren reformoffenere Kräfte um Štrougal) gedacht<sup>49</sup>. Ungeachtet des kritischen Grundtenors sind in der Studie bezüglich wirtschaftspolitischer Optionen, die aus der Kritik am Ist-Zustand abgeleitet wurden, zwei konträre Tendenzen bemerkbar: Einerseits setzten neben ideologischen Pflichtübungen („eine neue historische Initiative des Sozialismus“) Autoren wie Komárek und ihm nahestehende Mitarbeiter ihre Akzente auf eine Strukturpolitik, die vom Staat gesteuert werden müßte; andererseits ist von anderen Koautoren wie Klaus, Ježek, Turek und Dlouhý mit Nachdruck die Notwendigkeit einer Transformation des Wirtschaftssystems in Richtung Marktwirtschaft und eine dementsprechende, auf zentrale Direktivlenkung verzichtende Wirtschaftspolitik herausgestellt worden.

Die Prognose-Studie rief die orthodoxen Kräfte in der Parteiführung (Jakeš, Fojtík u. a.) auf den Plan. Eine echte ideologische oder gar administrative Gegenoffensive der Machthaber nach altem Strickmuster erfolgte jedoch angesichts der fortgeschrittenen Erosion des Herrschaftsgefüges nicht mehr. Im Gegenteil: Ein konkreter, stärker marktorientierter Reformentwurf des Prognose-Instituts war kurz nach der Wende im September 1989 vollendet worden. Das nicht zuletzt im Hinblick auf die politischen Ereignisse in östlichen Nachbarländern nunmehr eindeutig reformfreundliche Klima schlug sich in ähnlicher Richtung wie bei den Prognose-Ökonomen auch in dem älteren, traditionsreichen Ökonomischen Institut nieder, das im gleichen Monat unter der Federführung von Lubomír Mlčoch, Václav Kluson und Otakar Turek gleichzeitig ein 255 Seiten umfassendes marktwirtschaftlich ausgerichtetes Sonderheft veröffentlichte<sup>50</sup>. Die theoretischen Eckpfeiler für eine Transformation des Wirtschaftssystems waren formuliert worden, nunmehr bedurfte es des politischen Machtwechsels, der – wie es alle Beteiligten an den Debatten empfanden – unmittelbar bevorstand.

Mit der sanften Revolution vom November 1989 ist ein neues Blatt in der tschechischen Nationalökonomie aufgeschlagen worden. Von nun an verschwand nicht nur die sowjetische Version der marxistischen politischen Ökonomie vom Tisch; auch alle anderen Interpretationen der marxistischen Wirtschaftstheorie verloren jedweden Einfluß. Gewannen jetzt liberale Grundpositionen die Oberhand, so bedeutete dies nicht, daß die zutage tretenden wirtschaftstheoretischen und -politischen Auffassungen unterschiedslos gewesen wären. Die im Zusammenhang mit der zu konzipierenden Transformationsstrategie beobachtbaren Kontroversen, denen unterschiedliche Theoriekonzepte zugrunde lagen, sollen abschließend kurz skizziert werden<sup>51</sup>.

<sup>49</sup> Es entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie, daß die Prognose-Studie – noch als internes Papier – drei Exilökonomien, nämlich Ota Šik, Friedrich Levčík und Jiří Kosta, über informelle Wege mit dem Anliegen zugeleitet worden war, sie mögen zu dem Inhalt Stellung nehmen. Nachdem dies auch geschehen war, soll deren Stellungnahme „in eingeweihten Kreisen“ Aufsehen erregt haben (nähere Einzelheiten sind dem Autor dieses Beitrags als „Betroffenem“ nicht bekannt).

<sup>50</sup> Kluson, Václav: u. a.: Přestavba hospodářského mechanismu [Umgestaltung des Wirtschaftsmechanismus]. Ökonomisches Institut der Čs. Akademie der Wissenschaften, September 1989.

<sup>51</sup> Vgl. K o s t a, Jiří: Die Transformation des Wirtschaftssystems in der Tschechoslowakei. In:



Die federführenden Nationalökonomien um Václav Klaus – nunmehr in Regierungsverantwortung – folgten einem neoliberalen Leitbild, das über eine monetaristisch interpretierte Marktsteuerung hinaus auf die Dominanz des Privateigentums setzte<sup>52</sup>. Ihr Schlagwort lautete „Marktwirtschaft ohne Attribut“, soll heißen: abgelehnt wird – zumindest in der Rhetorik – ebenso das Konzept einer „sozialen Marktwirtschaft“ wie etwa einer „ökologisch“ orientierten oder gar staatsinterventionistisch „gelenkten“ marktwirtschaftlichen Ordnung. Zwischen dieser Selbstdarstellung der Radikalliberalen und der in der Praxis von ihnen realisierten Strategie des Übergangs besteht allerdings ein erheblicher Unterschied. Die Regierung des Ministerpräsidenten Václav Klaus (ebenso wie die vorausgehenden Regierungen der ex-ČSFR, in denen Klaus Finanzminister war) ist sehr wohl darauf bedacht, soziale Härten abzufedern, den Strukturwandel steuernd zu beeinflussen, den Umweltschutz zu fördern u. dgl. mehr. Andererseits ist nicht zu bestreiten, daß die Regierenden im Einklang mit ihrer radikal-liberalen Grundposition ein möglichst schnelles Tempo, eine simultane Durchführung der Marktreforment (Preisfreigabe, Liberalisierung des Außenhandels, Entflechtung der Monopole) und eine umfassende Privatisierung (bei Förderung der Neugründung von Privatunternehmen) sichergestellt haben.

Die Widersacher dieser radikal-liberalen Konzeption plädierten für eine moderate gradualistische Übergangstrategie, einige von ihnen zudem für ein etwas geringeres Gewicht der Privatwirtschaft. Sie traten auch für stärkere Schutzmaßnahmen im außenwirtschaftlichen Bereich ein. Zu den Vertretern derartiger Auffassungen zählten u. a. sozialdemokratische Ökonomen wie Komárek sowie der gegenwärtige Vorsitzende der oppositionellen Sozialdemokratie Miloš Zeman (beide ehemalige Mitstreiter von Klaus, Dlouhý und anderen Liberalen aus dem früheren 1993 aufgelösten Prognose-Institut).

Es würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen, wollten wir die Resultate untersuchen, die auf die tatsächlich realisierte Transformationsstrategie zurückzuführen sind (dazu vgl. den Beitrag des Verfassers in *BohZ* 36/1 (1995). Eines kann jedoch abschließend festgehalten werden. Die tschechische Wirtschaftswissenschaft ist nach Europa zurückgekehrt: sowohl in Gestalt ihrer liberal-demokratischen Grundeinstellung als auch der Kontroversen, die sich in deren Rahmen in westlichen Gesellschaften abspielen.

---

Marktwirtschaft als Aufgabe. Grundtexte zur Sozialen Marktwirtschaft. Hrsg. v. d. Ludwig-Erhard-Stiftung. Bd. 3. Stuttgart-Jena 1994, 154f. (die darin enthaltenen Ausführungen basieren auf den in tschechischen Fachzeitschriften sowie Massenmedien publizierten Auseinandersetzungen sowie auf zahlreichen Gesprächen des Verfassers mit den betreffenden Akteuren).

<sup>52</sup> Theoretische Begründungen und Interpretationen sind u. a. in etlichen Publikationen von Václav Klaus zu finden, so z. B.: Klaus, Václav: Signale aus dem Herzen Europas. Wiesbaden 1991. – Ders.: Dismantling Socialism: An Interim Report. Prague, September 1994. – Ders.: Makroekonomická stránka systémových změn: poučení z česke zkušenosti [Die makroökonomische Seite der Systemveränderungen: Eine Lehre aus der tschechischen Erfahrung]. Praha 1994.



DIE TSCHECHOSLOWAKISCHE REPUBLIK  
IN DEN AKTEN DER DEUTSCHEN  
WAFFENSTILLSTANDSKOMMISSION VON 1919

Von Frank Hadler

Im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen steht einmal mehr die Anfangsphase der deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen. Untersucht werden sollen jene sechs Monate, die zwischen der Eröffnung der Pariser Friedenskonferenz Mitte Januar und der Unterzeichnung des Versailler Friedensvertrages durch Deutschland Ende Juni 1919 vergangen sind.

Für die Republik von Weimar wie auch für die der Tschechen und Slowaken war dieses halbe Jahr ein Zeitabschnitt von entscheidender Bedeutung, und das sowohl für die weitere Existenz der Staaten selbst als auch für die Gestaltung ihrer gegenseitigen Beziehungen. Während Deutschland aus der Position des großen Verlierers heraus versuchte zu retten, was zu retten war, präsentierte sich die gerade erst geschaffene Tschechoslowakei als Siegerstaat mit beträchtlichen Ambitionen. Die Ausgangslagen, von denen aus beide Nachbarstaaten ihren Weg durch das *Peacemaking* von 1919 antraten, unterschieden sich somit beträchtlich.

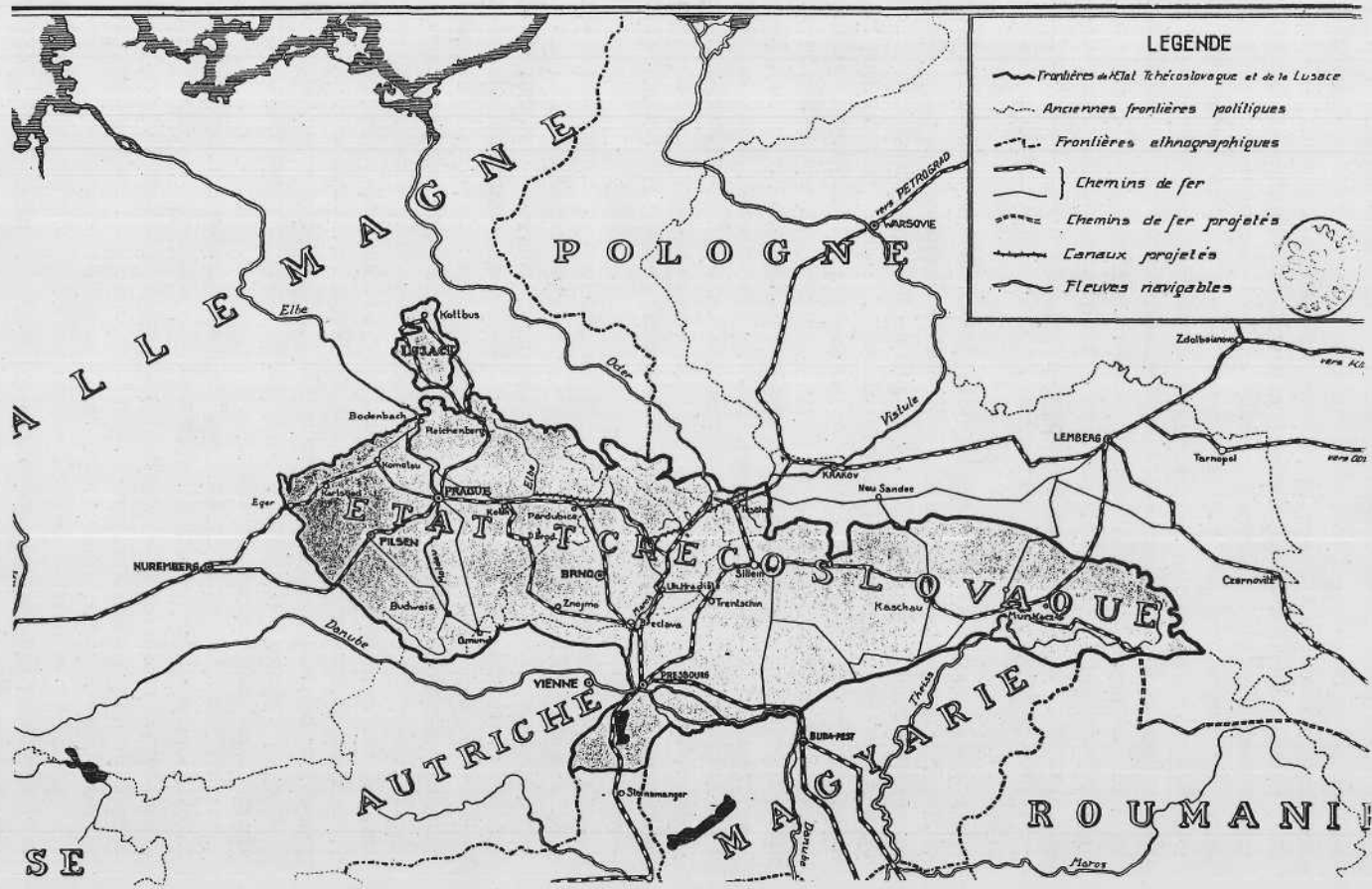
Noch bevor die in Paris versammelten Friedensmacher darangingen, sich mit dem Deutschland-Frieden zu befassen, ließen sie sich die Forderungen der mit ihnen alliierten und assoziierten kleinen Sieger vortragen. Für die Tschechoslowakei tat das ihr Außenminister Edvard Beneš.

Am 5. Februar 1919 hatte er dreieinhalb Stunden lang die Gelegenheit, dem Rat der Zehn den gesamten Katalog der tschechoslowakischen Forderungen darzulegen. Zur Veranschaulichung dieser Forderungen übergab er der Konferenzleitung eine Karte, die die *Position internationale de la République Tchecoslovaque* darstellte (siehe umseitig). Die Vorlage stammt aus dem Nachlaß des Historikers Jan Kapras, der als Fachmann für rechtshistorische Fragen Mitglied der tschechoslowakischen Friedensdelegation war.

Die auf der Karte festgehaltenen Grenzlinien des *État Tchecoslovaque* zeigen, daß das vornehmliche Ziel der tschechoslowakischen Regierung auf der Friedenskonferenz darin bestand, ihren territorialen Machtbereich innerhalb möglichst weit gesteckter Grenzen international festschreiben zu lassen. Die diesbezüglichen strategischen Überlegungen waren sowohl von der Friedensdelegation in Paris als auch von Regierung in Prag entwickelt und in insgesamt 11 Memoranden niedergelegt worden. Deutschland spielte darin in mehrfacher Hinsicht eine Rolle. Von Grenzberichtigungen „auf Kosten Deutschlands“ war die Rede und von einer „heiligen Pflicht“, sich um die auf deutschem Staatsgebiet lebenden, von der „Ausrottung“ bedrohten „Lautitzer Wenden“ zu „kümmern“<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Die Tschechoslowakischen Denkschriften für die Friedenskonferenz von Paris 1919/20. Hrsg. von Hermann Raschöfer. Berlin 1937, 35, 37.

# POSITION INTERNATIONALE DE LA RÉPUBLIQUE TCHÉCOSLOVAQUE



Diese Forderungen der tschechoslowakischen Politik blieben auf seiten Deutschlands nicht ohne Beachtung. Die deutsche Presse des Jahres 1919 und die Bestände der einschlägigen deutschen Archive geben darüber Auskunft. In den letzten Jahrzehnten sind zahlreiche Arbeiten über die Anfänge der deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen entstanden, die auf diesen Materialien basieren. Einigen dieser Arbeiten ist jedoch anzumerken, daß ihre Autoren von dem Wissen um die späteren Entwicklungsphasen der wechselvollen Beziehungsgeschichte (Münchener Abkommen, Protektorat Böhmen und Mähren, Vertreibung der Sudetendeutschen) beeinflusst worden sind. Das generelle Problem einer finalen Sicht auf historische Prozesse wird somit in bezug auf die Geschichte der deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen besonders deutlich. Vor allem bei der Untersuchung der Anfänge dieser Beziehungen kommt es darauf an, später nachweisbare Prioritäten nicht zu früh in Anschlag zu bringen.

So wurde Deutschland in der ersten Hälfte des Jahres 1919 von der tschechoslowakischen Politik keinesfalls für das alles bestimmende Problem gehalten, und auch umgekehrt war die Tschechoslowakei in der Zeit der Pariser Friedenskonferenz nur *ein* und dazu kein vorrangiges Thema der deutschen Politik. Während sich Prag außenpolitisch auf die Teschener Frage, die Grenzziehung im Süden der Slowakei und das mit einem ständigen Buhlen um die Gunst der Siegermächte verbundene Streben nach Reparationen konzentrierte, zeigte man sich in Berlin an der Zukunft Elsaß-Lothringens und des Danziger Gebietes weit mehr interessiert als an den tschechoslowakischen Forderungen nach den Gebieten von Glatz und Ratibor. Auch die Frage der dreieinhalb Millionen Deutschen in der Tschechoslowakei stellte zu diesem Zeitpunkt noch kein Thema der deutschen Außenpolitik dar, das von hoher Priorität gekennzeichnet war.

Der Prozeß der außenpolitischen Entscheidungsfindung in Deutschland machte nach Kriegsende die Phase eines tiefgreifenden Umbruchs durch. Ähnlich der sich auf der Friedenskonferenz im internationalen Maßstab abzeichnenden Entwicklung, war auch in Deutschland ein Rückzug der Militärs aus der Außenpolitik wahrzunehmen. Vielleicht ist gerade hierin die Tatsache begründet, daß die Materialien der deutschen Waffenstillstandskommission bislang noch nicht systematisch für die Untersuchung der Geschichte der deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen ausgewertet worden sind. Erschwerend kommt sicher hinzu, daß die Haltung der Tschechoslowakei Deutschland gegenüber offenbar auch für die Waffenstillstandskommission kein gesondert zu behandelndes Thema darstellte. Die über den Nachbarstaat Anfang 1919 zusammengetragenen Nachrichten waren Bestandteile jener Berichte, die die „Feindlage im Osten“ zum Gegenstand hatten.

Aus den Akten der deutschen Waffenstillstandskommission geht hervor, daß der „Große Generalstab“ in Berlin hinsichtlich der Tschechoslowakei vor allem über folgende Themenbereiche informiert worden ist: 1. über den Aufbau und die Ausrüstung der tschechoslowakischen Streitkräfte, deren Konzentration an den deutschen Grenzen sowie über mögliche Militäraktionen gegen deutsches Territorium, 2. über das tschechoslowakische Interesse an den Lausitzer Sorben, 3. über die Behandlung der sudetendeutschen Bevölkerung durch den tschechoslowakischen Staat und 4. über das Verhältnis zwischen Tschechen und Slowaken.

Bevor die genannten Themenkreise im einzelnen behandelt werden, sei ein Wort über die Aktenlage eingeflochten. Die in den Materialien der deutschen Waffenstillstandskommission vorhandenen Informationen über die Tschechoslowakei befinden sich in Berichten, die die in Berlin ansässige „Zentralstelle Grenzschutz Ost“ zunächst nur sporadisch verfaßte. Erst beginnend mit dem Monat März 1919, erstellte man an gleicher Stelle regelmäßige „Berichte über die militärpolitische, politische und wirtschaftliche Lage in den deutschen Ostgebieten und den angrenzenden Randstaaten“, zu denen auch die Tschechoslowakei gezählt wurde. Bis zum Juli 1919 wurden davon insgesamt 20 geschrieben. Inwieweit diese Berichte in den Prozeß von außenpolitischer Meinungsbildung und Entscheidungsfindung der deutschen Politik in bezug auf die Tschechoslowakei Eingang gefunden haben, ist anhand der eingesehenen Materialien nicht nachzuvollziehen. Es ist jedoch gut möglich, daß sie eine gewisse Rolle gespielt haben, denn der Informationsfluß von Prag nach Berlin war durch die Anweisung des deutschen Generalkonsuls von Gebattel (wegen einer Spionageaffäre) Ende Februar 1919 zwischenzeitlich ins Stocken geraten. Wer die Meldungen über die Tschechoslowakei verfaßt hat, ist wohl nicht eindeutig zu ermitteln. Fest steht indes, daß die ungezeichneten Berichte Informationen enthielten, die im Auftrag deutscher Militärstellen zusammengetragen worden sind und daß sie somit eine spezifische Form der Wahrnehmung der Ersten Tschechoslowakischen Republik in Deutschland widerspiegeln. Gerade hierin liegt der Quellenwert der im Bundesarchiv Potsdam einsehbaren Akten der deutschen Waffenstillstandskommission für die Geschichte der deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen.

*Die vermeintliche Gefahr eines tschechoslowakischen „Einfalls“  
in Sachsen und Schlesien*

In einem Anfang Februar 1919 zusammengestellten „Monatsbericht über die militärpolitische Lage an der Ostgrenze“ ist unter dem Stichwort „Tschechen“ folgendes zu lesen: „Die weltpolitischen Vorgänge des Monats“ – also die Eröffnung der Friedenskonferenz in Paris – „haben auf die Gestaltung der tschechischen Frage stark eingewirkt. Nach der großen Umwälzung gegen Ende des letzten Jahres hatte sich der tschechische Staat in bemerkenswert kurzer Zeit als eine durchaus bürgerlich orientierte Republik mit geordneten Zuständen gebildet. Diese innere Festigkeit hatte ihm die umfangreichen Rüstungen erlaubt und sein offensives Vorgehen an einzelnen Teilen seiner Fronten ermöglicht. Die in Schlesien und Sachsen vielfach geäußerte Sorge von einem tschechischen Einfall erschienen damals voll berechtigt [...] Die tschechischen Expansionspolitiker schwärmen zwar noch immer von maßlosen Eroberungsplänen, in die sie fast die ganze Provinz Schlesien links der Oder einbeziehen, (und das) trotzdem schon im eigenen Lande die Behauptung der tschechischen Ansprüche durch die energische Gegenwehr der Deutsch-Böhmen erschwert ist.“<sup>2</sup> Da die Kräfte der tschechoslowakischen Truppen zu diesem Zeitpunkt bereits in der Ausein-

<sup>2</sup> Bundesarchiv Potsdam (BAP), Waffenstillstandskommission (WaKo), Nr. 564, Bl. 13.

andersetzung mit Polen um das Teschener Gebiet gebunden waren und in den reichsdeutschen Gebieten zudem von einer in Berlin befürchteten tschechischen Bewegung „noch immer keine Rede“ sein konnte, schlußfolgerte man, daß für Sachsen und Schlesien nun keine Gefahr mehr bestand.

Diese Einschätzung wurde am 12. Februar in einen geheimen Bericht an den Großen Generalstab bekräftigt. „Die in letzter Zeit mehrfach gemeldete Verstärkung des tschechischen Grenzschutzes gegenüber der sächsischen Grenze soll erfolgt sein, um gegen die Wahl zur deutsch-österreichischen Nationalversammlung, unter Umständen mit Gewalt“ – was drei Wochen später traurige Wahrheit wurde –, „einschreiten zu können. Die Angaben sind glaubhaft, da militärische Operationen gegen Sachsen zur Zeit nicht wahrscheinlich sind.“<sup>3</sup> In diesem sowie zwei weiteren Berichten ist darüber hinaus zu lesen, daß die Truppenkonzentrationen „in erster Linie innenpolitische Gründe“ hatten, von denen drei genannt wurden: a) „die Absicht strenger Überwachung des zunehmenden Lebensmittelschmuggels“, b) die Nutzung der Truppen „gegen das Einreisen spartakistischer Elemente“ und c) die in Prag getroffene Festlegung, daß die Soldaten in ihren Garnisonen zu wählen haben, was, mit Blick auf die bevorstehenden Gemeindewahlen, besonders in den nord- und westböhmisches Kohlrevieren zu einem höheren Anteil tschechischer Stimmen führen sollte.

Die in den zitierten Berichten getroffenen Einschätzungen der inneren Lage und der Rolle der Armee in der Tschechoslowakei kamen der Realität sehr nahe. Die Feststellung, daß von tschechischem Gebiet aus keine militärischen Operationen gegen deutsches Staatsterritorium zu erwarten waren, entsprach den Tatsachen.

#### *Das tschechoslowakische Interesse für die Sorben der Ober- und Niederlausitz*

Der schon erwähnte Monatsbericht von Anfang Februar geht auf diesen Themenkomplex gesondert ein. Unter dem Stichwort „Wenden“ ist zu lesen: „Im Bereiche der tschechischen Front hat sich in den letzten Wochen eine neue politische Front gebildet. Es sind die in der preussischen und sächsischen Lausitz angesessenen Wenden, die zur nationalen Offensive gegen das Reich übergegangen sind oder, richtiger gesagt, von außen her zu ihr geschoben werden. Die zur Zeit nicht mehr als 160 000 Seelen zählende und nach den statistischen Feststellungen immer mehr abnehmende Stammesgemeinschaft ist in den von ihnen bewohnten reichsdeutschen Gebieten so verstreut angesiedelt, daß die Gefahr einer wirksamen Erhebung aus eigener Kraft zur Zeit nicht besteht. Es ist sehr bezeichnend, daß der Aktionsmittelpunkt der wendischen ‚Bewegung‘ in Prag liegt [...]. So ging in den ersten Januartagen die Meldung durch die Presse, daß die Losreißung einer selbständigen Wendenpolitik mit der Anlehnung an Tschecho-Slowakien für die allernächste Zeit bevorstehe.“<sup>4</sup> In weiteren Teilen des Berichtes war die Rede von einer zielbewußten „Aufputschung des wendischen Nationalgefühls durch tschechisch beeinflusste Hetze“ und der Notwendigkeit, die „heute noch in den Anfängen steckende Agitation“ wachsam zu verfolgen.

<sup>3</sup> BAP, WaKo, Nr. 564, Bl. 45.

<sup>4</sup> BAP, WaKo, Nr. 564, Bl. 14.



Beneš war in seiner Rede vom 5. Februar in der Tat auf die Sorbische Frage eingegangen. Auch die beigegefügte Karte hebt das von den Sorben bewohnte Gebiet hervor. Ihr ist zu entnehmen, daß eine territoriale Verbindung zwischen den Lausitzen und der Tschechoslowakei nicht vorgesehen war, denn diese wäre nach internen Untersuchungen der tschechoslowakischen Friedensdelegation an der schmalsten Stelle ganze 6 km breit und somit nicht zu verteidigen gewesen. In den strategischen Überlegungen Prags spielte die Lausitz dennoch eine Rolle. Die folgende Passage stammt aus einem jener insgesamt über 300 von der tschechoslowakischen Friedensdelegation erarbeiteten „Elaborate“, deren systematische Auswertung noch aussteht.

„Die Verselbständigung der Lausitz und ihre militärische Anlehnung an Böhmen hätte herausragende strategische Bedeutung. Das Lausitzer Gebiet ist nämlich das zentrale Aufmarschgebiet für einen Feldzug nach Böhmen von Norden her. [...] Der Lausitz als alliierter Staat würde die Aufgabe zufallen, wenigstens teilweise das Vorgehen der Deutschen in dieser Richtung zu erschweren – und außerdem die operative Verbindung zwischen Sachsen und Oberschlesien zu unterbrechen. Dadurch, daß das überaus wichtige Sammlungsgebiet der Deutschen in der Lausitz wegfällt, verbessert sich die strategische Stellung Böhmens wenigstens in den ersten Tagen einer Mobilmachung [...]“<sup>5</sup>

Die Berliner „Zentralstelle Grenzschutz Ost“, der diese Überlegungen augenscheinlich unbekannt geblieben waren, ging auf das Problem des tschechoslowakischen Vertretungsanspruchs für die Sorben noch einmal in ihrer Tagesmeldung vom 17. Februar ein. Unter Berufung auf ein Interview Benešs mit der „Morning Post“ verwies man darauf, daß die Tschechen die Sorben nicht für sich reklamierten, sondern die Friedenskonferenz „bäten“, „die nichtdeutsche Nationalität nicht im deutschen Meere untergehen zu lassen“<sup>6</sup>. Damit ließ man es offenbar bewenden, zumal bereits ein paar Tage zuvor aus der sächsischen Gesandtschaft folgendes mitgeteilt worden war: „Wir glauben, daß die tschecho-slowakische Regierung nicht nach Sachsen einzufragen beabsichtigt. Die Lausitzer Frage kann das Verhältnis der beiden Staaten nicht trüben.“<sup>7</sup>

### *Die Deutschen in der Tschechoslowakei*

Die Behandlung der deutschen Bevölkerung in „Tschechien“ – der Begriff „sudetendeutsch“ wurde in den Meldungen nicht verwandt, die sich heute langsam durchsetzende Kurzbezeichnung „Tschechien“ hingegen häufig – war Gegenstand zahlreicher Berichte. Um die Haltung der tschechoslowakischen Staatsführung in Erfahrung zu bringen, hatte einer der Berichterstatter Präsident Masaryk auf dem Hradschin aufgesucht. „Deutsch-Böhmen müsse“ – so erfuhr er dort – „mit dem tschechoslowakischen Staate für immer verbunden bleiben. Deutsch-Böhmen liege innerhalb der historischen Grenzen des alten Königreiches. Der tschecho-slowakische Staat könne

<sup>5</sup> Elaborat 102, o. D., Archiv Ministerstva zahraničních věcí [Archiv des Außenministeriums (Prag)], Mírová konference a reparace, inv. č. 9, krab. 2.

<sup>6</sup> BAP, WaKo, Nr. 564, Bl. 85.

<sup>7</sup> BAP, WaKo, Nr. 564, Bl. 38f.

eine Amputation nicht vertragen. [...] Im übrigen könnten die Deutschen über ihr Schicksal ganz beruhigt sein, die Kreiseinteilung, die beabsichtigt sei, gebe ihnen volle Garantie dafür, daß sie sich wirtschaftlich und kulturell frei entwickeln können. Der größte Teil der Deutschen habe sich auch bereits mit den Verhältnissen abgefunden, besonders die Industrie sei damit einverstanden.“<sup>8</sup>

Unmittelbar nach den blutigen Ereignissen des 4. März, die nach Hans Lemberg in den folgenden Jahren „die Bedeutung eines geschichtlichen Marksteines“ annahmen<sup>9</sup>, traf in Berlin über „Tschechien“ folgender Bericht ein: „Im Inneren Tschechiens wird das Deutschtum nach Kräften bekämpft. Die Tschechen beschäftigen sich mit Plänen systematischer Tschechisierung Deutsch-Böhmens. Sie wollen zunächst eine Auswanderung der Deutschen in größtem Maßstabe erzielen und zwar derart, daß sie den deutsch-böhmischen Arbeitslosen lohnende Arbeit in Serbien und Montenegro in Aussicht stellen.“ Sogenannte „Auswanderungsagenten“ seien unterwegs, und noch im Frühjahr könnten ca. 30000 Tschechen aus den USA ankommen, die in den deutsch-böhmischen Gebieten angesiedelt werden sollen<sup>10</sup>. Akten aus Prager Archiven, die belegen könnten, daß es derartige Bestrebungen der tschechoslowakischen Regierung gegeben hat, sind bislang nicht aufgetaucht.

Während die Berichte der „Zentralstelle Grenzschutz Ost“ über Tschechien im März von dem Tenor: „Das Deutschtum wird nach wie vor allenthalben bekämpft“ geprägt waren, finden sich ab April zunehmend Bemerkungen, die davon ausgehen, daß die sudetendeutsche Frage durch die Ereignisse in Ungarn (Räterepublik) in den Hintergrund getreten war. Am 21. Juni, als die ungarischen Truppen große Teile der Slowakei besetzt hielten, entstand der folgende Bericht: „Die Regierung sucht der wachsenden Erregung durch entgegenkommende Versprechungen Herr zu werden. Journalisten gegenüber äußerte sich auch Masaryk in diesem Sinne: Man müsse den Deutsch-Böhmen alles konzidieren, was ihnen rechtmäßig gebühre und dürfe nicht in die alte österreichische Methode ratenweiser Zugeständnisse oder von der Not der Zeit abgerungener Kompensationen verfallen. Die Deutschen müßten von der Sorge um die Sicherung ihres Volkstumes befreit werden. Sein sehnlichster Wunsch sei, die Sprachenfrage in Böhmen zu lösen, denn die Tschechen hätten am eigenen Leibe erfahren, was die planmäßige Zurücksetzung der Muttersprache bedeutete. So sollten die Banknoten neben dem tschechischen auch mit deutschem Text bedruckt werden. Bei der Auswahl der Militäruniform sei bereits auf die Gefühle der Deutschen Bedacht genommen. Eine neue Volkshymne müsse geschaffen werden, welche auf alle Staatsbürger passe.“<sup>11</sup>

<sup>8</sup> BAP, WaKo, Nr. 564, Bl. 51. Diese Aussage deckt sich mit zeitgleich erstellten diplomatischen Berichten der deutschen Gesandtschaft in Prag, Manfred Alexander: Deutsche Gesandtschaftsberichte aus Prag. Innenpolitik und Minderheitenprobleme in der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Teil I. München-Wien 1983.

<sup>9</sup> Hans Lemberg: Das östliche Europa 1919. In: Das Jahr 1919 in der Tschechoslowakei und in Ostmitteleuropa. Hrsg. von Hans Lemberg und Peter Heumos. München 1993, 33.

<sup>10</sup> Bericht Nr. 1 über die militärische, politische und wirtschaftliche Lage in den deutschen Ostprovinzen und den angrenzenden Randstaaten (1.–8.3.1919). BAP, WaKo, Nr. 564, Bl. 241 RS.

<sup>11</sup> Bericht Nr. 16 (14.–20.6.1919), BAP, WaKo, Nr. 565, Bl. 273 RS–274.

Dies waren beachtliche Worte, an deren Aufrichtigkeit dann auch sofort gezweifelt wurde, indem man auf das „Gebot der augenblicklichen Notlage“ verwies. Als diese sich einen Monat später entspannt hatte (die ungarischen Truppen waren zurückgeschlagen, in Prag gab es eine neue Regierung, Deutschland hatte den Vertrag von Versailles unterzeichnet), kam die Berliner „Zentralstelle“ noch einmal auf die Ausführungen Masaryks zurück. Der Bericht, aus dem abschließend zu diesem Themenkreis zitiert werden soll, verknüpft die Behandlung der deutsch-böhmischen Bevölkerung durch den Tschechoslowakischen Staat mit der Frage nach den Beziehungen Deutschlands zu diesem Staat. „In Prag scheint sich die Auffassung durchzusetzen, daß der innige Anschluß an die Westmächte bisher nur zu einem Milliardendefizit geführt hat und daß eine Verständigung mit Deutschland zweckmäßig ist. Voraussetzung hierzu ist ein von den sozialdemokratischen Parteigenossen des neuen Ministerpräsidenten [Vlastimil Tusar – F. H.] von jeher befürwortetes Einlenken gegenüber den Deutsch-Böhmen. Die maßvolle Haltung, die Tusar bisher jederzeit bewiesen hat, läßt erhoffen, daß er die Worte des Präsidenten Masaryk – den Deutschen Tschechiens zu gewähren, was ihnen gebühre – zur Wahrheit machen wird.“<sup>12</sup>

#### *Das Verhältnis von Tschechen und Slowaken*

Das Interesse der deutschen Militärs an dieser rein innertschechoslowakischen Frage entsprang dem Bestreben, in Erfahrung zu bringen, wie viele Truppen in der Slowakei, also fern der deutschen Grenzen, gebunden waren und wie viele Soldaten dort ausgehoben werden konnte. In einer von der „Abteilung Fremde Heere“ des Großen Generalstabes in Berlin am 1. März 1919 erstellten Monatsübersicht wird berichtet, daß die Besetzung der Slowakei durch tschechische Truppen planmäßige Fortschritte gemacht hätte, der Erfolg bei der Neuaufstellung von Kampfeinheiten jedoch gering sei. Der sich daraus anschließende Situationsbericht konstatiert eine tschechenfeindliche Aufstandsbewegung der Slowaken, deren weiteres Ausbreiten „die Entsendung zuverlässiger Truppen dorthin notwendig mache(n) (könnte)“<sup>13</sup>.

Zwei Wochen später wurde über Tschechien folgendes gemeldet: „In der Slowakei herrschen vollends traurige Zustände. Das tschechische Militär soll in allen Ortschaften Lebensmittel requirieren, so daß die Bevölkerung sehr erbittert ist. [...] In Kaschau haben die Arbeiter erklärt, sie wollen so lange streiken, bis die Tschechen die Stadt räumen. Die Tschechen wollen die Arbeiter mit Gewalt zwingen, die Arbeit wieder aufzunehmen, und haben 30 angesehene Bürger der Stadt verhaftet.“<sup>14</sup>

Ende Juni schließlich, als unter dem Schutz der ungarischen Rotgardisten für kurze Zeit eine Slowakische Räterepublik existierte, wurden diese Vorgänge in Berliner Militärkreisen mit den zwischen Tschechen und Slowaken beobachteten Auseinandersetzungen in Zusammenhang gebracht. „Der von Tschechien losgerissene Teil

<sup>12</sup> Bericht Nr. 20 (21.–28. 7. 1919), BAP, WaKo, Nr. 565, Bl. 368 + RS.

<sup>13</sup> Monatsübersicht Tschechen, Großer Generalstab, Abt. Fremde Heere. Berlin, 1. 3. 1919. BAP, WaKo, Nr. 564, Bl. 204 RS.

<sup>14</sup> Bericht Nr. 2 (9.–15. 3. 1919), BAP, WaKo, Nr. 564, Bl. 292.

der Slowakei“ – ist dort zu lesen – „hat sich inzwischen als selbständige Räterepublik erklärt.“<sup>15</sup>

Die deutsche Bevölkerung in der Slowakei spielte keine Rolle in der Berichterstattung über diesen Teil der Tschechoslowakei. Da man in der Prager Militärführung zu diesem Zeitpunkt offenbar darauf bedacht gewesen war, möglichst viele Slowaken in den Truppenteilen einzusetzen, die die Sudetengebiete besetzt hatten und besetzt hielten, beobachtete man in Berlin besonders deren Verhalten. Mit einer gewissen Genugtuung wurde hier konstatiert, daß sich die zwischen Tschechen und Slowaken vertiefenden „Gegensätze“ nicht zuletzt darin widerspiegeln, daß sich die „slowakischen Truppen in Deutschböhmen (dagegen) verwahren, als Tschechen angesehen zu werden“<sup>16</sup>.

Die vier behandelten Themenkomplexe hingen natürlich untrennbar miteinander zusammen. Sie sind in diesen Ausführungen voneinander getrennt beleuchtet worden, um im einzelnen zu zeigen, was man während der Monate Januar bis Juni 1919 in Deutschland jenseits der diplomatischen Kanäle von der Tschechoslowakei wahrgenommen hatte. Die in den Beständen der deutschen Waffenstillstandskommission eingesehenen Meldungen über Tschechien spiegeln einen gewissen Realitätssinn der deutschen Militärstellen wider und vervollständigen auf spezifische Weise die Kenntnis über das zu Beginn der deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen in Berlin vorhandene Bild der Ersten Tschechoslowakischen Republik.

---

<sup>15</sup> Bericht Nr. 17 (21.–27. 6. 1919), BAP, WaKo, Nr. 565, Bl. 288 f.

<sup>16</sup> E b e n d a, Bl. 289 RS.

FEMME FATALE:  
WOMAN, MORTALITY, AND MALE FANTASY IN  
*THE MAKROPULOS CASE*

By Alfred Thomas

The reputation and popularity of the Czech prose-writer and dramatist Karel Čapek (1890–1938) reached a high-point between the two World Wars. Among Čapek's principal social concerns are fears about out-of-control technology following the destructive use to which scientific progress had been put in World War I. In his native Czechoslovakia, Čapek is also considered an important dramatist of ideas as illustrated in the robot play *R. U. R.* (1920), which addresses the advantages and drawbacks of artificial intelligence, and *Věc Makropulos* (*The Makropulos Case*) (1922) which questions the legitimacy of longevity at a time when advances in medical science were permitting human beings to have a longer life span. Both of these plays provide a democratic discussion of these questions in the spirit of Čapek's early belief in philosophical relativism<sup>1</sup>.

As scholars have been quick to remark, the inevitable price to be paid for Čapek's use of drama as a forum for the discussion of social and philosophical issues is a lack of dramatic spontaneity and power. Geared to preordained relativist conclusions, both *R. U. R.* and *The Makropulos Case* have anti-climactic plots, *a priori* endings and characters who are little more than symbolic pegs onto which the author hangs his ideas<sup>2</sup>. Generally speaking, Čapek is uninterested in the emotional lives of his characters; and where he does attempt to provide an element of psychological and sexual motivation, the results are usually wooden and unconvincing.

Critics of Čapek's drama have tended to concur with the author's own view of the plays, sharing his idealistic desire for a philosophical conclusion in which man's rational qualities triumph. Sergei Nikolskij's book-length study of Čapek's satire and science fiction, for example, perceives a seamless unity between the author's fantastic plots of artificial men (*R. U. R.*) and eternal youth (*The Makropulos Case*) and his philosophical treatment of these stories<sup>3</sup>. Departing from Nikolskij's view of Čapek's drama as a unity of fantastic and philosophical elements, this essay will argue that there is a discrepancy between the fantastic plot of *The Makropulos Case* and its philosophical treatment. We will explain the latter not as a conscious and rational mode of

---

<sup>1</sup> For the Czech edition of *Věc Makropulos* referred to in this essay, see Čapek, Karel: *Dramata* [Dramas]. Praha 1992, 179–260 (Spisy vol. VII).

<sup>2</sup> For Čapek's unsuccessful dramatic endings, see Janoušek, Pavel: *Studie o dramatu* [Studies of the Drama]. Praha 1992, 39–71.

<sup>3</sup> Nikolskij, Sergej: *Fantastika a satira v díle Karla Čapka* [Science Fiction and Satire in the Work of Karel Čapek]. Praha 1978, 121–142.



thought but as an *unconscious* and *irrational desire* to repress the true theme of the play, which is not the rejection of longevity but the yearning for it.

### *Woman, Mortality, and Male Fantasy*

Recent post-Freudian psychoanalytic theories have attempted to highlight the phallogocentric assumptions in many of Freud's original insights into the workings of the unconscious. Several critics, for example, have sought to reread Freud's work in the light of male subjectivity<sup>4</sup>. According to Laplanche and Pontalis, projections are those "qualities, feelings, wishes, objects, which the subject refuses to accept in himself [and which] are expelled from the self and located in another person or thing"<sup>5</sup>. Women are thus the objects of male fantasy or – as Lacan would say – the place where lack is projected<sup>6</sup>. The male author disowns his own experience and, as a result, produces both an idealized and/or denigrated image of woman.

Post-Freudian psychoanalysis has emphasized the extent to which male authors (including Freud himself) repress while exposing their greatest fears in the form of fantasy. In her essay "La fiction et ses fantômes: *l'Unheimliche* de Freud"<sup>7</sup>, Cixous argues that, in attempting to provide a unified analysis of Hoffmann's *The Sandman*, Freud elides, and thereby represses, those uncanny (*unheimlich*) aspects of the story which are most familiar (*heimlich*) to the unconscious, namely, the fear of death. For Cixous, the proximity of mortality to our lives is symbolized by the doll Olympia which is both inanimate (dead) and animate (alive). Cixous sees the dread of death, even more than sexual anxiety, as the key both to Hoffmann's story and Freud's essay. Hence Freud fixes on the narrator Nathaniel's fear of torn-out bloody eyes (symbols of castration) but overlooks the importance of the doll Olympia. Cixous' essay concludes that Freud elides the realization that male identity is hollowed out by a lack or void culminating in death.

In recent studies of Freud's essay on the uncanny and his related work on the repetition compulsion in *Beyond the Pleasure Principle* (1920), critics have discerned that the notion of a death instinct in Freud is not a comforting one<sup>8</sup>. Freud originally envisaged the death instinct arising from the organism's wish to return to a desireless stable state. But later he saw it as taking the form of a destructive will through sadistic or masochistic

<sup>4</sup> See, for example, Silverman, Kaja: *Male Subjectivity at the Margins*. New York-London 1992. The spearhead of post-Freudian revisionism concerning male subjectivity was Jacques Lacan. See, for example, Juliet Mitchell and Jacqueline Rose (eds.): *Feminine Sexuality: Jacques Lacan and the école freudienne*. Translated by Jacqueline Rose. New York-London 1982.

<sup>5</sup> Laplanche, Jean/Pontalis, Jean-Baptiste: *The Language of Psycho-Analysis*. Translated by Donald Nicholson-Smith. London 1973, 249.

<sup>6</sup> See Rose's illuminating introduction to *Feminine Sexuality*.

<sup>7</sup> Cixous, Hélène: *La fiction et ses fantômes: l'Unheimliche* de Freud. *Poétique* 10 (1972) 199–216. Translated as *Fiction and its Phantoms: A Reading of Freud's Das Unheimliche*. *New Literary History* 7, 525–48.

<sup>8</sup> See Wright, Elizabeth: *Psychoanalytic Criticism: Theory in Practice*. London-New York 1984, 143–144.

aggression. In posing a threat to the ego's narcissistic desire for omnipotence, and hence immortality, the death instinct will keep desire circling round its lost object instead of becoming fixated on the self.

As we shall see, it is the repressed fear of death which informs Čapek's fantastic plot in *The Makropulos Case*. Consistent with the post-Freudian theory of male fantasy, we shall argue that this fear of death (and the concomitant longing for eternal life) are disguised by being projected onto the female protagonist Emilia, whose desperate pursuit of the mysterious formula is equivalent to the aggressive death instinct which circles around its lost object. Her eventual rejection of eternal life and the immolation of the formula by Kristina signal, not philosophical resolution to the theme of longevity, but the irrational desire to dispense with the anxiety altogether. This unconscious, irrational adjustment to an ostensibly rational theme is also projected onto the female characters, since it is Emilia and Kristina whose actions bring the play to a necessary closure. Thus, both the search for and rejection of the secret of longevity can be seen as a projection of male fantasy onto women.<sup>9</sup>

### *The Makropulos Case*

*The Makropulos Case* is conventionally understood to be *pièce à thèse* in the tradition of Ibsen, Shaw and Brecht on the ethical and philosophical consequences of the attainment of eternal life. The theme of longevity was topical at the time the play was written; for example, George Bernard Shaw had just completed an optimistic piece on the same theme unknown to Čapek, *Back to Methuselah* (1922)<sup>10</sup>. But the story of the eternally youthful *femme fatale*, Emilia Marty, has sources and analogues in many works of European fantasy literature. František Langer's collection of short stories *Snílci a vrahové* (Dreamers and Murderers) (1921) includes a tale entitled *Věčné mládí* (Eternal Youth) in which a beautiful, young woman, Monna Lisetta, has lived for two centuries under a variety of names and disguises, but has remained in the prime of youth by bathing in the blood of murdered little girls<sup>11</sup>. The idea of a man or a woman cursed to live forever has captivated many Romantic writers up to the present, including Percy Bysshe Shelley's early narrative poem *Queen Mab*, (1810); Eugène Sue's classic novel *Le juif errant* (The Wandering Jew 1844), which tells of the Old Testament Jewish king Ahasuerus doomed to inhabit the earth until the second coming of Christ; Hans Christian Andersen's *Angel of Doubt* (1848) and James Hilton's *Lost Horizon* (1933).

*The Makropulos Case* begins with an exposition of a century-old lawsuit over the estate of a Baron Josef Prus, who died intestate and without issue in 1827. A relative's claim to the estate was contested by Prus's ward Ferdinand Gregor on the grounds that he had once been introduced by Prus as his prospective heir; the relative contended

<sup>9</sup> The definitive study of male fantasy is Klaus Theweleit: *Male Fantasies*. Vol. I. Translated by Stephen Conway. Minneapolis 1987.

<sup>10</sup> For the background to and influences on *The Makropulos Case*, see: Harkins, William E.: Karel Čapek. New York-London 1962, 110-111.

<sup>11</sup> Langer, František: *Snílci a vrahové* [Dreamers and Murderers]. Praha 1921, 148-155.

that it was not Ferdinand but one Mach Gregor who was so meant and who never turned up. The suit is still before the courts as the play opens, at the turn of the twentieth century. When the lawyer of Ferdinand Gregor's grandson Albert Gregor recounts the story of the famous opera singer Emilia Marty, she mysteriously asserts that Ferdinand Gregor was actually the baron's son by the singer Ellian MacGregor, so that he was the unknown "Mach" Gregor; and that a will in his favour may be found in a sealed yellow envelope in the Prus house. It is found and does designate the testator's illegitimate son Ferdinand as the heir, but Emilia Marty refuses all rewards; she is only interested in finding still another envelope, one containing a Greek manuscript, which she believes must be in the same house. Challenged to offer proof that the said Ferdinand is identical with Ellian MacGregor's son, she promises to produce one. But her opponent, a descendant of the Prus family, learns that the birth register shows the son's name as Ferdinand Makropulos, not Gregor. Emilia insists that she can clear that up as well, but first Prus must find and sell her the Greek manuscript; she asks him to name his own price. He proposes a night with her, to which she coolly assents; and so she gets the manuscript at last. In a series of subplots, Emilia is depicted as an icy *femme fatale*, cold to all men, including Prus's son Janek, who shoots himself when he learns that his chief rival is his own father. The proof of identity she now produces is an evident fake – although backdated a century, it is in her handwriting – and a search of her luggage yields letters addressed to various women, whose initials are all E. M.

Emilia now explains that she was born in Crete in 1575, the daughter of Dr. Hieronymus Makropulos, who became the court physician to the emperor Rudolf II and provided him with a recipe for an elixir that would allow the emperor to remain young for three hundred years. The emperor ordered it to be tried on the physician's daughter first and, when she lost consciousness for several days, jailed her father as an impostor. But the daughter recovered, the emperor went mad, and Emilia lived on under various aliases – Ekaterina Mishkina, Else Müller, Eugenia Montez, Ellian MacGregor and Emilia Marty. She lent the formula to her lover Baron Prus and has been frantic to recover it because she is beginning to age. But she realizes that she no longer wants it – and neither does anybody else. An aspiring young female singer Kristina (the dead Janek's fiancée) takes it from her and burns it – and Emilia cries "The end of immortality". With these philosophically resigned words, the play comes to an end.

Curiously, the social and ethical issue of longevity is raised only in the second scene of the last act, when the male characters are offered and reject the magic formula of eternal life. Their reactions reflect Čapek's belief in relativism: Vitek, the lawyer's clerk, an optimist and a socialist, sees the disadvantages of a normal life span; his employer, Dr. Kolenatý, is more practical and ridicules the idea of longevity from a legal and economic point of view; Baron Prus claims that the formula should be reserved for the exclusive use of an "aristocracy", doubtless a satirical reference to the Wellsian and Shavian concept of the "superman", derived from Nietzsche's *Übermensch*. Many critics have seen Čapek's play as a philosophical repudiation of Shaw's optimistic endorsement of the advantages of longevity. Writing about the denouement of *The Makropulos Case*, Maria Angelo Ripellino states that "the order of existence must not be upset. In the great ontological dilemma tormenting the world, death is necessary if

only to give life beauty"<sup>12</sup>. Yet Ripellino's claim that the characters accept death as a necessary reminder of man's limitations is not validated by the plot itself but by the *a priori* conclusion.

A discrepancy arises, therefore, between the fantastic plot and the philosophical conclusion. In his preface to the play Čapek mentions that he initially conceived it as a novel<sup>13</sup>; and the mysterious, even expressionist, quality of *The Makropulos Case* recalls Čapek's earlier forays into fiction, exemplified by *Boží muka* (*Wayside Crosses*) (1917) and *Trapné povídky* (*Awkward Tales*) (1921)<sup>14</sup>. There is also a modernist conundrum of identity in the tug-of-war between the rivals for Prus's estate. The outcome of the lawsuit depends upon the necessity of establishing with certainty that Albert Gregor is the legal descendant of Baron Prus, itself contingent on the need to prove that Albert's grandfather, Ferdinand Gregor, was the son of the baron. This elaborate chain of uncertainty is itself contingent on the mysterious identity of Ellian MacGregor, the alleged mother of the illegitimate Ferdinand. But Ellian's identity is equally a mystery. It finally emerges that she is the same person as the singer Emilia Marty.

Emilia and the mysterious formula coincide for most of the action. Čapek reinforces the symbiosis which exists between them by stressing the ambiguous indeterminacy of the title word *věc*. Early in the play, for example, when Gregor asks Emilia why she is interested in the law case, she mysteriously retorts "To je má věc" ("That's my business")<sup>15</sup>. Not only is this laconic response consistent with her inscrutable persona as a *femme fatale*; it also reinforces her identification with the legal case or formula since the Czech word for "business" in this sense (*věc*) also means "case" or "affair" in the legal sense.

The primary meaning of the word *věc* is simply "thing" so that it can equally refer to the physical document on which the mysterious formula is written. Thus the Czech word *věc* occupies an oxymoronic tension between the abstract "case" or "affair" and the concrete "thing". Oxymoron is the basic trope of fantasy. As Rosemary Jackson puts it, "it is a figure of speech which holds together contradictions and sustains them in an impossible unity, without progressing toward synthesis"<sup>16</sup>. The "thing" cannot be defined in words. When Emilia is pressed to do so under interrogation by Haukšendorf in the final scene, it is clear that even she is unable to find an "objective correlative" to the trauma it evokes:

*Emilia*: No, a když začal stárnout, tak... hledal pořád elixír života či co. Aby zase omládl, víte? A tehdy k němu přišel můj otec a napsal pro něj tu... věc, to kouzlo, aby zůstal tři sta let mlád. Ale císař Rudolf se bál, že by ho to kouzlo

<sup>12</sup> Ripellino, Maria Angelo: *Magic Prague*. Translated by David Newton Marinelli and edited by Michael Henry Heim. Berkeley-Los Angeles 1994, 108-109.

<sup>13</sup> Čapek: *Dramata* 181.

<sup>14</sup> Čapek, Karel: *Boží muka, Trapné povídky* [*Wayside Crosses, Awkward Tales*]. Praha 1981 (*Spisy* vol. I).

<sup>15</sup> Čapek: *Dramata* 200.

<sup>16</sup> Jackson, Rosemary: *Fantasy: The Literature of Subversion*. London-New York 1981, 21.

otrávil, a poručil: Zkus to nejdříve na své dceři. To jsem byla ja; tehdy mně bylo šestnáct let. Tak tedy to otec na mně zkusil. Tehdy tomu říkali "kouzlo", ale byla to docela jiná věc.

*Hauk*: Co to bylo?

*Emilia (zachvěje se)*: To neřeknu! To se nemůže říci!<sup>17</sup>

*Emilia*: Well, when the emperor started to get old, he began trying to find an elixir of life, or something, that would make him young again, you see? And so my father went to him and wrote that... that thing for him, that "magic", so that he could stay young for three hundred years. But Emperor Rudolf was afraid that this "magic" might poison him, and so he made my father try it out on his daughter. That was me. I was sixteen years old. So father tried it on me. Then they all said it was magic, but it wasn't any such thing, it was something else entirely.

*Hank-Šendorf*: What was it?

*Emilia (shudders)*: I cannot say. No one can.

At the beginning of her speech, Emilia paraphrases *věc* as "magic" (*kouzlo*) but by the end of it she has rejected the word as inadequate so that *věc* is merely repeated: "ale byla to docela jiná věc" ("but it was something else entirely"). Like Emilia, English translators of the play try to paraphrase the word *věc* as "miracle", "magic", "case" and so on. But in so doing they are faced with the same predicament as the heroine herself, seeking to say in words what cannot be expressed<sup>18</sup>.

The indeterminate "thing" would appear to correspond to Freud's definition of the "uncanny" in his famous essay on Hoffmann's story *The Sandman*. It is both strange (*unheimlich*) and familiar (*heimlich*), possessing the characteristics of a ghost. At the very end of the play, as the formula burns, Hauk-Šendorf detects a smell that is both strange (*unheimlich*) and yet familiar (*heimlich*): "Račte dovolit... tady to... tak divně páchne"<sup>19</sup> ("Excuse me, but there is such a strange smell in here... a smell like..."). Again words are inadequate, and the sentence trails away. Helene Cixous' redefinition of the uncanny perfectly explains the indeterminacy of the "thing":

Un signifiant relationnel: car l'*Unheimliche* est en effet composite, il s'infiltrate aux interstices, il affirme le bâillement ou l'on voudrait s'assurer de la jointure<sup>20</sup>.

A relational signifier; for the uncanny is in effect composite, it infiltrates itself in between things, in the interstices, it asserts a gap where one would like to be assured of unity.

The uncanny removes structure; it empties the "real" of its meaning; it leaves signs without significance. Cixous presents its unfamiliarity not merely as displaced sexual

<sup>17</sup> Čapek: *Dramata* 245–246.

<sup>18</sup> See, for example, the English translation of *The Makropulos Case* by Yveta Synek Graff and Robert T. Jones. In: Peter Kussi (ed.): *Toward the Radical Center*. Highland Park, NJ 1991, 110–177.

<sup>19</sup> Čapek: *Dramata* 259.

<sup>20</sup> Cixous: *La fiction* 208.



anxiety, but as a rehearsal of an encounter with death, which is pure absence. Death cannot be portrayed directly: it appears in medieval literature as a skeleton or decaying corpse, in Gothic fiction as a ghost or a doll and in modern literature as pure space. In the uncanny we discover our latent death, our hidden lack of being, for nothing is both better-known (*heimlich*) and stranger (*unheimlich*) to thought than mortality. In Cixous' words, "notre inconscient n' a pas de place pour la représentation de notre mortalité" ("our unconscious has no room for a representation of our mortality")<sup>21</sup>.

Like the uncanny *věc*, the three-hundred-year singer Emilia is identified with death. Her singing technique is flawless yet cold, her life prolonged yet loveless. In Romantic literature we find many stories about women whose perfect voices connote the finality of death, for example, Novalis's, *Heinrich von Ofterdingen*, Kleist's *Die beilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik* (St Cecilia or the Force of Music) and Hoffmann's *Rat Krespel* (Counsellor Krespel)<sup>22</sup>. From eastern Europe comes the folk tale of *Rusalka* – made into an opera by Dvořák (1900) – recalling the German Lorelei who lures men to their deaths with her siren's song. In all these myths and stories, the female body – and the female voice – connote perfection and, by extension, the finality of death itself. In *The Makropulos Case*, for example, Gregor, having spent the night with the lovely Emilia, is disgusted because she is as cold and unfeeling as a corpse.

Like the famous Sibyl of Cumae, Emilia is weary of life and desires death. And yet, paradoxically, the play consists entirely in her attempt to recover the formula that is allegedly concealed in a secret place at Prus's house. If she really wants to die, why does she seek the means to keep herself young and alive? When asked this question, Emilia states (somewhat unconvincingly) that she is "afraid of death". Emilia's desperate quest does not make coherent dramatic sense as long as we insist that it is her fear; but once we understand that it is the manifestation of the author's repressed fear of death projected onto the female protagonist, the paradox makes perfect sense.

In most stories and myths of *femmes fatales*, the female protagonists die or go mad in order to provide the necessary closure to male fantasy<sup>23</sup>. Their death is thus a reification of a fear/fantasy which cannot be acknowledged on the conscious level. In Čapek's case, repression appears to function in a rather more complex fashion. Instead of dying or going insane, Emilia remains alive and attains rational insight into her predicament. Her symbiotic relationship with the "thing" sundered, she exclaims as the curtain falls: "Hahaha, konec nesmrtnosti" ("Ha-ha-ha, the end of immortality")<sup>24</sup>.

In other treatments of the *femme fatale* myth, female madness or death is an essential feature of the plot. In his adaptation of *The Makropulos Case* as an opera (1923–25), Leoš Janáček introduces the convention of making Emilia the heroine collapse and die as the formula burns, just as, in his adaptation of Gabriela Preissová's

<sup>21</sup> Cixous: La fiction 213.

<sup>22</sup> See Alice Kuzniar: Hearing Women's Voices in *Heinrich von Ofterdingen*. PMLA 107/5 (October, 1992), 1196–1207.

<sup>23</sup> For the manifestation of this phenomenon in operas such as *Lucia di Lammermoor* and *Elektra*, see Heilbrun, Carolyn G.: Method in Madness. Opera News (January 22, 1994), 18–20. For the representation of madwomen in opera, see also McClary, Susan: *Feminine Endings: Music, Gender and Sexuality*. Minnesota-Oxford 1991, 80–111.

<sup>24</sup> Čapek: *Dramata* 259.

play *Její Pastorkyňa* (Her Step-Daughter) (1894–1901), the Kostelnička becomes completely insane to provide an adequate psychological explanation for her murder of Jenůfa's new-born baby, while, in the original play, she merely suffers a bout of temporary insanity<sup>25</sup>.

Fundamental to Janáček's tragic treatment of *The Makropulos Case* is the desire to preserve Emilia's status as a *femme fatale* to the very end of the play. As the opera critic John Tyrrell has pointed out, the principal difference between the play and the opera is the fact that the former is conceived as a universal comedy on the shortcomings of longevity while the latter is a tragic treatment of the heroine's fate<sup>26</sup>. Čapek's philosophical concerns were of no consequence to Janáček. He cuts the scene where Vitek, Kolenatý and Prus express their views on the advantages and drawbacks of immortality, while turning Čapek's lighthearted ending into a true tragedy of human mortality.

Janáček's adaptation of a philosophical comedy as a tragic opera inevitably involved the transformation of Emilia Marty into a tragic heroine. Čapek's Emilia, as we have seen, is merely the vehicle of the author's philosophical ideas, while Janáček's is an archetypal *femme fatale*, whose power over men depends upon her control of the formula and its whereabouts. Consider, for example, Emilia's triumphant speech in act three of the opera where she is presented as a *dominatrix* gloating over her acquisition of the formula:

Cha-cha-cha,	Ha-ha-ha,
cha-cha-cha,	ha-ha-ha!
já kašlu na to, že jsi můj!	I don't care a rap about your being my boy!
Což vím,	Do I know
kolik tisíc mojich trabantů	how many thousands of my brats
běhá po světě,	are scampering round the world,
těch mojich trabantů běhá po světě?	brats of mine scampering around the world?
( <i>přítiskne obálku k srdci</i> )	( <i>pressing the envelope to her heart</i> )
Ted' už jsi má,	Now you are mine,
ted' už jsi,	mine,
ted' už jsi má!	now you are mine!
To napsal můj otec	That is what my father wrote out
pro císaře Rudolfa <sup>27</sup> .	for the emperor Rudolf.

Čapek's heroine is altogether less ruthless and single-minded:

*Gregor*: A vy jste sem přišla jen pro tu řeckou věc?

*Emilia*: Haha, ja vám ji nedám! Ted' je má! Jen si nemysli, Bertíku, že mně šlo o ten tvůj hloupý proces. Já kašlu na to, ze jsi můj. Já nevím, kolik tisíc mých harantů běhá po světě. Já chtěla dostat tu věc. Já ji musela dostat, nebo- nebo-

<sup>25</sup> See Br u š á k : Karel: Drama into Libretto. In: John, Nicholas (ed.): Jenůfa/Katya Kabanová (English National Opera Guides 33). London-New York 1985, 13–20.

<sup>26</sup> See John Tyrrell's endnotes to the recording of the opera conducted by Sir Charles Mackerras with Elisabeth Söderström as Emilia Marty (Decca, 1979), p. 14.

<sup>27</sup> See the libretto of the Decca recording, 172–173.

Gregor: Proč?

Emilia: Protože stárnu. Protože jsem na konci . . .<sup>28</sup>

Gregor: And you came here just for the Greek thing?

Emilia: Ha! Well, I won't give it to you! It's mine now. Don't flatter yourself, Berti, that I ever gave a damn about your stupid lawsuit. I couldn't care less that you are mine. I don't know how many of my little ones are still running around this world. I wanted to get that thing. I had to get that thing, or . . . or . . .

Gregor: Or what?

Emilia: Or I'll get old. I'm at the end.

In the play Emilia's speech breaks off; and when she is pressed to continue, she confesses that she is dying. Her magnetism as a *femme fatale* evaporates as she becomes the object of male pity. Čapek's ending is anti-climactic, since Emilia gives up her three-hundred-year existence without a struggle. Janáček, however, excludes all expressions of doubt and fallibility in Emilia's soliloquy, beginning with the words "Then they all said it was magic" and ending "I cannot say. No one can."

For all their differences of approach to the theme of the *femme fatale*, both Karel Čapek – the playwright of ideas – and Leoš Janáček – the composer of Romantic opera – share the same male-centered need to disguise their own fear of death and desire for immortality by projecting these fantasies onto Emilia. From the first moment he saw Emilia on stage, Janáček was obsessed, fascinated and appalled by her. Was she not this cold, beautiful woman the very embodiment of what the composer both desired and feared – artistic perfection and its correlative, death? In a letter to his friend, Kamila Štösslová, he writes: "A 300-year-old beauty – but only burnt-out feeling! Brrr! Cold as ice! About such a woman shall write an opera [. . .]"<sup>29</sup>. And in subsequent letters to friends and associates, it is clear that Janáček was consumed with the thought of the icy *femme fatale* and her quest for eternal life<sup>30</sup>. Writing to another friend, Rosa Newmarch, Janáček confesses his frustration at not being able to reach an agreement with Čapek on the legal right to the opera; and then, in an aside which reveals his dread of creative death, he adds: "And when I do not have ideas for a new work, I am like an empty shell"<sup>31</sup>.

### Conclusion

Critics of Čapek's drama have conventionally argued that his endings leave a great deal to be desired. When Emilia relinquishes the formula and does not die on stage, the spectator yearns for a more satisfying, dramatic resolution to the play. Janáček offers us a more powerful ending in the form of the heroine's death. It seems to me, however, that there are valid reasons why Čapek's play and Janáček's opera

<sup>28</sup> Čapek: *Dramata* 245.

<sup>29</sup> See Tyrrell, John: *Janáček's Operas: A Documentary Account*. Princeton 1992, 309.

<sup>30</sup> Tyrrell: *Janáček's Operas* 304–305.

<sup>31</sup> Tyrrell: *Janáček's Operas* 308.

conclude in the way they do, which have little to do with the difference between a philosophical and a Romantic treatment of the same fantastic plot. The real reason, I propose, lies within the male artists' shared fears and desires about death and immortality. Both Čapek and Janáček are impelled by the narcissistic desire for immortality but express this desire in different ways. While both men project onto Emilia their disguised fears and desires, only Janáček maintains the rigid symbiosis between the heroine and the *věc* to the very end of the play. Čapek, by contrast, liberates Emilia from her identification with the magic formula. Although she ceases to be the reification of death, the formula continues to perform the same *irrational* function in the play. There is thus a kind of double repression involved in this displacement from Emilia onto the formula. If Janáček permits a moment of catharsis in Emilia's tragic demise on stage, Čapek radically denies such an outcome. Čapek was opposed to the idea of the composer adapting his play as an opera, and resisted Janáček's importunate requests as long as he could<sup>32</sup>. The conventional wisdom is that the playwright feared the composer's greater success with the same material. But perhaps Čapek also feared that Janáček would highlight in a tragic form what he was unwilling – as the great dramatist of ideas – to confront and admit to himself – that his play was not so much about the rejection of longevity as the passionate yearning for it.

---

<sup>32</sup> Ibid., p. 305–307.

„LEBEN IN DER WAHRHEIT“:  
BETRACHTUNGEN ZUM LEBENSWERK JAN PATOČKAS

Von Helga Blaschek-Hahn

Die Wahrheit der Historie, wie sie der Historiker schreibt, hängt davon ab, ob er die menschliche Freiheit begriffen hat oder nicht. Die Freiheit begreifen wir aber dadurch, daß wir sie in der historischen Situation ergreifen, daß wir wir selbst werden, fester und stärker, als es die Welt ist; so überwindet der Mensch durch seine Entscheidung die Welt, ohne sie zu verlassen. Die Entscheidung kommt unter dem Druck unserer Situation in der Welt, d. h. unserer Endlichkeit und all ihrer Not zustande; zu entscheiden bedeutet, die Sendung anzunehmen, die der Mensch selbst vielleicht nicht beliebig annimmt, sondern die er durch sein ganzes Wesen ist – durch ein Wesen, das nicht *gegeben ist*, sondern von uns geschaffen, selbst gewählt wird<sup>1</sup>.

Der böhmische Philosoph Jan Patočka sprach in diesen Überlegungen mit der allgemein historiographischen zugleich seine konkrete autobiographische Wahrheit aus; seine historische Situation nahm ihn peinlich genau beim Wort; sie forderte von ihm die bitterste persönliche Konsequenz daraus – das Opfer des eigenen Lebens. Am 8. März 1977 trat Patočka, damals Sprecher der Charta 77 neben Jiří Hájek und Václav Havel, zum letzten Mal an die Öffentlichkeit und erklärte, von der Charta 77 könne man erwarten, „daß neue Orientierung in unser Leben kommt“; sie werde deshalb nicht aufhören, die unveräußerlichen Bürgerrechte einzufordern – „ungeachtet des damit verbundenen Risikos“. Es wurde für ihn ein tödliches: Nach verschärften stundenlangen Polizeiverhören erlag er nur fünf Tage später, am 13. März 1977, seinem Herzleiden.

Mehr als zwölf Jahre mußten noch ins Land gehen, bevor seine Vision neuer Orientierung konkrete Gestalt annahm; aber viel früher wurde deutlich, wie sehr sie als maßgebliche Wegbereitung zur späteren sogenannten Samtenen Revolution beigetragen hatte. So beschwor Václav Havel 1978 die Erinnerung an seinen vorbildlichen Weggefährten:

„[...] Es gibt Dinge, für die es sich zu leiden lohnt“ [...], schrieb Jan Patočka kurz vor seinem Tod. Ich glaube, daß die Chartisten diese Worte nicht nur als sein Vermächtnis akzeptieren, sondern auch als die präziseste Formulierung der Gründe, warum sie das tun, was sie tun<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> Patočka, Jan: *Ketzerische Essays zur Philosophie der Geschichte und ergänzende Schriften*. Hrsg. v. Klaus Nellen und Jiří Němec. Stuttgart 1988, 328/329 (im folgenden KE).

<sup>2</sup> Patočka, Jan: *Schriften zur tschechischen Kultur und Geschichte*. Hrsg. v. Klaus Nellen, Petr Pithart und Miloš Pojar. Stuttgart 1992, 32 (im folgenden SKG).

<sup>3</sup> Havel, Václav: *Versuch, in der Wahrheit zu leben*. Aus dem Tschechischen v. Gabriel Laub. Reinbek 1989, 37f.



Was Jan Patočka Lebenswerk zur Entwicklung der Philosophie, zur politischen Kultur und zur Geistesgeschichte der böhmischen Länder beigetragen hat, ist nun auch in deutscher Sprache dokumentiert: durch die fünf Bände seiner Ausgewählten Schriften, die das Wiener Institut für die Wissenschaften vom Menschen in enger Zusammenarbeit mit dem Prager Archiv Jana Patočky zwischen 1987 und 1992 herausgebracht hat<sup>4</sup>. Weil Patočkas Leben beispielhaft Zeugnis gab für sein Werk, ist seiner Biographie ebensoviel Aufmerksamkeit zu schenken wie seinem wissenschaftlichen Konzept.

\* \* \*

Geboren wurde Jan Patočka am 1. Juli 1907 in Turnov (Nordböhmen), inmitten der geschichtsträchtigen alten Grafschaft Friedland. Patočkas Vater, klassischer Philologe und Gymnasiallehrer, war überzeugt davon, daß eine „lebendig betriebene klassische Philologie vor allem die Gestalt einer künstlerisch orientierten Archäologie annehmen und in diesem Sinne auf den jungen Menschen einwirken sollte“. Seine vier Söhne habe er, wie Patočka weiter berichtete, „eher auf die Kunst, auf Literatur und bildende Kunst“ geleitet, aber zugleich „mit Strenge Sorge“ getragen, daß sie einen „ordentlichen Beruf“ erlernten, sich nicht nur auf die „Lieblingsbeschäftigung“ konzentrierten. Die war für Jan Patočka schon auf dem Realgymnasium in Prag die Philosophie; dafür schrieb er sich auch nach dem Abitur 1925 an der Prager Karls-Universität ein; außerdem jedoch für Slawistik und Romanistik, mit dem Ziel, ebenfalls Lehrer zu werden. Daß der Vater für ihn „bis zum Erwachsenenalter eine gleichsam letztinstanzliche Autorität“ geblieben und sein Einfluß auf ihn „kaum zu ermessen“<sup>5</sup> war, bestätigen – neben der Wahl dieser Studienfächer – auch seine späteren Forschungsgebiete. Zeitlebens blieb die griechische Antike Dreh- und Angelpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit; in phänomenologisch ausgezeichneten Studien widmete er sich oft ihren dichterischen und philosophischen Textzeugnissen; die Literatur der Romania, die deutsche und natürlich die tschechische Literatur betrachtete er immer in dem größeren Zusammenhang der vom antiken Griechenland begründeten europäisch-abendländischen Tradition.

---

<sup>4</sup> An dieser Stelle sei eine längere Anmerkung erlaubt: Unter schwierigsten Bedingungen begann das grenzüberschreitende Projekt, aus dem eine hervorragend vom Verlag betreute und ausgestattete Edition wurde; neben dem federführenden deutschen Philosophen und Germanisten Klaus Nellen (1977–81 wiss. Mitarbeiter am Husserl-Archiv Köln, seit 1982 Wissenschaftliches Mitglied des Instituts für die Wissenschaften vom Menschen in Wien) waren Gelehrte tschechischer Herkunft daran beteiligt: Petr Pithart, Historiker und Politologe, 1990–1992 Ministerpräsident der tschechischen Teilrepublik; Miloš Pojar, Historiker und seit 1990 tschechischer Botschafter in Jerusalem; Ilja Šrubar, Professor für Soziologie an der Universität Erlangen; Jiří Němec, 1983–1990 im Wiener Exil, danach in Prag. Ein wohlverdientes Lob sei den Übersetzern gesagt, die die große Mühe einer Rückübersetzung der schwierigen phänomenologischen Termini aus dem Tschechischen auf sich nahmen.

<sup>5</sup> Z u m r., Josef: Mit Jan Patočka über Philosophie und die Philosophen. Aus dem Tschechischen v. Dan Adler. Perspektiven der Philosophie Neues Jahrbuch 17 (1991) 386/387 im folgenden PdPH).

Dieser von Haus aus weite Bildungshorizont vertiefte sich durch mehrfache Auslandsaufenthalte. Ab 1929 studierte er ein Jahr lang an der Sorbonne in Paris, und damit waren die Weichen für sein Philosophieren gestellt. Dort begegnete er der Phänomenologie in der Gestalt ihres Begründers Edmund Husserl. Er hörte dessen sogenannte Pariser Vorträge, die später als „Cartesianische Meditationen“ berühmt wurden. Sie beeindruckten ihn tief und sollten ihn ein Leben lang beschäftigen. Nach Prag zurückgekehrt, promovierte er 1931 bereits mit einer Dissertation aus diesem gedanklichen Umkreis<sup>6</sup>. Ein Stipendium der Humboldt-Stiftung bewog ihn bald darauf, seine erste Stelle an einem Realgymnasium wieder aufzugeben, um in Deutschland wissenschaftlich weiterzuarbeiten.

Ausgerechnet im Winter 1932/33 kam er nach Berlin. Er lernte dort Koryphäen wie Nikolai Hartmann und Werner Jaeger, Max Planck und Werner Heisenberg kennen; er erlebte aber auch aus nächster Nähe die Konfrontation zwischen den Kommunisten und den Nationalsozialisten sowie die Machtergreifung Hitlers. Das „politisierte“ ihn, nach eigenen Worten: „[...] man sah dies Aufeinanderprallen von zweierlei Deutschland“, man stellte sich „eine Menge banger Fragen“<sup>7</sup>. Freilich konnte Patočka damals noch kaum ahnen, daß beide Ideologien gleichermaßen fatal in sein Leben eingreifen würden. Dennoch wechselte er gerne 1933 ins ruhigere Freiburg, wo Husserl, seit 1928 schon emeritiert, neben seinem berühmtesten Schüler Martin Heidegger lehrte, der inzwischen seinen Lehrstuhl übernommen hatte. Patočka fand Heidegger allzu „ausgiebig im Rektorat [...] es war sein schlimmstes Jahr“. Durch solch unrühmliche Aktivitäten ließ sich der junge tschechische Gelehrte indessen nicht über Gebühr irritieren oder gar fernhalten von der als ungewöhnlich bedeutsam erkannten philosophischen Konzeption. Dies ist um so erstaunlicher, als Husserl selbst, den er nun in Freiburg auch persönlich kennengelernt und der ihn besonders herzlich als Landsmann begrüßt hatte – Husserl stammte aus dem südmährischen Proßnitz (Prostějov) –, ihn eindringlich davor warnte, „seine Philosophie mit der Heideggers zu verbinden“, und sogar ausdrücklich den Wunsch äußerte, Patočka möge dessen Vorlesungen nicht besuchen. Dem konnte dieser weder als Stipendiat noch als Fachkollege entsprechen; aber derart persönlich betroffen, beobachtete er sehr aufmerksam die „Beziehung zwischen den beiden“, die er später sogar als das „Hauptproblem der zeitgenössischen Metaphysik“ bezeichnete<sup>8</sup>.

In seiner Habilitationsschrift, die Patočka in Prag ab 1934 erarbeitete, fand diese phänomenologische Kontroverse gleich ihren Platz im größeren philosophiegeschichtlichen Rahmen der Metaphysik der Neuzeit: „Die natürliche Welt als philosophisches Problem“<sup>9</sup>, erschienen 1936, zeigte sich ihm allerdings erst vierzig Jahre später,

<sup>6</sup> Walter, Milan: Jan Patočka. Eine biographische Skizze. Phänomenologische Forschungen 17 (1985) 89. Der Titel der Dissertation wird dort wie folgt angegeben: Pojem evidence a jeho význam pro noetiku [Der Begriff der Evidenz und seine Bedeutung für die Noetik]. Die Angaben zu Patočkas Biographie stammen hieraus sowie aus PdPH (siehe Anmerkung 5) und aus der Einleitung zu KuZ (siehe Anmerkung 15) von Walter Biemel.

<sup>7</sup> PdPH 395.

<sup>8</sup> Ebenda 396–412.

<sup>9</sup> Patočka, Jan: Die natürliche Welt als philosophisches Problem. Phänomenologische Schriften I. Hrsg. v. Klaus Nellen und Jiří Němec. Übers. v. Eliška und Ralph Melville.

in seinem Vorwort zur französischen Übersetzung seines Erstlingswerkes, explizit als das „Problem vom Vorrang des praktischen Engagements“, das ein „Leben in der Wahrheit“ ernötige; einer Wahrheit, die wohl eine „endliche“ sei, aber „unsere Verantwortung nicht weniger kompromißlos“ herausfordere<sup>10</sup>. Damit ist der wichtigste Grundgedanke in Patočkas praktischem Philosophieren wieder direkt angesprochen.

Kontakte zu Husserl, der Patočka freilich durch seine damals sonst im philosophischen Kontext noch durchaus unübliche Lebenswelt-Thematik erheblich inspiriert hatte, konnten aufrechterhalten, ja sogar kurzzeitig intensiviert werden: Patočka war, neben einem deutschen Kollegen, 1934 tschechischer Sekretär des neugegründeten Cercle philosophique de Prague geworden. In diesem Kreis trafen sich ortsansässige und bereits von Deutschland nach Prag ausgewichene deutsch-jüdische Intellektuelle mit ihren tschechischen Kollegen unter paritätisch deutsch-tschechischem Vorsitz. Patočka hatte dort die Zusammenarbeit mit Husserl angeregt und diesem zur Jahreswende 1934/35 in Freiburg persönlich die Einladung des Zirkels zu mehreren Vorträgen an der deutschen und an der tschechischen Universität überbringen können. Husserl trug im Herbst 1935 bei dieser Gelegenheit wieder ein wichtiges philosophisches Konzept öffentlich vor, um es dann zu seiner sogenannten Krisis-Schrift auszuarbeiten, die wenigstens teilweise noch von ihm selbst ediert werden konnte. Als ihm Ende 1935 in Deutschland die Lehrbefugnis entzogen und Publikationsverbot erteilt wurde, versuchten die Kollegen in Prag, sein noch weitgehend unveröffentlichtes Spätwerk herauszugeben; es gelang nicht mehr. Aber wenigstens nahm vom Cercle philosophique de Prague nach Husserls Tod 1938 die Rettung seines umfangreichen Nachlasses ihren Anfang, wie sich Patočka, der daran erheblich mitgewirkt hatte, gerne erinnerte<sup>11</sup>.

Seine eigene Arbeit für die Phänomenologie wurde bald darauf von politischer Willkür jäh unterbrochen: Nach Schließung der tschechischen Hochschulen durch die Nationalsozialisten im November 1939 konnte Patočka bis 1944 nur an verschiedenen Prager Gymnasien Philosophie unterrichten. 1945 kehrte er als Privatdozent an die Karls-Universität zurück, doch schon 1949 schlossen ihn die Kommunisten wieder aus. Von 1950 bis 1954 fand er eine Anstellung an der Masaryk-Bibliothek, anschließend war er am Forschungsinstitut der Akademie der Wissenschaften mit der Come-niusausgabe beschäftigt; den allzu bescheidenen Lebensunterhalt für seine inzwischen fünfköpfige Familie mußte er allerdings daneben durch Übersetzungen und Nachhilfeunterricht aufbessern. Ende 1958 eröffneten sich ihm am Philosophischen Institut der Akademie neue wissenschaftliche Perspektiven. Im politischen „Taufwetter“ wurden auch allmählich wieder Reisen in den Westen möglich; Patočka erhielt Einladungen zu Vorträgen an mehreren deutschen Universitäten und konnte erstmals 1964 das Husserl-Archiv in Löwen besuchen, das dort nach dem Krieg gegründet worden war. 1964/65 erhielt er eine Gastprofessur in Mainz, 1965 in Löwen, 1967 in Köln und 1968 in Freiburg. Im selben Jahr wurde er zum Ordinarius für Philosophie an

---

Stuttgart 1990 (im folgenden PHS I) – gleichzeitig Titel der Habilitationsschrift Patočkas (Přirozený svět jako filosofický problém, Praha 1936/1970).

<sup>10</sup> PHS I, 282 f.

<sup>11</sup> PdPH, 408 f.

der Karls-Universität ernannt. Mit dem Ende des sogenannten Prager Frühlings zerbrachen seine gerade erst wiedererwachten Hoffnungen auf freie Forschung und Lehre endgültig. Im Jahre 1970 erschien zwar noch eine Neuauflage seiner Habilitationsschrift von 1936 mit umfangreichem selbstkritischem Nachwort, das seine Entwicklung von idealistischer zu lebenspraktischer Philosophie gut erkennen läßt, aber auch diesmal holten ihn die widrigen Zeitumstände ein, die schon seinerzeit eine breitere Rezeption seines Werkes vereitelt hatten. Patočka wurde 1971 vorzeitig pensioniert; seine Arbeiten konnten nur noch als Samisdat verbreitet werden. Er lehrte nur noch im privaten Kreis.

\* \* \*

Erst zehn Jahre nach seinem Tod begann die oben erwähnte Edition diese auch sprachlich bedingte Isolierung aufzubrechen; denn obwohl Patočka selbst Deutsch und Französisch in Wort und Schrift beherrschte und diese in Böhmen traditionelle Mehrsprachigkeit gerne im persönlichen Kontakt, bei öffentlichen Vorträgen und Publikationen im Ausland pflegte, erschienen doch die meisten seiner Studien auf tschechisch in Prag – bis vor wenigen Jahren deshalb doppelt so schwer zugänglich für westliche Interessenten. So ist die jetzt endlich eingeleitete Präsentation seines facettenreichen Werkes überfällig, eines Werkes, das auf der Basis umfassend europäisch-abendländischen Kulturverständnisses erwachsen war und sich ausdrücklich darauf zurückbezog, nationale wie fachspezifische Grenzen stets überschreitend. Dies gilt auch für Patočkas Philosophieren: Weil Reflexion gerade nicht als „etwas rein Theoretisches“ aufzufassen sei, nicht als „völlig reine, uninteressierte Sicht“<sup>12</sup>, stand die „Lebenswelt“ im Mittelpunkt seines Interesses. Patočka sah sich damit in der „tschechischen Denktradition“, die einem „Realismus“ den Vorzug gebe, der eine „lebendige Philosophie für das Leben sein wollte, eine Philosophie, die selber ein Stück Leben wäre“<sup>13</sup>. Husserls und Heideggers Phänomenologie entsprach genau dieser Intention, da sie „die Geschichte als etwas Wesentliches betrachtet, sie zu einem ihrer Hauptgegenstände macht“; damit bringe sie „ihre eigene Grundkonzeption zum Vorschein, sowohl was ihre Methode als auch was ihren Inhalt betrifft“. Die Historie wird von Patočka sogar als „die tiefste Inhaltsebene“ bezeichnet, „zu der die Phänomenologie reicht“. Wenn aber „unter Historie so etwas wie freies Handeln und dessen Voraussetzungen“ verstanden werden soll und nicht etwa ein „Theater, das sich vor unseren Augen abspielt“, ist Geschichte notwendig „kein Anblick, sondern Verantwortlichkeit“<sup>14</sup>.

Damit ist erneut das zentrale Anliegen von Patočkas Lebenswerk benannt, um das er sich im geschichtsphilosophischen wie im philosophie-geschichtlichen Kontext bemühte; ergänzt werden muß dazu nun der dritte Bereich seines Schaffens, der lite-

<sup>12</sup> PHS I, 185.

<sup>13</sup> Patočka, Jan: Die Bewegung der menschlichen Existenz. Phänomenologische Schriften II. Hrsg. v. Klaus Nellén, Jiří Němec und Ilja Šrůb. Stuttgart 1991, im folgenden kurz PHS II, 503.

<sup>14</sup> KE 70–73.



rarhistorische, der gleichfalls stets im Licht spezifisch ethischen Erkenntnisinteresses erscheint. Seine im doppelten Wortsinn beispielhafte Untersuchung „Der Sinn des Mythos vom Teufelspakt. Eine Betrachtung zu den Varianten der Faustsage“ mag dies belegen: Ein „Mythos“, dessen Motive jahrhundertlang umhergeirrt seien und sich schließlich „um eine merkwürdige, dunkle historische Gestalt“ kristallisierten, habe deswegen „Dichtern, Denkern und ihrem Publikum keine Ruhe“ gegönnt, weil er eine „radikale Frage“ stelle, die Frage nach der Freiheit des Menschen, verbunden mit der Notwendigkeit universalen Verantwortungsgefühls:

„Es ist ein Solidaritätsgefühl der Teilhabe an der Wahrheit und demjenigen, was sie möglich macht: Menschenschicksal.“ Daraus entspringe ein „Wissen um Mitschuld an allem“ und die Forderung, „seinen Teil der universalen Härte tragen und abtragen“ zu wollen, statt zu entschlüpfen „in Privates, Spielerisches, Ästhetisches“<sup>15</sup>. L'art pour l'art kommt erwartungsgemäß für Patočka nicht in Betracht, Kunst hat sich vielmehr ebenfalls als Medium zur Realisierung des hohen ethischen Anspruchs zu erweisen. Dafür zeigt der Philosoph u. a. auch ein gelungenes Beispiel aus der tschechischen Nachkriegsliteratur, eine Novelle von Jaroslav Durych (1886–1962), die schon 1955 die Vertreibung der Sudetendeutschen thematisierte: „Die ungeheure Schuldlast, die wir dadurch auf uns geladen haben und die wir in unserem gegenwärtigen und wohl auch künftigen Geschichtsverlauf werden zu tragen haben, hat hier einen Gestalter, ihren Dichter gefunden [...]“<sup>16</sup>.

Man darf vermuten, daß sich in solchem Dichten dieselbe „Solidarität der Erschütterten“ ausspricht, die Patočka an anderer Stelle, nun wieder im spezifisch geschichtsphilosophischen Zusammenhang, bei Ernst Jünger und Teilhard de Chardin beschrieb: Deren „Schilderungen der Fronterfahrung“ hätten eine „Erschütterung“ hervorgehoben, die „grundlegende Veränderung in der menschlichen Existenz bedeutet“; dadurch könnten sogar die „Kriege des zwanzigsten Jahrhunderts und das zwanzigste Jahrhundert als Krieg“ einen bestimmten Sinn gewinnen: die so benannte Problemanalyse, die weit zurückgreift bis zu Heraklits berühmt-berüchtigtem Wort, der Krieg sei der Vater aller Dinge, gibt sich nämlich nicht mit dem wohl üblichen aber allzu engen Wortverständnis „Krieg“ zufrieden. Sie deutet vielmehr πόλεμος als umfassendes dialektisches Auseinandersetzungsgeschehen, in dem der geschichtliche Mensch auf Tod und Leben um Freiheit oder Knechtschaft kämpft, wie es auch Hegel in seiner „Phänomenologie des Geistes“ herausgearbeitet hat, die Patočka im Lauf der sechziger Jahre neben dessen „Ästhetik“ und „Logik“ ins Tschechische übersetzte. Solche Bewegung der menschlichen Existenz treibe allererst die „Solidarität derjenigen, die imstande sind, zu verstehen, worum es im Leben und im Tod und damit auch in der Geschichte geht“<sup>17</sup>, hervor. So verstandener πόλεμος kann dann zum „Sinn der

<sup>15</sup> Patočka, Jan: Kunst und Zeit. Kulturphilosophische Schriften. Hrsg. v. Klaus Nellen und Ilja Šrubar. Einleitung v. Walter Biemel. Stuttgart 1987, 201, 215f.

<sup>16</sup> Ebenda 479. – Die angesprochene Novelle wurde von Patočka und Frank Boldt 1975 in deutscher Übersetzung unter dem Titel Gottes Regenbogen. In: Postylla Bohemica Nr. 11/12, herausgebracht; das Zitat ist Patočkas Vorwort dazu entnommen.

<sup>17</sup> KE 152f., 158, 162, 164.



Geschichte“ werden als die „wiederholbare, geschehende und kämpfende Möglichkeit des freien Seins, die uns wesentlich berührt“<sup>18</sup>.

Aus der besonders für den Historiker relevanten Aufsatzsammlung Patočkas „Ketzerische Essays zur Philosophie der Geschichte“<sup>19</sup> ließen sich nach den vorstehenden noch viele andere Beispiele zu dieser Thematik zitieren; hier sei aber statt dessen weiterverwiesen auf „Vor-geschichtliche Betrachtungen“ und auf Patočkas These „Vom Anfang der Geschichte“:

Der westliche Geist und die Weltgeschichte sind in ihrer Entstehung miteinander verknüpft: Es ist der Geist der freien Sinnggebung, es ist die Erschütterung des schlicht akzeptierten Lebens und seiner Gewißheiten, und korrespondierend damit der Geist neuer Möglichkeiten des Lebens in dieser Erschütterung; der Geist der Philosophie. Darin jedoch, daß die Philosophie und der Geist der Polis eng zusammenhängen, insofern der Geist der Polis sich eine Dauer verschafft in Gestalt der Philosophie, darin hat dieses partikuläre Geschehen, die Entstehung der Polis, universale Bedeutung.

Das Verhältnis des Ursprünglich-Politischen zur Philosophie [...] ist ein Verhältnis der Gleichursprünglichkeit<sup>20</sup>.

Derart durch Erschütterung initiierte Weltgeschichte trat also in abendländisch-europäischem Geist ihren Siegeszug an, profilierte die neuzeitlich-technische Zivilisation, die sich global ausweitete und die gerade im Begriff sei, „einen gigantischen unorganischen Leib der Menschheit“ hervorzubringen, „einen Leib, der bis zum Mond hinaufreicht und hinab bis ins Subatomare“. Ein solcher „Überleib“ sei „wie jeder Leib dazu bestimmt, sinnvolle und widersinnige Bewegungen zu vollziehen“. Ganz im Bild bleibend, betont Patočka, daß den zum Leibe gehörenden Geist „die neuen Mächte, Kontinente und Völker artikulieren werden“<sup>21</sup>, die nichteuropäischen, die sogenannte Dritte Welt. Den Spenglerschen „Untergang des Abendlandes“ sieht man hiermit besiegelt, was neues Nachdenken „Zum Begriff der Weltgeschichte“ erfordert; „Tiefen-Geschichte“ müsse sie werden, die den doppelten Wortsinn „Weltgeschichte“ erfaßt: einerseits nun kosmopolitische Historie, andererseits eine „Geschichte der Welt der Menschen, jener konstant präsenten, aber konkret unendlich wandelbaren Form, in deren Rahmen sich unser gesamtes individuelles Leben, unser Verweilen bei den Einzelheiten, abspielt“.

Jede konkrete Historiographie sei eine „Parallelarbeit innerhalb dieser zwei Schichten“, deren erstere quasi als „Oberflächen-Geschichte“ Fakten „konstatiert“, wohingegen die „Tiefen-Geschichte“ die inneren, oft verborgen wirkenden Kräfte und Mächte zu deuten hat, die das Verhältnis des Menschen etwa zur Natur, zur Arbeit, zu Normen des gesellschaftlichen Zusammenlebens, zum geistigen, künstlerischen Schaffen und so fort bestimmen in seiner jeweiligen regionalen und geschichtlichen Lebenswelt<sup>22</sup>.

<sup>18</sup> E b e n d a 329.

<sup>19</sup> P a t o č k a, Jan: Kacířské eseje o filozofii dějin. Praha 1975 (als Samisdat in der Edice Petlice); unter Verwendung von Patočkas eigenen deutschen Übersetzungen übernommen in den gleichnamigen o. e. Band der Ausgewählten Schriften = KE.

<sup>20</sup> KE 65; die beiden genannten Studien finden sich dort 21–49, 50–76.

<sup>21</sup> KE 217.

<sup>22</sup> KE 338.

Diesem doppelten Anspruch stellte sich Patočka freilich selbst, was ein abschließender Blick in seine spezifischen „Schriften zur tschechischen Kultur und Geschichte“ aufzeigen möge, die nun neben der umfassenden globalen Analyse von Wesen und Geschichte des Menschen in den Mittelpunkt des Interesses rücken. Es überrascht nicht, auch hier die Wechselbeziehung zwischen welt- und regionalgeschichtlichem Blickwinkel betont zu finden, so beispielsweise in Patočkas Löwener Vorlesungen von 1964, die ausdrücklich dem „Beitrag Böhmens zum neuzeitlichen Wissenschaftsideal“ gewidmet waren. Natürlich kam dabei vor allem das geistige Erbe Edmund Husserls zur Sprache, der zwar „seine mährische Heimat schon als Gymnasiast verlassen hat“, der aber doch „entscheidende geistige Impulse“ von einem anderen großen böhmischen Denker, von Bernhard Bolzano, erhalten habe. Dessen Kontroverse mit Josef Jungmann verweist implizit weiter zurück, zur Geschichte der nationalen Wiedergeburt, die besonders mit dem Namen František Palacký verbunden ist, aber auch Herders maßgeblichen Einfluß erinnern läßt. Zweihundert Jahre früher indessen – so schlägt Patočka den Bogen seiner Überlegungen quer durch die Zeiten – entwarf bekanntlich Jan Amos Komenský (Comenius) sein universelles pädagogisches Reformprogramm, das „die Menschheit, die Geschichte und die Welt in ihrer Ganzheitlichkeit“ umfaßt habe. Noch weiter zurückblickend, sah Patočka sogar das Schicksal von Johannes Kepler in „fataler Verknüpfung“ mit Böhmen: Eine Reihe ungewöhnlicher Zufälle ermöglichte ihm wichtige Studien am Prager Hof an der Seite seines bedeutenden dänischen Kollegen Tycho Brahe. So zeigte sich einmal mehr diese ostmitteleuropäische Region als guter Ort für gesamteuropäische Wissenschaftspraxis<sup>23</sup>.

Die tschechische Philosophie im engeren Sinne leistete nach Patočkas Ansicht demgegenüber, „anders als die griechische, auf die man immer wieder zurückgreifen kann, [...] keinen Beitrag zur Weltphilosophie“. Auch Tomáš Masaryk bedeute davon keine Ausnahme; vielmehr lautet das Ergebnis vieler Untersuchungen zu dessen Werk: „[...] so etwas wie eine Masaryksche Philosophie gibt es nicht.“ Masaryk habe der Mut zu unabhängiger Spekulation gefehlt, sein Denken sei zu sehr im seinerzeit vorherrschenden Positivismus befangen geblieben. Diese für Patočka ungewöhnlich scharfe Kritik (nur nebenbei darf hier vermutet werden, daß dafür wohl Masaryks zwar jüngerer, aber ungleich bedeutenderer Leipziger Studienkollege Husserl den Maßstab gab) bezieht sich jedoch ausschließlich auf den Philosophen Masaryk; seine hervorragende staatspolitische Persönlichkeit wird nämlich geradezu überschwänglich gepriesen:

Das eben ist das Heldenhafte an Masaryk: Er stellt einen Menschentypus dar, der bis ins Alter seine Vorbereitungen trifft, der lange lernt, was die Bedeutung des Handelns und der Tat ist, und der dann, als seine Stunde gekommen ist, nach sehr langer Vorbereitung mit absoluter Entschlossenheit handelt [...] Er orientiert sich dabei an einem lange vorbereiteten Ideal, das er zwar bemüht war zu objektivieren, mit kritischer Distanz zu artikulieren [...] das aber zugleich sein Lebenselement darstellte [...] Für dieses Phänomen gibt es kaum einen Vergleich. Man stelle sich einen Denker vor, dem es in der Neuzeit gelungen wäre, einen Staat zu gründen – das ist ein einmaliges Ereignis.

<sup>23</sup> SKG 125, 169.

Warum aber scheiterte dennoch das „Masaryksche Unternehmen“? Zweifach wird auf diese unausweichliche Frage die Antwort versucht: Zum einem habe Masaryk „die tschechische Nation [...] aus der heroischen Perspektive der Hussitenkriege“ begriffen und übersehen, daß sie mit ihren Problemen – „im moralischen Sinne“ – keineswegs fertig werden könne, „solange sie sich in Selbstverherrlichung gefällt und den Staat nur für sich beansprucht, statt ihn in einer Weise zu gestalten, die eine Verständigung zwischen allen Nationalitäten ermöglichen würde“. Darauf aber habe erst deutlich Emanuel Rádl hingewiesen, einer der ganz wenigen echten Nachfolger, „der mit Masaryk über Masaryk hinaus“-gegangen sei, und genau hierin läge, zum anderen, die „Tragödie“, daß Masaryks Tat „von Epigonen“ fortgeführt wurde, allen voran Eduard Beneš, die „Masaryk nicht als eine Frage, sondern als fertiges Ergebnis“ präsentiert hätten. Ganz im Sinn seiner selbstkritischen Verantwortungsethik bekannte Patočka schließlich: „Schrecklich ist, daß wir die Schuld am Scheitern dieses Vorhabens tragen, daß wir uns nicht als jene heroische Gemeinschaft erwiesen haben, auf die Masaryk vertraut hatte, als er ihr sein Unternehmen aufbürdete.“<sup>24</sup>

---

<sup>24</sup> Ebenda 293, 295, 303, 309f., 312.

## FREMDSPRACHENUNTERRICHT IN DER TSCHECHISCHEN REPUBLIK NACH 1990

Von Vladimír Ulrich

Der Fremdsprachenunterricht ist von den geopolitischen, ökonomischen und kulturellen Bedingungen eines jeweiligen Landes abhängig. Die politische und ökonomische Öffnung nach Westen, die sich am Ende der achtziger Jahre in den ehemaligen Staaten des Warschauer Paktes vollzogen hat, und die daraus resultierende Befreiung vom sowjetischen Einfluß hatte zwangsläufig die explosionsartige Zunahme des Interesses an den westeuropäischen Sprachen und zwar auf Kosten des bis dahin obligatorischen Russischunterrichts zur Folge.

In der sozialistischen Tschechoslowakei wurde Russisch als Hauptfremdsprache ab der vierten Klasse Grundschule unterrichtet. Auf der zweijährigen Grundlage wurden die Sprachkenntnisse systematisch in der Hauptschule, dem dreijährigen Gymnasium, resp. den vierjährigen spezialisierten weiterbildenden Schulen mit Abiturabschluß, und an der Universität bis hin zur speziellen Terminologie des jeweiligen Studienfaches weiter ausgebaut. Somit hat jeder Schulabgänger – mit Ausnahme der geistig behinderten Sonderschüler – mindestens sechs Jahre Russischunterricht absolviert, bei den besser Qualifizierten oft das Doppelte. Doch im Gegensatz zu den Ländern des amerikanischen Einflußbereichs, in denen die englische Sprache sehr schnell zu einer Art *lingua franca* wurde, beschränkten sich die Russischkenntnisse in den kommunistischen Staaten Mitteleuropas im Normalfall auf einige wenige Phrasen unter dem Niveau der Alltagskommunikation. Der Grund dafür war trotz guter Methodik und ausreichender Stundenzahl die mangelnde Motivation der Schüler und die unzureichende Gelegenheit der praktischen Nutzung und Anwendung der erworbenen Sprachkenntnisse.

Bald nach der politischen Wende im November 1989 ist den tschechoslowakischen Schulbehörden klar geworden, daß durch die langfristige, politisch motivierte Bevorzugung der russischen Sprache im Schulunterricht grundlegende fremdsprachliche Defizite entstanden sind. Deutsch, Englisch, Französisch und Spanisch wurden bis dahin nur auf der Gymnasialstufe als zweite bzw. dritte Fremdsprache maximal jeweils drei bis vier Jahre lang unterrichtet<sup>1</sup>. Eine Fortsetzung des Unterrichts an der Universität war ausdrücklich den spezialisierten und einem strengen *numerus clausus* unterworfenen Philologiefächern vorbehalten. Eine Studienfachkombination zwischen Russisch und einer der anderen o.g. Fremdsprachen war für die künftigen Gymnasiallehrer während der sog. Husák-Ära nicht mehr möglich.

---

<sup>1</sup> Für Berufstätige bestand darüber hinaus die Möglichkeit, eine dieser Fremdsprachen in zwei- bis vierjährigen Abendkursen zu erwerben, die meist den Gymnasien angegliedert waren. Dazu gab es auf dem Markt eine Reihe guter autodidaktischer Unterrichtsbücher.

Nun avancierte Deutschland in weniger als einem Jahr zum wichtigsten Handelspartner der postkommunistischen Tschechoslowakei, und viele Regelungen der deutschen Rechtsprechung fanden hier Anwendung. Englischkenntnisse wurden wiederum als Voraussetzung für den Umgang mit dem Computer sowie die übliche geschäftliche und politische Kommunikation auf internationaler Ebene nötig. Dabei hat sich schnell erwiesen, daß weder der Bedarf an englisch- und deutschsprechenden Fachkräften aus dem vorhandenen Fundus auch nur annähernd gedeckt werden konnte noch genügend qualifizierte Sprachlehrer zur Verfügung standen, um kurzfristig diesem Mangel abzuhelpfen.

Aufbauend auf den bisherigen Unterrichtsrichtlinien beschloß im Juni 1991 das Ministerium für Schul-, Jugend- und Körpererziehung in Prag, neue Richtlinien für den Fremdsprachenunterricht einzuführen, die den geänderten markt- und geopolitischen Bedingungen Rechnung trügen. Die wesentliche Änderung bestand darin, daß mit Wirkung vom September 1991 die Schüler ab der Grundstufe völlig frei zwischen Englisch, Französisch, Deutsch, Russisch, Spanisch und Italienisch wählen dürfen, und daß die kommunikative Aufgabe des Fremdsprachenunterrichts den absoluten Vorrang erhielt. Dies hatte unmittelbar zur Folge, daß vor allem in der Grundschule kaum noch Nachfrage nach Russischunterricht bestand. Dabei kann man durchaus davon ausgehen, daß weniger politische, sondern in erster Linie praktische Gründe die Wahl der Fremdsprache beeinflussen. Die nachfolgende Tabelle dürfte somit den tatsächlichen Stellenwert des Russischen in der Tschechischen Republik wiedergeben:

*Fremdsprachenwahl in der Tschechischen Republik zum 15. 9. 1993*

Fremd- sprache	Englisch	Fran- zösisch	Deutsch	Russisch	Latein	Altgrie- chisch	Spa- nisch	Italie- nisch	andere Sprachen
Grund- und Hauptschule	253 696	9 045	331 917	3 859	--	--	385	21	274
Gymnasium und Sport- schulen	107 664	13 809	82 176	8 324	9 778	249	2 610	286	78
Schüler ins- gesamt	361 360	22 854	414 093	12 183	9 778	249	2 995	307	352

Wie vernichtend die „Abstimmung mit den Füßen“ gegen das Russische ausfiel, dokumentiert schon die Tatsache, daß Russisch an den weiterführenden Schulen sogar hinter der „toten“ lateinischen Sprache rangiert. Den Schülerzahlen nach zu urteilen, stehen von den klassischen europäischen Gegenwartssprachen an den tschechischen Schulen nur noch Italiensich und Spanisch hinter der russischen Sprache. Der Anteil des Russischunterrichts am gesamten Fremdsprachenunterricht an den staatlichen Schulen der Tschechischen Republik betrug 1993 lediglich 1,48 Prozent<sup>2</sup>, während sich die meisten Schüler für die deutsche (50,24%) bzw. die englische Sprache (43,85%) entschieden haben.

<sup>2</sup> Für die nachfolgenden Jahre rechnet das Prager Ministerium optimistisch mit einer geringfügigen Zunahme des Interesses an der russischen Sprache.



In der Unterrichtspraxis bereitete der Wechsel große Probleme, die bis heute nicht befriedigend gelöst werden konnten. Einerseits bestand ein Überangebot an Russischlehrern, andererseits fehlte es an qualifizierten Lehrkräften für Deutsch, Englisch oder Französisch. Der obligatorische *numerus clausus* an den Hochschulen der Tschechoslowakei garantierte in der Vergangenheit, daß Fachkräfte nicht über den aktuellen Bedarf hinaus ausgebildet wurden. Die Planung aber präferierte Russisch zu Lasten der westlichen Sprachen. Dazu kam, daß in den siebziger und achtziger Jahren an den tschechischen Universitäten Russisch von all den anderen Sprachen nur in Kombination mit der tschechischen Sprache und den Sozialfächern studiert werden konnte. Der erhöhte Bedarf an Deutsch- bzw. Englischlehrern nach 1989 mußte deshalb überwiegend durch ausländische Lektoren und andere nicht im Sinne der Behörden qualifizierte Kräfte gedeckt werden, während für die Russischlehrer mühsam Ersatzbeschäftigung gesucht wurde.

Die Russischlehrer, deren Zweitfächer meist Geschichte, Erdkunde, Sozialunterricht oder Tschechisch waren, erhielten die Möglichkeit, ihre Qualifikation durch Hinzunahme einer germanischen oder romanischen Sprache zu ergänzen. Es handelt sich um nebenberufliche Aufbaukurse an der Universität mit einem vollwertigen Staatsexamen als Abschluß in dem jeweiligen Fach. Bis 1994 absolvierten dieses Studium etwa 1500 Lehrkräfte einschließlich der zahlreichen Aushilfslektoren, die im Schuldienst bleiben möchten, was etwa der maximalen Ausbildungskapazität der tschechischen Hochschulen entspricht. Nachdem bisher keine Entlassungen aus dem Schuldienst aufgrund der geringen Nachfrage nach Russischunterricht vorgenommen wurden, läßt gegenwärtig das Interesse der Lehrkräfte für Russisch an den weiterbildenden Qualifikationsmaßnahmen nach.

Die Konzeption des Fremdsprachenunterrichts wurde mit dem ministeriellen Erlaß von 1991 für alle Fremdsprachen gleichgestellt, wobei die Richtlinien des Ministeriums nur die Rahmenbedingungen umreißen und dem Sprachlehrer viel Freiheit lassen. Beginnend mit der ersten Etappe im 4.-5. Schuljahr (Grundschule) basieren die Methoden und Formen des Unterrichts noch auf Beobachtung, Zuhören, Nachahmung und kreativem Spiel, erst in der zweiten Etappe im 6.-9. Schuljahr (Hauptschule) werden dem solche Arbeitsmethoden zugefügt, die eine bewußte Aneignung grammatikalischer und lexikalischer Strukturen erfordern. Im vierten Grundschuljahr beträgt die Unterrichtszahl drei Stunden wöchentlich, im fünften und im sechsten Schuljahr soll sie um eine Unterrichtsstunde je Woche erhöht werden. Von Anfang an wird sowohl im mündlichen als auch schriftlichen Ausdruck das meiste Gewicht auf die künftige Nutzung der Sprache, d. h. den kommunikativen Aspekt, gelegt. Mit dem Hauptschulabschluß sollten die Schüler bereits ein den Alltag betreffendes Gespräch führen, einen Zeitungstext wiedergeben, den eigenen Standpunkt darlegen und kompliziertere Zusammenhänge erklären können.

In dem nun vierjährigen Gymnasium geht man im Durchschnitt von einer dreistündigen Unterrichtsdauer pro Woche aus, das sind insgesamt 381 Unterrichtsstunden während des ganzen Studiums. Die naturwissenschaftlichen Gymnasien unterrichten die jeweilige Fremdsprache nur zwei Stunden wöchentlich, d. h. insgesamt 254 Stunden, in den humanistischen Gymnasien dagegen vier Stunden wöchentlich, also 447

Unterrichtsstunden. Auch hier steht die Kommunikation an erster Stelle, der didaktisch-kulturelle Aspekt ist ihr untergeordnet.

Den Schülern steht es frei, sich für das Studium einer bestimmten Fremdsprache auf dieser Ausbildungsstufe auch ohne Vorkenntnisse neu zu entscheiden. Das bedeutet eine erhebliche qualitative Änderung gegenüber früher, als auf der Gymnasialstufe in großem Umfang Wissen über Literatur, Kultur und Geschichte des fremden Landes vermittelt wurde. Insofern sind auch die Anforderungen an die Absolventen verhältnismäßig niedrig gesetzt. Es sind im wesentlichen:

1. Aktiver Wortschatz von lediglich 2000 Wörtern, was etwa dem Grundwortschatz entspricht, mit einem entsprechend größeren passiven Wortschatz und der Fähigkeit der Wortbildung, richtigen Aussprache, Akzentuierung und Intonation,
2. grundlegende Kenntnisse der Grammatik und der syntaktischen Konstruktion,
3. Lesen und Verstehen einfacher Texte mit Hilfe von Wörterbüchern und anderen Hilfsmitteln; dasselbe gilt für den schriftlichen Ausdruck.

Der Lehrer wird zwar angehalten, dem Kenntnisstand seiner Studenten individuell Rechnung zu tragen, und er kann bei den noch vorhandenen Vorkenntnissen von diesem minimalen Unterrichtsrahmen erheblich abweichen, aber es ist zu befürchten, daß auf Jahre hinaus die tschechischen Gymnasien im Fremdsprachenunterricht überwiegend nur Grundkenntnisse vermitteln können, die sich im wesentlichen nicht von denen der Hauptschulabsolventen unterscheiden bzw. noch darunterliegen. Eine weiterführende Fremdsprachenausbildung ist, von Ausnahmen abzusehen, somit erst an der Universität möglich.

Diese Konzeption trägt zweifellos die Züge eines Provisoriums mit dem Ziel, in möglichst kurzer Zeit die Fremdsprachenkenntnisse im nationalen Maßstab zu erweitern. Mit der zeitweiligen Ausnahme der russischen Sprache ist dies wegen des Mangels an qualifizierten Lehrern und Unterrichtsmaterial nur auf der Basis der Grundkenntnisse möglich. Nur Deutsch und Englisch haben sich in vollem Umfang durchgesetzt, Französisch, Spanisch und Italienisch werden vermutlich erst für die nächste Generation der Schüler an Bedeutung zunehmen, wenn es der Tschechischen Republik gelingen sollte, in die Europäische Union aufgenommen zu werden. Das mangels Motivation und praktischen Nutzens nicht verfestigte und wenig lukrative Russisch könnte je nach Entwicklung der Beziehungen zur Russischen Föderation nach dem Verlust seiner dominierenden Stellung im Fremdsprachenunterricht auch noch den Status als erste Fremdsprache verlieren, wenn die jetzt aktive Generation der Russischlehrer das Pensionsalter erreicht.

## DER ZWEITE WEG ZUR REVOLUTION VON 1989 ? ÜBER DIE NEUEN ARBEITEN MILAN OTÁHALS

Von *Christiane Brenner*

Seit der 17. November 1989 die letzten Stunden für den Realsozialismus in der damaligen ČSSR einläutete, hat sich die Geschichte so beschleunigt, daß die „Normalisierungsgesellschaft“ manchem schon wie ein fernes Land erscheinen mag. Und doch reicht die Vergangenheit in fast alle Lebensbereiche der tschechischen Gegenwart hinein. Das Bedürfnis nach Aufarbeitung einerseits, das Involviert- und Betroffensein der meisten Zeitgenossen andererseits macht zeitgeschichtliche Forschung oft zu einer schwierigen Aufgabe. Zwar erschienen schon kurz nach dem politischen Umbruch von 1989 zahlreiche Dokumentationen der oppositionellen Tätigkeit in der ČSSR und der Novemberereignisse. Die systematische Aufarbeitung, wie die Zeithistorie überhaupt, steht in Tschechien aber noch in ihren Anfängen<sup>1</sup>.

Seit 1991 hat Milan Otáhal eine Reihe von Arbeiten zur Geschichte der „Normalisierungszeit“ und der Revolution von 1989 vorgelegt, die u. a. am Institut für Zeitgeschichte in Prag und bei einem einjährigen Aufenthalt am Berliner Wissenschaftskolleg entstanden sind. In seinen Untersuchungen befaßt sich Otáhal mit der Vorgeschichte der „antitotalitären Wende“, wobei sein spezielles Interesse der Tätigkeit oppositioneller Gruppen während der siebziger und achtziger Jahre gilt. Eine Synthese aus verschiedenen vorangegangenen Studien bildet sein 1994 erschienenes Buch *Opozice, moc, společnost 1969/1989*. Darin geht Otáhal den drei gesellschaftlichen Kräften der ČSSR – der Opposition, der Macht und der Bevölkerung – und ihren wechselseitigen Beziehungen (bzw. Nicht-Beziehungen) von der Normalisierung bis zum Zusammenbruch des Husák-Regimes nach.

---

<sup>1</sup> Der folgende Literaturbericht bezieht sich auf diese Publikationen: Dvě desetiletí před listopadem 89. Sborník [Zwei Jahrzehnte vor dem November 89. Sammelband]. Maxdorf, Praha 1993, 109 S. (Historia Nova sv. 3). – Hlušíčková, Růžena/Otáhal, Milan (Hrsg.): Čas Demokratické iniciativy 1987–1990, sborník dokumentů [Die Zeit der Demokratischen Initiative 1987–1990, Dokumentensammlung]. Nadace Demokratické iniciativy pro kulturu a politiku, Praha 1993, 296 S. – Otáhal, Milan: Opozice, moc, společnost 1969–1989, Příspěvek k dějinám „normalisace“ [Opposition, Macht, Gesellschaft 1969–1989. Ein Beitrag zur Geschichte der „Normalisierung“]. Maxdorf, Praha 1994, 124 S. (Historia Nova sv. 6). – Otáhal, Milan: Revolution der Intellektuellen? Die tschechischen Intellektuellen und der Totalitarismus. In: Lepenies, Wolf (Hrsg.): Wissenschaftskolleg. Institute for advanced study zu Berlin. Jahrbuch 1991/92, 258–272. – Otáhal, Milan: Der rauhe Weg zur „samtenen Revolution“. Vorgeschichte, Verlauf und Akteure der antitotalitären Wende in der Tschechoslowakei. In: Berichte des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien 25–1992. – Otáhal, Milan: Filipika místo diskuse aneb vytváření mýtů [Eine Philippika statt einer Diskussion oder die Bildung von Mythen]. Soudobé dějiny 2/1 (1995) 93–107.

Er gliedert diesen Zeitraum in drei Phasen: die erste reicht von 1969 bis zum Jahr 1972, in dem das Normalisierungsregime als konsolidiert gelten konnte. Die zweite Etappe umfaßt die Zeit bis zum Beginn der Perestrojka in der Sowjetunion, welche dann die dritte Phase einleitet, die von der wachsenden Opposition in der ČSSR bis zum Regierungseintritt des Bürgerforums reicht.

Bereits in den ersten Jahren nach der Niederschlagung des „Prager Frühlings“, so Otáhal, wurden die Weichen für die spätere Entwicklung des Machtzentrums und der kommunistischen Partei gestellt. Durch die schrittweise Absetzung aller mit der Reform verbundenen Politiker und weitreichende Säuberungen in den Reihen der eigenen Mitglieder verlor die KPTsch langfristig die Fähigkeit, auf Veränderungen in der Gesellschaft wie der internationalen Situation zu reagieren. Da jedes Reformstreben mit Konterrevolution identifiziert wurde, konnte sich innerhalb der KPTsch bis 1989 kein nennenswerter Reformflügel bilden, Opposition war nur außerhalb der Partei und in der Illegalität möglich.

Ein tragendes Element des Normalisierungssystems sieht Otáhal im *divide et impera*-Prinzip, das sowohl in der Beziehung zwischen Tschechen und Slowaken als auch innerhalb der tschechoslowakischen Gesellschaft durch die Einteilung der Bevölkerung in drei „Kasten“ angewendet wurde – die der privilegierten Nomenklatura auf der einen, die der stark diskriminierten und in ihren Rechten beschnittenen „Ausgeschlossenen“ auf der anderen Seite und die der breiten, „neutralen“ Bevölkerungsmehrheit dazwischen. Die Gesellschaft resignierte nach 1969, genoß gern die Früchte der wirtschaftlichen Konsolidierung der Husák – Jahre und floh in die Nischen des Privaten.

Nach dem Machtantritt Gorbatschows in der Sowjetunion verlor die Husák-Führung die wichtigste Stütze ihrer Herrschaft und geriet allmählich in internationale Isolation. Zunehmend in die Ecke gedrängt fanden sich die Normalisierer aber auch im eigenen Land, wo die wirtschaftliche Stagnation die Grundlagen des „tschechoslowakischen Gesellschaftsvertrages“ aufzulösen begann. Immer mehr Bürger gaben ihre Neutralität gegenüber dem System auf. Unter der großen Zahl derer, die nicht an die Fähigkeit der KPTsch glaubten, die Probleme des Landes zu lösen, waren zunehmend Parteimitglieder. Das Wachsen der Unzufriedenheit und des Unruhepotentials in der tschechoslowakischen Gesellschaft, die seit dem Spätsommer 1988 die staatlich verordnete Passivität durchbrach, vollzog sich jedoch nicht unter der Führung der Dissidenten. Otáhal spricht von parallelen Entwicklungen in der Bevölkerung und im Dissens, die nur wenig tatsächliche Berührungspunkte aufwiesen. Hier setzt seine Kritik an den Bürgerrechtlern an.

In den ersten Jahren nach dem gewaltsamen Ende des „Prager Frühlings“ bestand die Opposition überwiegend aus ehemaligen Funktionären und Mitgliedern der Partei, deren Ziel die Ablösung der Husák-Führung und die Erneuerung des Reformsozialismus war. Im Laufe der siebziger Jahre traten dann nichtkommunistische Intellektuelle in die vorderste Reihe der Opposition. Ihre Tätigkeit zielte nicht auf eine Beseitigung der Husák-Regierung, sondern auf den Dialog mit der Macht. Diese Form des Widerstandes fand ihren Ausdruck in erster Linie in den Schriften Václav Havels und in der „Antipolitik“ der Charta 77. Weder dem sozialistischen noch



dem „moralischen“ Widerstand bescheinigt Otáhal große Wirkung auf die Bevölkerung. Er betont jedoch die wichtige symbolische Bedeutung, die jeder oppositionellen Äußerung gegen den von den Normalisierern vorgespilten Frieden zukam.

Otáhal sieht einen wichtigen Grund für die Kommunikationsstörungen zwischen der tschechischen Opposition und Gesellschaft in der „Antipolitik“, die vom Individuum ausgeht und sich auf die Propagierung universaler Menschen- und Bürgerrechte konzentriert, der politischen Auseinandersetzung und politischen Machtstrebens aber entsagt. Nicht nur die scharfe Verfolgung durch die Sicherheitsorgane des Staates, auch ihr Konzept und Politikbegriff habe die Chartisten in die Isolation von der übrigen Bevölkerung geführt. Das von Havel geforderte „Leben in Wahrheit“ sei für die meisten Menschen moralisch-abstrakt und mit zu großer Gefahr verbunden gewesen, während die Sorgen und Ängste ihres tagtäglichen Lebens in den Schriften der Charta zu kurz kamen. Ihr „moralischer Radikalismus“ habe die Charta ins „Ghetto der wenigen Aufrechten“ geführt und sie, wie Otáhal Petr Pithart zitierend schreibt, zu einer Art Sekte gemacht.

Lange Jahre kam dem Politikverzicht der Charta nur theoretische Bedeutung zu – allein schon weil der Staat jede nicht von ihm gelenkte gesellschaftliche Äußerung sehr wohl als „politisch“ begriff und dementsprechend reagierte. Als jedoch die Unzufriedenheit in der Bevölkerung wuchs, so Otáhals These, habe das zögerliche Herantasten der Chartisten an die Politik die gesellschaftliche Bewegung und den Gang der Geschichte unnötig gebremst. Noch 1989 nämlich hielt die Charta an ihrer Vorstellung fest, der Weg aus der gesellschaftlichen Krise führe über den Dialog. Vor allem Václav Havel zog Petitionen und öffentliche Briefe als Form des Protestes vor und verhielt sich sehr zurückhaltend zu den Massendemonstrationen und dem Generalstreik, zu dem die Studenten und mehrere neu entstandene unabhängige Gruppen aufriefen. Selbst nach der Demonstration in der „*Národní třída*“ am 17. November 1989 suchte das zwei Tage darauf gebildete Bürgerforum das Gespräch mit der Regierung. Erst unter dem Druck erneuter Demonstrationen forderte es Teilhabe an der Macht und war bereit, politische Verantwortung für die weitere Entwicklung auf sich zu nehmen.

Laut Otáhal waren die Verhandlungen des Bürgerforums mit dem damaligen Ministerpräsidenten Adamec ein Umweg der Revolution. Dieser Zwischenschritte hätte es seiner Meinung nach nicht bedurft. Die Opposition in der Tschechoslowakei hätte die Macht schneller und direkter an sich nehmen können, hätte sie nur gewollt, und damit auch den Erwartungen entsprochen, die die Gesellschaft in diesen Tagen und Wochen an sie richtete.

Otáhal nimmt in seiner Kritik der Charta 77 Einwände auf, die die Mitglieder der sogenannten „konstruktiven“ oder „realistischen“ Gruppe um Emanuel Mandler bereits in den späten siebziger Jahren gegen die Konzepte der Chartisten vorgebracht hatten. Die „Realisten“, die aus einem Kreis ehemaliger Redakteure der Zeitschrift *Tvář* hervorgingen, konstituieren sich 1987 als „Demokratische Initiative“. Im Unterschied zur Charta wollten sie unter den vom Realsozialismus vorgegebenen Rahmenbedingungen schrittweise politische Veränderungen bewirken und suchten dazu auch den Kontakt zu Menschen aus der „Struktur“.



Für Otáhal stellt das Konzept der Demokratischen Initiative einen alternativen und vor allem unmittelbaren Weg zum demokratischen Umbruch dar, das wird im Vorwort zu einer gemeinsam mit Růžena Hlušíčková herausgegebenen Dokumenten-edition zum Wirken dieser Gruppe noch deutlicher als in *Opozice, moc, společnost*. Besonders für den Zeitraum zwischen Sommer und Spätherbst 1989 bescheinigt er den Dissidenten um Emanuel Mandler die realistischere Einschätzung des Handlungsspielraums der Opposition.

Die Forderungen der Demokratischen Initiative nach einem direkten Anteil der Opposition an der Macht und nach freien Wahlen konnten sich jedoch nicht durchsetzen, da die Demokratische Initiative, die von Anfang an eine Minderheit im tschechischen Dissens gebildet hatte, auch im Bürgerforum nur über geringen Einfluß verfügte. Otáhal beschreibt das Machtzentrum und insbesondere die KPTsch in den Ereignissen als blind, konzeptlos und handlungsunfähig. Zu gering seien aber auch die Fähigkeit und der Mut der Bürgerbewegung unter der Führung der Charta 77 gewesen, sich den gesellschaftlichen Veränderungen zu stellen und politische Verantwortung auf sich zu nehmen. Daher mußten die Studenten und die breite Masse der Bevölkerung zur treibenden Kraft der Revolution werden.

Milan Otáhals Kritik an der anti-politischen Konzeption der Charta 77 und ihrem Vorgehen im Herbst 1989 provozierte den heftigen Widerspruch Vilém Prečans, der selbst seit Jahren zur Geschichte der Normalisierung und der Opposition gegen die Normalisierer forscht und publiziert. Prečan trat Anfang 1995 mit einer Streitschrift gegen Otáhals Thesen an die Öffentlichkeit<sup>2</sup>.

Er folgt weder Otáhals Ansicht, die Charta habe durch ihre Philosophie zu ihrer eigenen Isolation in der Bevölkerung beigetragen, noch dessen These vom geringen Echo der Aktivitäten der Charta in der Gesellschaft. Prečans Einwand, die tatsächliche Wirkung der Charta sei kaum meßbar, ist durchaus berechtigt. Seine These, daß das Auftreten der Opposition nur scheinbar kein Echo hervorrief, in Wirklichkeit aber Spuren hinterließ und im gegebenen Moment seinen Einfluß entfaltetete, ist aber aus gerade diesem Grund ebenso schwer überprüfbar wie die Otáhals.

Eine weitere Differenz berührt die Frage nach dem politischen Auftrag der Intellektuellen, die Otáhal in der modernen tschechischen Geschichte immer wieder in die Rolle einer Ersatzelite gedrängt sieht. Er verhehlt nicht, daß er den „Philosophen auf dem leeren Platz der Politik“ für keine besonders glückliche Figur hält. Die Überschätzung des Wortes vor der Tat, ein Hang zum Moralisieren und zum Messianismus sowie ein geringes Verständnis für machtpolitische und wirtschaftliche Zusammenhänge schreibt Otáhal auch der Opposition gegen das Normalisierungsregime zu, die ja in ihrer überwiegenden Mehrheit aus Intellektuellen bestand. Er kommt zu dem Schluß, daß die Charta 77 die Bedürfnisse der Bevölkerung nicht in allen Punkten erkannt und repräsentiert habe.

---

<sup>2</sup> Prečan, Vilém: *Novoroční Filipika 1995. Disent a Charta 77 v pojetí Milana Otáhala* [Neujahresphilippika 1995. Der Dissens und die Charta 77 im Verständnis Milan Otáhals]. Praha 1995, 39 S. (Edice Quodlibet. Ústav pro soudobé dějiny).

Prečan vertritt die gegenteilige Meinung: Die manuelle Tätigkeit, zu der ein Großteil der Oppositionellen gezwungen gewesen sei, habe der Charta ein realistisches Bild von der Lage der Mehrheit der Bürger vermittelt. Mit ihren Forderungen nach der Verwirklichung von Menschen- und Bürgerrechten hätten die Chartisten das höchste Interesse aller vertreten. Das gelte unabhängig davon, daß die Menschen sich nicht immer alle darüber bewußt seien, wo ihre Interessen lägen und womit ihre Unfreiheit begonnen habe.

Gegen die Arbeit von Milan Otáhal kann man sicher einige berechtigte Einwände vorbringen. So erscheinen zwei der Hauptakteure seiner Studie – die Macht und die Gesellschaft – gegenüber der Opposition eher leblos. Allerdings weist der Verfasser im Vorwort seiner Studie selbst darauf hin, daß die Analyse des Machtzentrums nicht wirklich gelingen kann, bevor nicht die Archivmaterialien in größerem Umfang zugänglich sind. Indessen fällt angenehm auf, wie nüchtern und ohne moralische Verurteilung Otáhal die Verflechtung der tschechoslowakischen Gesellschaft mit dem Normalisierungsregime schildert. Ein weiterer Vorzug seiner Studie liegt darin, daß er ausdrücklich keine Heldengeschichte der Opposition schreibt und die innere Vielfalt des Dissens transparent macht. Was die starke Hervorhebung der Dissidentengruppe um Emanuel Mandler anbelangt, die tatsächlich nicht mehr als eine Außenseiterrolle spielte, kann man der Kritik Vilém Prečans durchaus folgen. Auch bleiben die Ursachen und die Gestalt der nationalen Krise, die Otáhal in Anlehnung an die Schriften der Demokratischen Initiative konstatiert, in seiner Darstellung unverständlich.

Gegen Prečans Vorwurf einer weitgehenden Quellenmanipulation, die dazu führe, daß die Geschichte der Charta 77 dem Leser wie in einem „Zerrspiegel“ begegne, setzt sich Otáhal jedoch ebenso mit gutem Recht zur Wehr wie gegen die Behauptung, er behandle Havel despektierlich, verdamme ihn um jeden Preis, neige zu einer „Anti-Havel-Obsession“. Zudem erschweren die unnötig heftigen Töne der Philippika Vilém Prečans eine vorbehaltlose wissenschaftliche Diskussion der unterschiedlichen Standpunkte.

Völlig zu Recht weist Prečan darauf hin, daß die Gegenwartshistorie die Verfahren der Geschichtswissenschaft mit besonderer Sorgfalt anwenden muß, um nicht der großen Nähe zu ihrem Thema zu erliegen. Aber auch Zeitgeschichte darf bewerten, kritisieren und spekulieren. Sie darf und sie muß mehr sein als Chronistin.

Kaum eine zweite Gesellschaft trägt ihre politischen Diskussionen so stark mit der Hilfe von historischen Argumenten aus wie die tschechische und das keineswegs erst seit dem Umbruch von 1989. Die Instrumentalisierbarkeit der Geschichte an sich ist aber kein Grund, sich die Bewertung in der Zeitgeschichte zu versagen. Meiner Meinung nach ist sie auch kein Argument gegen die Teilnahme von Historikern an der öffentlichen nicht-wissenschaftlichen Diskussion zu historischen Problemen. Ganz im Gegenteil: gerade weil der jüngsten Vergangenheit für das Selbstverständnis der tschechischen Gesellschaft eine so wichtige Rolle zukommt, muß sie der breiten Debatte offenstehen. Und die Historiker sollten es sich in besonderem Maß zur Aufgabe machen, dort, wo persönliche Erinnerung und Verstrickung, Rechtfertigungs- und Anklagebedürfnis und Enthüllungs- wie Verdrängungsbemühungen den Diskurs erschweren, zur Versachlichung beizutragen. Das erfordert freilich Umsicht und einen adäquaten Stil. Um so bedauerlicher ist es, daß in diesem Fall die Diskussion bereits dem Schlagabtausch den Platz überlassen hat.

ABSCHLUSSBERICHT ÜBER DAS FORSCHUNGSPROJEKT  
„BRIEFE ZWISCHEN OST- UND WESTEUROPÄISCHEN  
SOZIALISTEN 1945–1948“ \*

*Von Peter Heumos*

Die Geschichte des Wiederaufbaus der Sozialistischen Internationale nach dem Zweiten Weltkrieg war lange schlecht dokumentiert, und dieser Mangel wurde unter einem wichtigen Aspekt auch nicht behoben, als 1979 in einer umfangreichen Quellenedition die Wortprotokolle der internationalen sozialistischen Konferenzen zwischen 1945 und 1951 veröffentlicht wurden<sup>1</sup>: Obwohl die internationale sozialistische Bewegung nach 1945 von Anfang an auch das östliche Europa einbezog und eine politische Aktionsebene darstellte, auf der bis 1948 trotz wachsender Spannungen zwischen den Alliierten der Anti-Hitler-Koalition ein vergleichsweise intensiver west-östlicher Dialog aufrechterhalten wurde, pflegt die bisherige Literatur eine ganz und gar um Westeuropa zentrierte Betrachtungsweise, die jenem Dialog überhaupt nicht gerecht wird. Ein Musterbeispiel in diesem Zusammenhang ist eine vor mehr als zehn Jahren erschienene Untersuchung zu den Europaplänen und der Europapolitik der französischen Sozialisten zwischen 1940 und 1950<sup>2</sup>, in der – so eindeutig sich die Konzeption der „troisième force“ auf den gesamten europäischen Raum bezog – die Länder des östlichen Europa nur schemenhaft als stumme Objekte dieser Politik wahrgenommen werden und die sozialistischen bzw. sozialdemokratischen Parteien Polens, der Tschechoslowakei, Ungarns, Rumäniens und Bulgariens nicht mit einer einzigen Stellungnahme zu Wort kommen. Nicht besser verhält es sich mit dem Standardwerk zur Geschichte der Internationale von Braunthal, dessen dritter Band ansatzweise zwar auch die Beziehungen zwischen den west- und osteuropäischen Sozialisten nach dem Zweiten Weltkrieg thematisiert, die Geschichte der durchweg mit den kommunistischen Parteien kooperierenden sozialistischen Parteien Ostmittel- und Südosteuropas aber vor lauter eiferndem Antikommunismus bestenfalls als eine einzige „chronique scandaleuse“ entrollt<sup>3</sup>. Die Geschichtsschreibung in Osteuropa konnte sich unter kommunistischer Herrschaft des Themas nicht in solider Weise

---

\* Der vorliegende Forschungsbericht ist gegenüber dem Abschlußbericht für die DFG vom 7. September 1994 etwas erweitert worden.

<sup>1</sup> Steininger, Rolf: Deutschland und die Sozialistische Internationale nach dem Zweiten Weltkrieg. Die deutsche Frage, die Internationale und das Problem der Wiederaufnahme der SPD auf den internationalen sozialistischen Konferenzen bis 1951 unter besonderer Berücksichtigung der Labour Party. Darstellung und Dokumentation. Bonn 1979 (Archiv für Sozialgeschichte. Beiheft 7).

<sup>2</sup> Loth, Wilfried: Sozialismus und Internationalismus. Die französischen Sozialisten und die Nachkriegsordnung Europas 1940–1950. Stuttgart 1977.

<sup>3</sup> Braunthal, Julius: Geschichte der Internationale. Bd. 3. Hannover 1971.

annehmen. Ansätze dazu in der Tschechoslowakei<sup>4</sup> und in Ungarn<sup>5</sup> liegen Jahrzehnte zurück, und heute, unter grundlegend veränderten politischen Voraussetzungen, werden die nationalen Historiographien im östlichen Europa offensichtlich von anderen Problemen umgetrieben als von dem Interesse an der Aufarbeitung der Geschichte des Sozialismus.

Unter solchen historiographischen Bedingungen bleibt weiterhin in Vergessenheit, daß die osteuropäischen Sozialisten bzw. Sozialdemokraten einen zentralen, wenn nicht den überhaupt wichtigsten politischen Impuls der europäischen sozialistischen Bewegung nach dem Zweiten Weltkrieg ebenso nachdrücklich mitgetragen haben wie die Sozialisten Westeuropas: die Überwindung der nationalstaatlichen Organisation des Kontinents und den Aufbau einer wirtschaftlich und politisch integrierten europäischen Föderation. Für diese Zielvorstellung traten die osteuropäischen Sozialisten schon während des Zweiten Weltkriegs und lange vor dem Zeitpunkt ein, an dem deutlich wurde, daß die Neuordnung Ostmittel- und Südosteuropas nach dem Krieg nicht ohne Berücksichtigung der Interessen der Sowjetunion vonstatten gehen würde<sup>6</sup>. Ebenso gerät unter den angedeuteten Prämissen aus dem Blick, daß es auch und gerade die osteuropäischen Sozialisten waren, die zusammen mit den Sozialisten aus den westeuropäischen Ländern die einzige wirkliche Alternative zum Kalten Krieg, zur ideologisch-politischen Blockbildung und zum Dilemma von hier Sowjetkommunismus und da „free-to-all“-Kapitalismus anzubieten hatten.

Diese Überlegungen und andere Fragestellungen, die den folgenden Ausführungen entnommen werden können, standen am Ausgangspunkt des Forschungsvorhabens „Briefe zwischen ost- und westeuropäischen Sozialisten 1945–1948“.

### 1. Archivaufenthalte

Im Rahmen des von der DFG im Oktober 1989 bewilligten und im Mai 1994 abgeschlossenen Forschungsprojekts wurden folgende Archivaufenthalte durchgeführt, die – mit einer Ausnahme – jeweils zehn Tage dauerten:

Amsterdam (Internationales Institut für Sozialgeschichte),  
 Paris (L'Office Universitaire de Recherche Socialiste),  
 Prag (Archiv der Tschechoslowakischen Sozialdemokratie),

<sup>4</sup> Končelík, Zdeněk: Československá sociální demokracie v mezinárodním socialistickém hnutí v letech 1945–1948 [Die Tschechoslowakische Sozialdemokratie in der internationalen sozialistischen Bewegung in den Jahren 1945–1948]. In: K dějinám Československé sociální demokracie [Zur Geschichte der Tschechoslowakischen Sozialdemokratie]. Praha 1968, 258–317.

<sup>5</sup> Jemnitz, János: A magyarországi szociáldemokrata párt külpolitikai irányvonalának alakulásához 1945–1948 [Die Entwicklung der außenpolitischen Zielvorstellungen in der Sozialdemokratischen Partei Ungarns 1945–1948]. Történelmi Szemle 8 (1965) 133–197.

<sup>6</sup> Für die polnischen Sozialisten vgl. dazu die von Olena Zaremba-Blatonowa, Lidia Ciołkoszowa und Wanda Czapska-Jordan herausgegebene Quellenedition: „My tu żyjemy jak w obozie warownym“. Listy PPS-WRN Warszawa-Londyn 1940–1945 [„Wir leben hier wie in einem Festungslager“. Briefe der und WRN Warschau-London 1940–1945]. London 1992.

Warschau (Archiwum Akt Nowych),  
London (Public Record Office),  
Manchester (Labour Party Archives),  
Budapest (Staatliches Zentralarchiv).

Material für das Forschungsprojekt stellten ferner das Camille Huysmansarchief in Antwerpen, das Schweizerische Sozialarchiv in Zürich und die Mitchell Library in Glasgow zur Verfügung. Für die Veröffentlichung kommen noch Materialien aus dem Archiv der Fabian Society (Oxford) und dem Institut Emil Vandervelde (Brüssel) hinzu.

## 2. *Art und Repräsentativität des Archivmaterials*

Ziel des Forschungsvorhabens ist die Erstellung einer Quellenedition, die folgende Arten von (fast ausnahmslos unveröffentlichten) Dokumenten enthalten wird:

- a) Briefe zwischen osteuropäischen (polnischen, polnisch-jüdischen, tschechischen, ungarischen, bulgarischen, rumänischen) und westeuropäischen (britischen, französischen, niederländischen, belgischen, deutschen, schweizerischen) Sozialisten bzw. Sozialdemokraten. Ein erheblicher Teil dieser Briefe hat inoffiziell-privaten Charakter. Der Quellentypus des Briefes macht rund 80 Prozent der gesamten Texte aus, die in die Edition aufgenommen werden sollen.
- b) Protokolle von Gesprächen zwischen ost- und westeuropäischen Sozialisten.
- c) Erfahrungsberichte osteuropäischer Sozialisten/Sozialdemokraten über die politische und ideologische Entwicklung in westeuropäischen sozialistischen Parteien.
- d) Erfahrungsberichte westeuropäischer Sozialisten/Sozialdemokraten über die politische und ideologische Entwicklung in osteuropäischen sozialistischen Parteien.
- e) Reden, Vorträge und Referate osteuropäischer Sozialisten auf Kongressen westeuropäischer sozialistischer Parteien.
- f) Reden, Vorträge und Referate westeuropäischer Sozialisten auf Kongressen osteuropäischer sozialistischer Parteien.
- g) Berichte von Kommissionen, die im offiziellen Auftrag der Internationalen Sozialistischen Konferenz (ISC) und des Sozialistischen Informations- und Verbindungsbüros (SILO) die inneren Verhältnisse osteuropäischer sozialistischer Parteien untersuchten.

Es ist kaum abzuschätzen, welcher Anteil an der gesamten Korrespondenz zwischen ost- und westeuropäischen Sozialisten im Untersuchungszeitraum durch die geplante Edition erfaßt wird. Einige Nachlässe osteuropäischer Sozialisten bzw. Sozialdemokraten, die nachweislich brieflichen Kontakt zu westeuropäischen Genossen unterhielten, befinden sich in Privatbesitz und sind faktisch unzugänglich. Viele Briefe – obwohl in den Inventaren und Bestandsverzeichnissen der genannten Archive verzeichnet – sind in den Beständen nicht mehr vorhanden. Diese Defizite erschweren die Beantwortung der Frage, ob die von Land zu Land variierende Quantität des Quellenmaterials auf Unterschiede in der Intensität der Beziehungen zwischen den



ost- und westeuropäischen Sozialisten schließen läßt oder nicht. Noch schwieriger wird es, wenn man danach fragt, welche Aussagekraft die oben angeführten Quellentypen für das Verhältnis zwischen ost- und westeuropäischen Sozialisten im Zeitraum 1945–1948 überhaupt haben, da dieses Quellenmaterial natürlich nur einen Teil des gesamten Beziehungsgeflechts zwischen beiden Gruppierungen darstellt. Die Forschungsarbeiten haben gezeigt, daß viele Kontakte und Begegnungen überhaupt nicht dokumentiert sind; dazu gehören u. a. die mehrwöchigen Aufenthalte osteuropäischer (zumeist ungarischer und tschechischer) Sozialdemokraten in Großbritannien als Gäste der Labour Party oder der Fabian Society sowie eine Reihe informeller Treffen westeuropäischer Sozialisten mit Vertretern osteuropäischer sozialistischer Parteien in Prag, Warschau, Budapest und Bukarest.

Als repräsentativ lassen sich die Texte der geplanten Edition einmal insofern bezeichnen, als in ihnen alle wichtigen Gruppierungen der osteuropäischen sozialistischen Parteien und vor allem auch in hohem Maße die oppositionellen sozialistischen Bewegungen zu Wort kommen, die sich in Rumänien (Constantin T. Petrescu), Bulgarien (Kosta Lulčev), Polen (Zygmunt Żuławski und die PPS-Vertretung in London) und Ungarn (Károly Peyer) außerhalb der „offiziellen“ und zumeist in Kooperation mit den kommunistischen Parteien an den Koalitionsregierungen beteiligten sozialistischen Parteien entwickelten. Ebenso gilt für die westeuropäischen sozialistischen Parteien, daß deren starke innere Differenzierung in der Edition ihren Niederschlag finden wird; so betrifft beispielsweise ein erheblicher Teil der Quellen zur Labour Party den linken Flügel der Partei um Laski und Zilliacus. Zweitens ist das Spektrum der in den Texten angesprochenen Themen so breit, daß man von einem beinahe lückenlosen west-östlichen Kommentar aus sozialistischer Perspektive zu allen wichtigen politischen Fragen und Problemen der Jahre 1945–1948 sprechen kann.

Die Einleitung zu der Edition soll die hier nur angedeutete Frage nach der Repräsentativität und dem Aussagegehalt der Quellen ausführlich und in einem größeren methodischen Zusammenhang behandeln. Dazu gehört auch, daß die Informationen, wie sie die bisherige (vor allem westliche) Literatur über die osteuropäischen sozialistischen Parteien vermittelt hat, mit den Informationen der edierten Texte verglichen werden. Es ist notwendig, gewisse stereotype Betrachtungsweisen, Deutungsmuster und Einseitigkeiten dieser Literatur zurechtzurücken.

### *3. Zusammenfassung der wichtigsten Forschungsergebnisse*

Durch die Beschränkung auf die Jahre 1945–1948 (ursprünglich bestand die Absicht, im Rahmen des Forschungsprojekts Briefe für den Zeitraum 1918–1948 zu sammeln) ist eine sehr weitgehende thematische Geschlossenheit der Edition erreicht worden. Durchgängiges Thema aller Dokumente sind – unter dem einen oder anderen Gesichtspunkt – die Entwicklungsperspektiven der ostmitteleuropäischen Volkdemokratie aus sozialistischer bzw. sozialdemokratischer Sicht, d. h. die Frage nach den Möglichkeiten, unter den Bedingungen starker außenpolitischer Bindungen Ostmittel- und Südosteuropas an die Sowjetunion und einer durchweg dominierenden Stellung der kommunistischen Parteien in diesen Ländern eine zugleich sozialistische wie demokratisch und parlamentarisch verfaßte Gesellschaftsordnung aufzubauen.

Von daher ist die Edition zunächst ein Beitrag zur Vorgeschichte der kommunistischen Systeme im östlichen Europa unter dem Aspekt des Scheiterns bzw. der gewaltsamen Liquidierung gesellschaftspolitischer Alternativen. Durch die Einbeziehung der westeuropäischen sozialistischen politischen Zielvorstellungen ist die Edition zweitens ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Ost-West-Konflikts und des Kalten Krieges sowohl auf der Ebene der bis Anfang 1948 gesamteuropäisch organisierten und institutionell integrierten sozialistischen Bewegung als auch auf der Ebene der Außenpolitik der europäischen Staaten und der beiden Großmächte USA und UdSSR, die den Handlungs- und Bewegungsspielraum der sozialistischen Parteien in Ost und West spätestens seit 1947 tatsächlich einschränkte oder als Barriere erschien, deren Überwindbarkeit von vorneherein gar nicht mehr auf die Probe gestellt wurde. Während die bisherige Literatur mit ganz wenigen Ausnahmen die Entstehung des Ost-West-Konflikts im Rahmen klassischer Staatengeschichte unter dem Primat der Außenpolitik, der Sicherung der nationalen Unabhängigkeit und der Abwehr imperialer (vor allem sowjetischer) Großmachtstrategien behandelt, bietet die geplante Edition somit auch und in erster Linie Quellenmaterial zu einer weit darunter liegenden politischen Aktionsebene, deren Entwicklung den tradierten Interpretationsmustern des Ost-West-Konflikts schon dadurch eine Reihe neuer Gesichtspunkte hinzufügt. Zu diesen gehört nicht zuletzt eine Revision der allgemein geteilten Annahme, die Auseinandersetzung zwischen den Großmächten und zumal der sowjetische Einfluß auf Ostmittel- und Südosteuropa seien für die nichtkommunistischen politischen Kräfte von Anfang an derart determinierend gewesen, daß man ihre Handlungsstrategien nur als eine a priori immer schon vollzogene Anpassung an diese Tatsache, mithin nicht als Ausdruck ihres authentischen politischen Willens verstehen könne.

Die Perspektive einer gesamteuropäischen, Ost und West integrierenden sozialistischen Zusammenarbeit nach 1945 (mit dem Fernziel eines unter sozialistischen Vorzeichen vereinigten Europa) war von Anbeginn durch das Problem des Verhältnisses zwischen den sozialistischen/sozialdemokratischen und den kommunistischen Parteien belastet: Während die osteuropäischen Sozialisten in ihren Ländern mit den Kommunisten in verschiedenen Formen, zumeist im Rahmen von Bündnissen des Typs der Nationalen oder Patriotischen Front, auf Regierungsebene kooperierten und deshalb auch dafür plädierten, daß die Sozialistische Internationale nach dem Zweiten Weltkrieg als Arbeiterinternationale wiederaufgebaut werden sollte, d. h. unter Einbeziehung der kommunistischen Parteien, lehnten die westeuropäischen sozialistischen Parteien Allianzen mit den Kommunisten mehrheitlich ab oder waren allenfalls zu kurzfristigen, taktisch begründeten Bündnissen bereit.

Die Frage der Zusammenarbeit von Sozialisten und Kommunisten in den ostmittel- und südosteuropäischen Ländern, die fast alle Dokumente der Edition in der einen oder anderen Weise aufgreifen, ist in der Literatur bislang in der Regel eher verkürzt dargestellt worden. Häufig wird argumentiert, daß diese Zusammenarbeit lediglich unter dem Druck der Sowjetunion und der durch Moskau gestützten kommunistischen Parteien zustande gekommen sei, die die sozialdemokratischen/sozialistischen Parteien für ihr Konzept einer am Sowjetsozialismus orientierten Volksdemokratie instrumentalisierten; daß Kryptokommunisten in den Reihen der Sozialisten die

Bündnisse mit den Kommunisten einfädelten und diesen die sozialistischen Parteien am Ende auslieferten; daß die außenpolitische Abhängigkeit der ostmittel- und süd-osteuropäischen Länder von Moskau eine selbständige sozialistische Politik von vornherein unmöglich machte etc. Aus den Briefen geht jedoch auch ein anderes und grundsätzliches Motiv hervor: Zur Kooperation mit den kommunistischen Parteien sahen sich die Sozialisten nicht zuletzt deshalb gezwungen, weil rechts von ihren Parteien fast überall im östlichen Europa demokratische Mittelschichten fehlten, die sowohl für eine sozialistische als auch demokratische gesellschaftliche Entwicklungsperspektive hätten gewonnen werden können. Am klarsten hat dies 1946 der Cheftheoretiker der PPS, Julian Hochfeld, in einem (fiktiven) Brief an einen „Genossen aus der Labour Party“ herausgearbeitet, in dem der PPS-Funktionär vor allem auf den unterschiedlichen Entwicklungsstand des west- und osteuropäischen Bürgertums und speziell die Schwäche des polnischen Bürgertums als einen Teil des Bedingungs Zusammenhangs hinwies, in dessen Rahmen die PPS ihre gesellschaftspolitischen Strategien formulieren mußte. In der Tat waren diejenigen sozialistischen Gruppierungen in Osteuropa, die aus ihrem politischen Selbstverständnis heraus eine Kooperation mit den Kommunisten grundsätzlich ablehnten und sowohl zu diesen als auch zu den an der Regierung beteiligten „offiziellen“ sozialistischen Parteien in Opposition gingen, bei der Festlegung ihrer eigenen sozialistischen Zielvorstellungen gezwungen, erhebliche Abstriche zu machen: Ihnen boten sich als potentielle Bündnispartner – neben einflußlosen Intellektuellenzirkeln – faktisch nur die Bauernparteien an, die zwar für die parlamentarische Demokratie, aber durchaus nicht für sozialistische Experimente zu haben waren.

Die westeuropäischen sozialistischen Parteien sind sich – zumindest im Hinblick auf Bulgarien und Rumänien und in gewissem Maße auch Polen – nicht völlig schlüssig geworden, wie weit sie die eine oder andere sozialistische Strömung unterstützen sollten. Noch im Sommer 1947 diente der Aufenthalt einer Delegation der britischen Labour Party in Rumänien vor allem anderen dem Zweck, sich ein genaues Bild von der Situation der „oppositionellen“ und der „Regierungssozialisten“ zu machen, um dann entscheiden zu können, welche der beiden Gruppierungen von der Labour Party und der internationalen sozialistischen Bewegung als genuiner Vertreter des rumänischen Sozialismus zu betrachten sei. Im November 1947 lag der internationalen sozialistischen Konferenz in Antwerpen der Bericht einer Kommission vor, die im Auftrag des SILO die Verhältnisse sowohl in der mit den Kommunisten kooperierenden als auch in der gegen diese opponierenden Bulgarischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei untersucht hatte. Daß im rumänischen wie im bulgarischen Fall schließlich gegen die antikommunistisch eingestellten Sozialdemokraten entschieden wurde, kann nicht über die Sympathien hinwegtäuschen, die denjenigen osteuropäischen sozialistischen Bewegungen im Westen entgegengebracht wurden, die Aktionsbündnisse mit den kommunistischen Parteien ihres Landes ablehnten; dies belegen u. a. der Briefwechsel des ehemaligen Vorsitzenden der Sozialistischen Arbeiter-Internationale, Camille Huysmans, mit dem polnischen Sozialisten Ciołkosz (in der Emigration in London) und die Protokolle der Gespräche, die der PPS-Delegierte Dębnicki im Frühjahr 1946 in Paris mit der Führungsspitze der französischen Sozialisten (SFIO) führte.

Auf der Ebene der internationalen sozialistischen Bewegung konnte die Labour Party – als stärkste und damit führende Partei dieser Bewegung – gegen offensichtlich starke Widerstände der SFIO im großen und ganzen durchsetzen, daß grundsätzlich die mit den Kommunisten verbündeten osteuropäischen sozialistischen Parteien als legitime Repräsentanten der sozialistischen Bewegung ihrer Länder anerkannt wurden und den entsprechenden Status in den internationalen sozialistischen Organisationen erhielten. Mit dieser Entscheidung trennten sich – auch und gerade im Falle Labours – die Wege und Zielvorstellungen der internationalen sozialistischen Bewegung und der von den meisten europäischen Staaten verfolgten Außenpolitik: Anders als die Labour Party ging das Foreign Office jedenfalls bereits 1946 dazu über, in Osteuropa bewußt die antikommunistischen Kräfte zu stützen. Während das Foreign Office beispielsweise in Rumänien den Vorsitzenden der oppositionellen Sozialisten, Petrescu, hofierte und in die Front gegen die rumänische KP einreichte, stießen dessen Versuche, sich der Hilfe Labours, der SFIO und anderer westeuropäischer sozialistischer Parteien zu versichern, auf taube Ohren.

Labour hatte – wie aus den Briefen und anderen Dokumenten der Edition deutlich wird – für diese Strategie gegenüber den Sozialisten in Osteuropa zwei zentrale Argumente. Zum einen war die Labour-Führung (und mit ihr die Mehrheit der anderen sozialistischen Parteien Westeuropas) davon überzeugt, daß die Perspektive des Aufbaus einer sozialistischen Gesellschaftsordnung im westlichen und östlichen Nachkriegseuropa entscheidend vom Fortbestand der Anti-Hitler-Koalition abhing, und daher mußte die Notwendigkeit hingenommen werden, in der Politik gegenüber den sozialistischen Parteien Osteuropas alles zu unterlassen, was zu einer Beeinträchtigung des Verhältnisses zwischen den westlichen Alliierten und der Sowjetunion hätte führen können. Dazu gehörte auch, daß Labour – wenn auch nicht theoretisch, so doch in der politischen Praxis – die Zielvorstellung der kommunistischen Parteien von der „Einheit der Arbeiterklasse“ nicht dadurch unterlaufen wollte, daß sie sozialistischen Gruppen in Osteuropa den Rücken stärkte, die – wie Żulawski in Polen, Lulčev in Bulgarien und Petrescu in Rumänien – den Kampf gegen den Kommunismus zu einem wesentlichen Teil ihrer politischen Programmatik machten. Unter solchen Voraussetzungen mußten British Labour und die anderen westeuropäischen sozialistischen Parteien Westeuropas allerdings zugleich bis zu einem gewissen Grad die Augen vor der Tatsache verschließen, daß die Machtstellung der in die Regierungen der osteuropäischen Länder eingebundenen sozialistischen Parteien auch darauf beruhte, daß die alten Garden dieser Parteien, die durchweg klassische sozialdemokratische Positionen vertreten hatten, mit stillschweigender Duldung der neuen Führungsgarnituren durch kommunistischen Terror und Interventionen Moskaus erheblich dezimiert oder völlig vernichtet wurden. Das bekannteste Beispiel hierfür ist Polen, wo Innenministerium und NKWD – wie der PPS-Veteran Adam Ciolkosz in zahlreichen Briefen an die Führung Labours, der SFIO und an westeuropäische Teilnehmer internationaler sozialistischer Konferenzen beschrieb – seit 1944 Jagd auf die herausragenden Vertreter der PPS aus der Zwischenkriegszeit machten. Politischer Hintergrund war hier die von den alten PPS-Kadern im Zweiten Weltkrieg verfolgte anti-sowjetische Politik im Widerstand.

Ein zweites wichtiges Argument, mit dem die westeuropäischen sozialistischen



Parteien ihre Osteuropa-Politik und die Zusammenarbeit mit den osteuropäischen „Regierungssozialisten“ begründeten, schließt an die eben skizzierten Zusammenhänge an und läßt sich vor allem aus den Berichten Healeys herauslesen, die er als Vorsitzender des International Sub-Committee der Labour Party über seine häufigen Besuche in Ostmittel- und Südosteuropa in den Jahren 1945–1948 verfaßte. Healey setzte darauf, daß mit dem Abebben der revolutionären Nachkriegsflut in Osteuropa und dem damit schwindenden Einfluß der kommunistischen Parteien auch die sozialistischen Parteien zu traditionellen, mit westeuropäischen sozialistischen Konzepten eher vergleichbaren Positionen zurückkehren würden. Es kam also darauf an, den osteuropäischen Sozialisten geduldig und konzessionsbereit über eine schwierige Phase ihrer Entwicklung hinwegzuhelfen, durch die Kooperation mit ihnen ihr internationales Prestige zu stärken und pragmatisch zu verfahren, indem man die ideologischen und praktisch-politischen Differenzen zwischen Ost und West – und hier an erster Stelle das kommunistische Problem – nicht gleich zu schwerwiegenden Grundsatzfragen hochspielte. Mit der Erwartung eines politischen „roll-back“ in Osteuropa wurde natürlich die organisatorische Stärke der sozialistischen Parteien zu einem bedeutsamen Faktor, und es ist bezeichnend, daß bei den erwähnten Entscheidungen darüber, welche der sozialistischen Gruppierungen in Bulgarien und Rumänien zur internationalen sozialistischen Gemeinschaft zugelassen werden sollte, das Argument der organisatorischen Schlagkraft schwerer wog als der Nachweis einer strikt demokratischen Einstellung.

Die Tatsache, daß auf der Ebene der sozialistischen Parteien Europas länger als auf der Ebene staatlicher Außenpolitik ein organisatorisch-politischer Zusammenhang zwischen Ost und West gewahrt blieb, ist somit nicht in jeder Hinsicht ein Indiz für ein besonders hohes Maß an Übereinstimmung beider Seiten, sondern beruhte auch auf einer bewußten Konfliktvermeidungspolitik der westeuropäischen sozialistischen Parteien, speziell Labours. Dies hieß nun freilich keineswegs, daß sich deren Strategie auf eine „attentistische“ Position beschränkt hätte, auf das Warten auf bessere Zeiten. Den Schwerpunkt vor allem der Politik Labours in Osteuropa bildete ganz offensichtlich – wie aus zahlreichen Texten der Edition hervorgeht – der kontinuierliche Versuch, durch die Unterstützung der als weniger prokommunistisch angesehenen Führungsgruppen *innerhalb* der offiziellen sozialistischen Parteien den oben angedeuteten Prozeß des „Abflauens“ der Revolution und des Machtrückgangs der kommunistischen Parteien zu beschleunigen. Es ist bislang angenommen worden, daß sich die Labour Party dabei im wesentlichen auf moralische Unterstützung beschränkte. Die Briefe zeigen nun aber, daß Labour trotz des zwischen den Parteien in Ost und West akzeptierten „tacit principle of non-interference in one another's sphere“ (Denis Healey) eine erheblich aktivere Rolle gespielt hat und – beispielsweise im Fall der ungarischen Sozialdemokraten – direkt in die inneren Verhältnisse und Auseinandersetzungen der osteuropäischen sozialistischen Parteien eingriff. Im September 1947 wurde in London zwischen dem britischen Außenminister Bevin, Healey und dem ungarischen Sozialdemokraten Vilmos Böhm, hinter dem eine starke Fraktion im Vorstand der ungarischen Sozialdemokratie stand, der Plan abgesprochen, den prokommunistischen Flügel der Partei um Generalsekretär Szakasits zu stürzen. Auch in der rumänischen Sozialdemokratie, die unter Lotăr Rădăceanu und Voitec mit den



Kommunisten eng zusammenarbeitete, sicherte sich die Labour Party mit der Zeit eine Reihe von Stützpunkten, die sich nicht zufällig um den sozialdemokratischen Botschafter Rumäniens in der Schweiz, Serban Voinea, gruppierten, der zwischen den Positionen des antikommunistischen Petrescu und des prokommunistischen Rădescu einen vermittelnden Kurs zu steuern versuchte.

Das Protokoll der Beratung zwischen Bevin und Böhm führt unmittelbar zu der Frage, wieviel politischen Handlungsspielraum die osteuropäischen sozialistischen Parteien in der spezifischen außenpolitischen Situation ihrer Länder konkret besaßen, denn ein Unternehmen wie das der Böhm-Gruppe, obendrein in Zusammenarbeit mit der Führungsspitze der Labour Party, mußte doch – als unmittelbar gegen die Interessen der ungarischen KP gerichtet – energische Reaktionen Moskaus in Rechnung stellen, und dies um so mehr, als gerade die ungarischen Kommunisten – wie die Auseinandersetzungen um das Kabinett Ferenc Nagy gezeigt hatten – bei ihnen gefährlich werdenden Aktionen ihrer politischen Gegner mit der These von einer „staatsfeindlichen Verschwörung“ oder einem „Komplotz der internationalen Reaktion“ schnell bei der Hand waren. Während die gängige Auffassung besagt, daß die ostmittel- und südosteuropäischen Regierungen – von den politischen Parteien dieser Länder ganz zu schweigen – spätestens seit Ende 1946 nicht mehr aus dem Schatten Moskaus heraustreten konnten, dokumentieren die Briefe der Edition ein breites, von Land zu Land allerdings stark variiertes Spektrum von Aktivitäten der sozialistischen Parteien Osteuropas auf internationaler Ebene, die durchaus nicht mit den Zielvorstellungen der kommunistischen Parteien und Moskaus konform gingen bzw. in vielen Fällen mit diesen kollidierten. Die größte Konfliktbereitschaft bewies in diesem Zusammenhang zweifellos die ungarische Sozialdemokratie, die sich beispielsweise während der Pariser Friedenskonferenz 1946 und bei dem Aufnahmeantrag Ungarns in die UNO 1947 klar gegen die sowjetische Politik stellte, wie zwei aufschlußreiche Quellen der Edition deutlich machen. Darüber hinaus zögerten die für die politisch-organisatorische Unabhängigkeit der ungarischen Sozialdemokratie eintretenden Führungsgruppen der Partei nicht, ihre spezifischen Interessen gegenüber den sowjetischen Agenturen in Ungarn klarzumachen: Wie aus einem Brief Böhms an Healey hervorgeht, hatte sich der ungarische Sozialdemokrat in einer Unterredung mit dem sowjetischen Vertreter in der Alliierten Kontrollkommission in Budapest des Stillhaltens Moskaus bei der Entmachtung des mehr oder weniger prokommunistischen Generalsekretärs der sozialdemokratischen Partei versichert. Nur unter der Voraussetzung, daß die osteuropäischen sozialistischen Parteien selbst in die Offensive gingen, um sich von allzu großer Abhängigkeit von den kommunistischen Parteien zu befreien, und sich der realen Erfolgsaussichten vergewisserten, die bei den dann zu erwartenden Konflikten bestanden, war die Labour Party im übrigen bereit, ihre Hilfe und Unterstützung anzubieten. „We cannot decently offer support to individuals or groups“, schrieb Healey im Dezember 1946 an den Unterstaatssekretär im Foreign Office, Christopher Mayhew, in einem Strategiepapier zur Politik Labours in Rumänien, „unless we are prepared to give them material backing if our support leads them into dangerous policies“.

Am anderen Ende der Skala – was Bereitschaft und Fähigkeit zum Konflikt mit den kommunistischen Parteien und Moskau betrifft – stand die Tschechoslowakische

Sozialdemokratie, die sich frühzeitig – aufgrund der vorliegenden Dokumente jedenfalls schon im Sommer 1946 – an der Vorstellung von der Existenz zweier unverrückbarer ideologischer Blöcke in Europa zu orientieren begann, sich in Klagen über ihren eingeschränkten internationalen Handlungsspielraum erging, den sie aus dieser Konstellation ableitete, und bei allen sich auf internationaler Ebene bietenden Anlässen (zumal den internationalen sozialistischen Konferenzen) keinen Zweifel an ihrer bedingungslosen Loyalität gegenüber der Sowjetunion aufkommen ließ. Noch der Bericht, den die emigrierte sozialdemokratische Führung im Juni 1948 für das Committee of the International Socialist Conference (COMISCO) verfaßte, läßt diese Folgebereitschaft deutlich erkennen, indem wichtige außenpolitische Weichenstellungen, die die Tschechoslowakische Sozialdemokratie vor 1948 nahezu widerspruchslos mitvollzogen hatte (Marshallplan), gar nicht problematisiert werden.

Vor allem aus den Dokumenten, die die PPS betreffen, läßt sich ein Argument herauslesen, das die osteuropäischen Sozialisten immer wieder an ihre westeuropäischen Genossen herantrugen und das aus ihrer Sicht eine entscheidende Voraussetzung für die Aufrechterhaltung des west-östlichen sozialistischen Kommunikations- und Aktionszusammenhangs und die Bewahrung der Selbständigkeit der sozialistischen Parteien Osteuropas bildete: Nachdem die gesellschaftliche Umgestaltung im östlichen Europa nach 1945 weiter vorangetrieben worden war als in Westeuropa, fiel den westeuropäischen sozialistischen Parteien die Aufgabe zu, alles daranzusetzen, daß der Westen mit dem Osten in dieser Hinsicht „gleichzog“, denn weitreichende sozialistische Veränderungen in Westeuropa – die Hoffnungen richteten sich in erster Linie auf Großbritannien nach dem Wahlsieg Labours, auf Frankreich und auch auf Italien – würden Moskau der Notwendigkeit entheben, Druck auf die osteuropäischen Staaten auszuüben, da diese bei einer erheblichen Anhebung des revolutionären Niveau in Westeuropa nicht mehr als Grenzwall gegen den „kapitalistischen Westen“ angesehen werden konnten. Der PPS-Chef Józef Cyrankiewicz brachte diese Überlegung im Dezember 1947 auf die Formel, daß Polen nicht „als Brücke zwischen der russischen Revolution und dem kapitalistischen Westen“ fungieren könne. Die Bewahrung der nationalen Unabhängigkeit Polens und der Eigenständigkeit der sozialistischen Bewegung in Polen setze eine „soziale Revolution“ im westlichen Europa voraus. Nur vor dem Hintergrund dieses Argumentationszusammenhangs wird verständlich, warum die osteuropäischen Sozialisten so außerordentlich empfindlich und nervös reagierten, wenn westeuropäische sozialistische Parteien Verbindungen mit nichtsozialistischen Gruppierungen eingingen oder Kontakte zu offen antikommunistisch agierenden Kreisen aufnahmen bzw. unterhielten. Die Führungsspitze der ungarischen Sozialdemokratie überbot sich geradezu in Protesterklärungen, als die niederländische Sozialdemokratie einige völlig ephemere christlich-soziale Gruppen in die Partei aufnahm. Die PPS schickte im Frühjahr 1946 eigens eine Delegation nach Paris, die in tagelangen Gesprächen versuchte, die französischen Sozialisten von ihren Kontakten zu den auch im Rahmen der internationalen sozialistischen Bewegung gänzlich einflußlosen, doch extrem antikommunistisch eingestellten PPS-Emigranten in London abzubringen. Nur so werde es möglich sein, argumentierte die Delegation, der von Moskau und den kommunistischen Parteien mit klassenpolitischen Parolen (etwa von der Art, daß sich die westeuropäischen sozialistischen

Parteien im Schlepptau der kapitalistischen Reaktion befänden) betriebenen Verschärfung des Ost-West-Konfliktes entgegenzuwirken und die internationale Gemeinsamkeit der Sozialisten aus Ost und West aufrechtzuerhalten. Wie aus dem Bericht eines SFIO-Delegierten hervorgeht, der im Oktober 1947 in Warschau Gespräche mit der PPS-Spitze führte, war die PPS zu diesem Zeitpunkt bereits dazu übergegangen, die kommunistischen Thesen für die eigenen Interessen nutzbar zu machen: Wenn es zutraf, daß sich die westeuropäischen sozialistischen Parteien zunehmend dem Druck der kapitalistischen Restauration Westeuropas beugten, dann konnte die PPS dem nicht tatenlos zusehen, sondern mußte – wie alle anderen osteuropäischen sozialistischen Parteien auch – ihre Westkontakte intensivieren und dabei versuchen, die revolutionären Kräfte in den westeuropäischen sozialistischen Parteien zu mobilisieren. Mit dem gleichen Argument versuchten auch die ungarischen Sozialdemokraten ihre Beziehungen zu den westeuropäischen Sozialisten gegen kommunistische Anfeindungen zu immunisieren. Schon Ende 1945 hatten sie – nach dem Bericht ihres Delegierten Buchinger über seine Teilnahme am Parteikongreß der österreichischen Sozialisten im Dezember 1945 in Wien – die offenkundige Unfähigkeit der SPÖ, mit der braunen Hinterlassenschaft Österreichs aus den Jahren 1938–1945 fertig zu werden, zum Anlaß genommen, eine politische Westoffensive der osteuropäischen sozialistischen Parteien zu fordern.

Einen zweiten außenpolitischen Entlastungseffekt für Osteuropa versprachen sich die ostmittel- und südosteuropäischen Sozialisten von einer Regelung der deutschen Problematik, die von allen Großmächten getragen wurde. Konnten die Verhältnisse in Deutschland mit Beteiligung und Zustimmung der Sowjetunion geklärt und Deutschland als Ganzes unter gemeinsame Kontrolle der Alliierten gestellt werden, würde Moskau darauf verzichten, sich Osteuropa als Glacis gegen Deutschland einzuverleiben. Daß die deutsche Frage unter diesem Gesichtspunkt in den Überlegungen der osteuropäischen Sozialisten eine außerordentlich wichtige Rolle spielte, zeigen die Briefe der Führungsgremien der PPS, der Tschechoslowakischen Sozialdemokratie, der Sozialdemokratischen Partei Ungarns und des Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbundes in Polen an COMISCO im Frühjahr 1948, in denen diese Parteien den Abbruch ihrer Beziehungen zu den westeuropäischen sozialistischen Parteien und zur – noch im Aufbau befindlichen – Sozialistischen Internationale erklärten. Nicht ideologisch-politische Gründe, sondern die mit der deutschen Frage verknüpften Probleme – und dahinter stand natürlich die millionenfache Erfahrung von Leid und Elend, die das Dritte Reich gerade über Osteuropa gebracht hatte – scheinen nach diesen Briefen der ausschlaggebende Grund für die Aufkündigung der gesamteuropäischen sozialistischen Zusammenarbeit gewesen zu sein.

Die einschlägigen Darstellungen sind sich darin einig, daß der Marshallplan die europäische sozialistische Bewegung auseinanderdividiert hat, und das ist insofern richtig, als die amerikanische Initiative den expliziten Vorherrschaftsanspruch Moskaus in Osteuropa provozierte und den osteuropäischen sozialistischen Parteien auf der internationalen sozialistischen Konferenz in London am 10. Januar 1948 schließlich eine klare Entscheidung für oder gegen den Marshallplan abverlangt wurde. Nach Lage der Dinge – die Regierungen der osteuropäischen Länder (in denen die Sozialisten durchweg vertreten waren) hatten bereits Monate zuvor unter sowjetischem Druck

ihre Teilnahme am Marshallplan absagen müssen – blieb den osteuropäischen Sozialisten kaum mehr, als ihre ablehnende Stellungnahme noch einmal zu bestätigen. Nicht nur der Briefwechsel zwischen Healey und führenden ungarischen Sozialdemokraten im Herbst 1947, sondern u. a. auch die Diskussion auf dem PPS-Kongreß in Wrocław im Dezember 1947 lassen aber erkennen, daß sich die politischen Beurteilungen des Marshallplans durch west- und osteuropäische Sozialisten, die keineswegs zu den linken Flügeln ihrer Parteien zählten, kaum unterschieden. Auf beiden Seiten wurde nicht ausgeschlossen, daß sich der Marshallplan für eine sozialistische Orientierung nutzen ließ, die zwischen „Kapitalismus“ und „Sowjetismus“ einen dritten Weg suchte. Die Gräben wurden also offenbar an anderer Stelle aufgerissen, und die Texte der Edition liefern zahlreiche Anhaltspunkte dafür, daß der Bruch – wie oben schon angedeutet – in der Tat vor allem durch die deutsche Problematik herbeigeführt wurde. Mit der Perspektive der Entstehung eines westdeutschen Teilstaates, der durch die westlichen Alliierten ökonomisch und politisch gestützt wurde und dessen Wiedererstarken nur eine Frage weniger Jahre schien, gerieten die sozialistischen Bewegungen in Osteuropa unter den immensen Druck einer von nationalen Befürchtungen und Protesten beherrschten öffentlichen Meinung, die ihren Handlungsspielraum entscheidend einengte. Sicherheitspolitische Überlegungen und damit die Betonung des außenpolitischen Schutzes und der Grenzgarantien, die man sich von der Sowjetunion erhoffte, drängten von nun an in den osteuropäischen sozialistischen Parteien – wie die Quellen vielfach belegen – alle anderen programmatischen Zielvorstellungen in den Hintergrund.

Daß der Problemkomplex Deutschland – die internationale sozialistische Bewegung mußte sich diesem vor allem mit der Frage der Wiederaufnahme der SPD in die internationale sozialistische Gemeinschaft stellen – zumindest phasenweise den Punkt darstellte, an dem – vor allen tiefgreifenden ideologischen und politischen Meinungsverschiedenheiten – über Zusammenarbeit oder Auseinanderbrechen der europäischen sozialistischen Bewegung entschieden wurde, zeigen auch die oben bereits erwähnten Protokolle der Gespräche zwischen der PPS-Delegation und der SFIO-Führung in Paris im Frühjahr 1946. Obwohl sich gerade die PPS und die SFIO aus den verschiedensten Gründen ideologisch spinnefeind gegenüberstanden, wurde in einem Punkt völlig problemlos eine Einigung erzielt: Beide Parteien sollten zu gegebener Zeit in ihrer Presse eine gemeinsame Kampagne für die Endgültigkeit der Oder-Neiße-Grenze einleiten, beide Parteien sollten eine gemeinsame Deutschland-Politik verfolgen und entsprechende Deklarationen veröffentlichen, beide Parteien sollten in einer gemeinsamen Aktion verhindern, daß sich die politischen Kräfte in Deutschland vor der notwendigen politischen Umerziehung der Deutschen neu organisierten, und beide Parteien sollten (gemeinsam mit anderen sozialistischen Parteien der Nachbarstaaten Deutschlands) die Kontrolle über den Wiederaufbau der SPD ausüben. Auch innerhalb der PPS ebnete die als bedrohlich empfundene Formierung des westdeutschen Teilstaates ideologische Differenzen ein: Wenige Tage vor der Antwerpener Konferenz (28. November bis 2. Dezember 1947), auf der – wie lange vorher abzusehen – die SPD in die Internationale zurückkehrte und damit dokumentiert wurde, daß Westdeutschland nun auch auf der Ebene der internationalen sozialistischen Bewegung enger an Westeuropa gebunden wurde, plädierten die PPS-

Vertreter Julian Hochfeld, Kazimierz Rusinek und Adam Rapacki in Gesprächen mit italienischen Sozialisten in Rom dafür, den Kampf gegen die „rechten Flügel“ der sozialistischen Parteien einzustellen. Im Falle der PPS hieß das, die Traditionen jener polnischen sozialistischen Gruppierungen wiederaufzunehmen, die im Zweiten Weltkrieg – auch mit starken antisowjetischen Tendenzen – einen bedeutenden Beitrag zum nationalen Widerstand geleistet hatten.



## CHRONIK

### UNGARN UND DIE BÖHMISCHEN LÄNDER IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT

Die Jahrestagung 1994 des Collegium Carolinum war diesmal Ungarn und den böhmischen Ländern gewidmet und setzte damit die Reihe der beziehungsgeschichtlichen Konferenzen fort, in deren Rahmen das Collegium Carolinum vor drei Jahren bereits das Nachbarland Polen behandelt hat. Konzeption und Organisation lagen bei Robert Luft (Collegium Carolinum, München). Das Augenmerk galt neben den beziehungsgeschichtlichen Elementen – insbesondere zwischen Magyaren und Tschechen – vor allem dem gesellschaftlichen und politischen Vergleich der ungarischen und der böhmischen Länder. Dank der zahlreichen Teilnahme tschechischer und ungarischer Wissenschaftler (das slowakische Problem war bewußt ausgeklammert worden) entwickelte sich die Tagung des Collegium Carolinum wie schon in früheren Jahren zu einem lebhaftem Forum, diesmal auch für den tschechisch-ungarischen Diskurs.

Der erste Tagungsabschnitt unter Leitung von Jörg K. Hoensch (Saarbrücken) behandelte die Problematik des gesellschaftlichen und politischen Modernisierungsprozesses. Den Anfang machte András Vári (Budapest) mit einem strukturgeschichtlichen Vergleich des Großgrundbesitzersystems in den ungarischen und böhmischen Ländern zwischen 1790 und 1914. Aufgrund anderer Wirtschaftsformen als in Böhmen entstand in Ungarn mit den Pächtern und Verwaltern eine neue herrschaftsnah soziale Schicht, der jedoch ein weiterer Aufstieg versagt blieb. Vári betonte den Fortbestand von Klientelverhältnissen auf dem Lande nach 1848 und sprach von einem „vorgetäuschten Kapitalismus“ in Ungarn, den der Adel auf seinem Weg zur Moderne praktizierte.

Die Vorträge von Joachim von Puttkamer (Freiburg) und Andreas Reich (Heidelberg) beschäftigten sich mit dem Prozeß der Modernisierung am Beispiel der Schulpolitik in einem asynchronen Vergleich. Während von Puttkamer der ungarischen Schulpolitik vom 19. Jahrhundert bis 1918 nachging, betrachtete Reich die tschechoslowakische Schulgesetzgebung zwischen 1918 und 1938. Beide kamen zu dem Ergebnis, daß Maßnahmen im Bildungswesen häufig im Rahmen von Modernisierungsprozessen wie Säkularisierung, Professionalisierung und Verschulung oder von Zentralisierungsbestrebungen erfolgten, so daß es sich dabei keinesfalls allein um Instrumente der Nationalstaatsbildung und nationalen Homogenisierung in multiethnischen Staaten handelte. Von Puttkamer setzte sich mit der Magyarisierung als Ziel der Schulpolitik auseinander und hob die politische und wirtschaftliche Integration der Minderheiten in die ungarische Staatsnation hervor. Im Rahmen einer Einordnung der ungarischen Schulgesetzgebung in die Nationalismustheorie von Ernest Gellner wies

er darauf hin, daß die einseitige Konzentration auf die Kenntnis der ungarischen Sprache hinsichtlich der Verbesserung des Schulwesens kontraproduktiv gewirkt habe. In der Diskussion wurde besonders hervorgehoben, daß die tatsächliche Umsetzung der ungarischen Schulpolitik vor Ort näher untersucht werden müsse und die Rolle der Kirche zu berücksichtigen sei. Auch Reich sah das Schulwesen im Kontext der Modernisierung und setzte die Entwicklung in der Ersten Tschechoslowakischen Republik in Bezug zur Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. So stellte er fest, daß der Wettbewerb zwischen Deutschen und Tschechen auf dem Bildungssektor zu einem beiderseits hohen Niveau des Bildungswesens führte, und betonte den Zusammenhang zwischen Schulpolitik und Industrialisierung, weshalb das historisch gewachsene deutsche Übergewicht nicht zwingend als Germanisierung verstanden werden könne, sondern aus den Erfordernissen der konkreten Lebensverhältnisse resultieren konnte. Ebenso dürfe der Abbau von Minderheitenschulen nach 1918 nicht notwendigerweise als Benachteiligung der Nationalitäten aufgefaßt werden, sondern müsse im Zusammenhang mit den Bestrebungen der Ersten Republik gesehen werden, das bisherige Ungleichgewicht aufzuheben, das vor allem zugunsten der Deutschen bestanden hatte. Da die Schulpolitik jedoch stark von nationalen Aspekten bestimmt wurde und jede Gruppe andere Bezugsgrößen (Lehrerzahl pro Klasse, Schüler pro Nationalität etc.) verwendete, sei es sehr schwierig, zwischen den Aussagen der Regierung und den Klagen der Deutschen eine dritte, distanzierte Ebene zu finden.

Unter Leitung von Bedrich Loewenstein (Kronach/Berlin) begann der zweite Tagungsabschnitt mit einem Vortrag von Milan Šmerda (Brünn) über die Entstehung des tschechischen und des magyrischen politischen Programms in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, über den Austroslawismus und den Austrohungarismus. Während man den Austroslawismus als eine kleinbürgerliche Strömung bezeichnen kann, die auf die Umgestaltung der Habsburgermonarchie ausgerichtet war und aus wirtschaftlichen Interessen entstand, war der Austrohungarismus vom Adel getragen und geprägt. Es handelte sich dabei nicht um eine „nationale Wiedergeburt“ wie in den böhmischen Ländern, sondern lediglich um eine sprachlich-ethnische Modernisierung. Liberalismus und Konstitutionalisierung wurden so als Waffe gegen das Herrscherhaus funktionalisiert, woraus zwangsläufig Konflikte mit den Minderheiten erwuchsen. Obwohl Austroslawismus wie Austrohungarismus auf den Erhalt der Habsburgermonarchie ausgerichtet blieben, waren sie aufgrund unterschiedlicher sozialer und ideeller Ausrichtungen nicht miteinander zu verbinden.

Kulturellen Erscheinungen waren die beiden nachfolgenden Vorträge gewidmet. Csaba Gy. Kiss (Budapest) setzte sich als Literaturhistoriker mit den nationalen Bildern in den Hymnen der mitteleuropäischen Völker auseinander. In seiner vergleichenden Analyse hob er hervor, daß Hymnen im Nationswerdungsprozeß insofern von zentraler Bedeutung sind, als durch sie die Einheit der Sprache manifestiert wird und somit der Eindruck einer ethnischen Homogenität entsteht, andererseits nationale Topoi festgeschrieben werden. Dabei unterschied er zwischen idyllischen Heimatbildern und kämpferisch-stürmischen Nationsvorstellungen. In der Diskussion wurde im Vergleich mit Hymnen anderer europäischer Völker kritisiert, daß die Abgrenzung und Typologisierung der mitteleuropäischen Hymnen nicht klar genug

vorgenommen worden sei. Den ersten Tag beschloß die Kunsthistorikerin Ilona Sármany-Parsons (Wien) mit einem Vortrag über „Das Phänomen der ‚Femme fatale‘ in der Großstadtkultur von Prag und Budapest um 1900“. Trotz paralleler Einflüsse aus der übergeordneten Metropole Wien und aus dem Westen ergab ihr Vergleich, daß das Frauenbild in beiden europäischen Großstädten unterschiedlich war. In Prag herrschten vom Symbolismus geprägte, dämonisierende Vorstellungen vor, die in der rothaarigen „Femme fatale“ ihren Höhepunkt fanden, während die Frauen in der Kunst Budapests bieder und „ungefährlich“ erscheinen. Obwohl die soziale Lage der Frauen in Budapest wesentlich schlechter gewesen sei, wurden sie in der Kunst positiver und idealisierter dargestellt. Dies erklärte Sármany-Parsons unter Einbeziehung der literarischen Entwicklungen damit, daß in Prag im Zuge der „nationalen Wiedergeburt“ und der nationalen Auseinandersetzungen die Kultur einen bedeutend höheren gesellschaftlichen und politischen Stellenwert erhalten habe, so daß Frauen nicht nur in den ihnen zugestandenen Rollen als Salon-Gastgeberin und Muse, sondern auch als Künstlerinnen wirken konnten, während in der ungarischen Hauptstadt die Frau allein als Förderin, nicht aber als zu fördernde Künstlerin akzeptiert war. Sármany-Parsons schloß ihren Vortrag mit dem Satz: „In Prag herrschte um 1900 die Femme fatale, in Budapest der Homme fatal“.

Der dritte Themenblock unter Leitung von Zoltán Szász (Budapest) war den wechselseitigen Beziehungen zwischen den Ländern der Wenzels- und der Stephanskronen in der Zeit des Neoabsolutismus und Dualismus gewidmet. Gábor Benedek (Budapest) sprach über die böhmischen Beamten, die in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts nach Ungarn versetzt wurden, die sogenannten Bach-Husaren. Er entschärfte dieses für die ungarisch-tschechischen Beziehungen brisante Thema insofern, als er anhand der Untersuchungen über das Personal der Komitatsbehörden zeigen konnte, daß die Dominanz der böhmischen Beamten deutscher wie tschechischer Herkunft nicht so groß war, wie es in der Literatur bislang vermittelt wird. Darüber hinaus wurden diese zumeist in slowakischen und südslawischen Komitaten eingesetzt, so daß im magyarischen Kerngebiet der Neoabsolutismus von Ungarn durchgeführt wurde.

Lothar Höbelt (Wien) beleuchtete die Gründe für das Gelingen des Ausgleichs mit Ungarn und für das Scheitern des Ausgleichs mit Böhmen während der Phase 1860 bis 1872. Den Erfolg der Ungarn und das Scheitern von Tschechen und böhmischem Adel führte er u. a. auf wirtschaftliche und außenpolitische Faktoren zurück. Da die böhmischen Länder einen maßgeblichen Teil des Steueraufkommens bestritten und sehr viel enger in die Verwaltungsstruktur der Monarchie eingebunden waren, konnte Wien nicht daran interessiert sein, ihnen Autonomie zu gewähren. Ungarns Steuerleistung war dagegen bedeutend geringer, und es gab stets hohe Steuerrückstände. Weiterhin setzte er die außenpolitischen Niederlagen der Habsburgermonarchie in direkten Bezug zu den Konzessionen Wiens an die einzelnen Interessengruppen: Solferino 1859 habe die Wiedereinführung konstitutioneller Verhältnisse bewirkt, Königgrätz 1866 Ungarn den Dualismus gebracht, während es Böhmens Unglück war, daß sich Österreich 1870/71 aus dem deutsch-französischen Konflikt heraushielt. László Szarka (Budapest) rundete diesen Themenblock mit seinem Vortrag über

die tschechisch-slowakische Einheitsbewegung und die ungarische Regierung im Zeitalter des Dualismus ab. Er betonte insbesondere, daß die slowakische Bewegung von ungarischer Seite nie so ernst genommen worden war wie beispielsweise die rumänische oder die serbische. Außerdem seien panslawische Bestrebungen seitens der Tschechen und Slowaken immer als Annäherung an Rußland interpretiert und daher abgelehnt worden. Andererseits gab es einzelne Ungarn, die eine Slowakisierung gegenüber der von der „Československá jednota“ angestrebten Tschechisierung slowakischer Komitate befürworteten. In einem ergänzenden Beitrag betonte Dušan Uhlíř (Brünn/Troppau), daß nicht nur die positiven Seiten der ungarisch-tschechischen Beziehungen gesehen werden dürften, sondern gerade auch die negativen, zu denen die Haftzeiten von Ungarn in mährischen Gefängnissen oder die ungarischen Truppen in Prag am Ende des Jahres 1918 zählten. Zudem sei die Position der Ungarn in Wien stets erfolgreicher gewesen, nachdem sie die Revolution von 1848 konsequent durchgeföhchten hatten, was bei den Tschechen wiederum zu wachsender Verdrossenheit und Antipathie geföhrt habe.

Im letzten Tagungsabschnitt, unter Leitung von Manfred Alexander (Köln), blieb deshalb ausreichend Zeit, die Entwicklungen nach 1945 zu vergleichen. Ágnes Tóth (Kecskemét) thematisierte in ihrem Vortrag die Diskussion über das Prinzip der Kollektivschuld und die Aussiedlung der Ungarndeutschen nach 1945. Hatte es sich bei der Vertreibung um einen Zwang oder eine Option für die ungarische Regierung gehandelt? Sie zeichnete Geschichte, Umstände und die außenpolitischen Zusammenhänge der Aussiedlung der ca. 200 000 Ungarndeutschen nach, die überwiegend in der amerikanischen Zone angesiedelt wurden, und arbeitete Unterschiede zur polnischen und tschechoslowakischen Vertreibungspolitik heraus. In der Diskussion wurde der Vortrag, der auf den Protokollen des Ministerrats und von Parteigremien sowie auf Presseberichten beruhte, als ein Markstein der ungarischen Geschichtswissenschaft bezeichnet, da erstmals anhand von Akten die Behauptung widerlegt sei, Ungarn sei zur Vertreibung gezwungen worden.

Eva Irmanová (Prag) behandelte den „Kádárismus“ und seine Etappen als längste Phase der kommunistischen Herrschaft in Ungarn, ging aber entgegen ihrer Ankündigung nicht auf einen Vergleich der Bedingungen und Entwicklungen in Ungarn 1956 und in der ČSSR 1968 ein. Bei der Einordnung dieses Herrschaftsmodells in gängige Totalitarismustheorien kam sie zu dem Schluß, daß es sich um ein autoritäres System mit totalitären Elementen gehandelt habe. Die Wirtschaftsreformen charakterisierte sie als ein systemstabilisierendes Element ohne jegliche Perspektive auf eine Marktwirtschaft. András B. Hegedüs (Budapest) setzte die ungarische Revolution von 1956 in einen ostmitteleuropäischen Zusammenhang und zeigte ihre Wirkungen für das tschechisch-ungarische Verhältnis bis heute auf. Unklar sei, warum Moskau sich in den fünfziger Jahren entschlossen habe, in zwei Gebieten seines Machtbereiches, Ungarn und der DDR, Reformen einzuleiten bzw. zuzulassen. Da sich damals in Prag keine Initiative für eine Veränderung abzeichnete, sondern im Gegenteil der Kurs verhärtete, seien die Entwicklungen in Ungarn und der Tschechoslowakei auseinandergefahren. Über die Stationen 1968 und 1977/78 – die Initiative der Prager Charta-Bewegung, die nach Ungarn ausstrahlte – flossen die oppositionellen Stränge beider



Länder erst 1989 wieder zusammen. Er bezeichnete diese Entwicklung resümierend als „parallel ungleichzeitig“.

Da die Zwischenkriegszeit hatte übersprungen werden müssen, aber aufgrund der staatlichen Eigenständigkeit von Tschechen und Magyaren eine zentrale Epoche darstellt, drehte sich die von Ferdinand Seibt (München) geleitete Abschlusdiskussion in erster Linie um diesen Zeitabschnitt. Von mehreren Seiten wurde hervorgehoben, daß auch die problematische Phase der ungarisch-tschechischen Beziehungen in der Zwischenkriegszeit liege, da sich Ungarn 1918 auf der Seite der Besiegten (der sogenannte Trianon-Komplex), die böhmischen Länder sich auf der Seite der Sieger befanden, pointiert wurde von einer Zeit der „Nichtbeziehungen“ und einer „unangenehmen Nachbarschaft“ gesprochen. Nach 1945 sei es dann wieder eher zu einer Parallelisierung und Entspannung zwischen beiden Ländern gekommen. Hin gewiesen wurde auch auf unterschiedliche politische Traditionen und die wirtschaftlichen Ausgangsbedingungen. Während der gesamten Tagung wie in der Schlußdiskussion schillerte immer wieder die Mitteleuropa-Diskussion der achtziger Jahre durch, die von tschechischer und ungarischer Seite unterschiedlich geführt wurde und wird.

Insgesamt war die lebhaftige Tagung ein voller Erfolg, zumal ein Vergleich zwischen Ungarn und den böhmischen Ländern bislang in Deutschland kaum erörtert worden war. Da die meisten Referentinnen und Referenten entweder beziehungs geschichtliche Fragen behandelten oder komparative Studien vorstellten, war es anregend, die unterschiedlichen methodischen Ansätze zu vergleichen. Die Ergebnisse werden in der Reihe „Bad Wiesseer Tagungen“ vom Collegium Carolinum veröffentlicht werden.

Prag/Freiburg i. Br.

Silke Sobieraj

## DEUTSCHE, ITALIENER, TSCHECHEN UND SLOWAKEN IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT

Der gemeinsamen Initiative des Deutsch-Italienischen Zentrums/Centro Italo Tedesco (Villa Vigoni) und des Collegium Carolinum sowie der finanziellen Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Robert Bosch Stiftung ist es zu verdanken, daß am 20.–23. 6. 1995 in der Villa Vigoni am Como See (Lovenno di Menaggio) eine außergewöhnlich anregende Tagung stattfinden konnte.

Die „Verdrängung“ zahlreicher geschichtlicher Zusammenhänge aus dem historischen Bewußtsein gehört zweifellos zu den Lieblingsthemen zeitgenössischer Historiker; vor allem in der tschechischen postkommunistischen Historiographie wird dementsprechend heute über vieles diskutiert, was zuvor einfach und eindeutig schien oder worüber überhaupt nicht geredet wurde. Meist betrifft dies die tschechisch-deutschen Beziehungen, während aber die tschechisch-italienischen Beziehungen nach wie vor einen „sehr“ weißen Fleck darstellen, um die heute populäre Terminologie zu bemühen.



Dies ist um so erstaunlicher, als die Tschechen über Jahrhunderte in einem gemeinsamen Staatsgebilde nicht nur mit den Deutschen, wie heute im historischen Bewußtsein der tschechischen Gesellschaft erinnert wird, sondern auch mit Italienern lebten, was ja nahezu vergessen ist. Die Geschichte des Heiligen Römischen Reiches, dessen Teil die böhmischen Länder bis zur Auflösung im Jahre 1806 waren, kann ohne Italien nicht adäquat beschrieben und verstanden werden. Große Teile Italiens gehörten auch zur Habsburgermonarchie, ebenso wie die böhmischen Länder.

Heute denkt man in Böhmen jedoch kaum an die Italiener als ehemalige „Mitbürger“. Wenn man von der Schönheit Prags und seiner glorreichen Vergangenheit spricht und auf die kulturelle Vielfalt der Geschichte Prags und Böhmens überhaupt eingeht, weist man heute meist auf das Zusammenleben der Tschechen, Deutschen und Juden hin, nicht auf die italienischen Bürger Prags. Es scheint nahezu vollkommen vergessen zu sein, daß Italiener in Prag lebten, wie wir noch in der Österreichischen National-Enzyklopädie aus dem Jahre 1836 lesen: „Eine Kolonie Italiener, welche sich unter Karl IV. in Prag ansäßig machte, im Hussitenkriege auswanderte, aber wieder zurückkehrte, befindet sich noch heute dasselbst. Sie beschäftigen sich ausschließlich mit dem Handel“ (Bd. 1, S. 338). Über die weiteren Schicksale dieser Bevölkerungsgruppe Prags finden wir in modernen Geschichtsbüchern aber keine Auskünfte mehr. Die Konzentration auf die tschechisch-deutschen Auseinandersetzungen machte uns seit dem späteren 19. Jahrhundert weitgehend blind für die Anwesenheit der Italiener im böhmischen Raum.

Dabei zeigt aber auch jeder noch so flüchtige Besuch Prags, wie sehr das Bild der Stadt von italienischen Baumeistern, Malern und Bildhauern über Jahrhunderte hin bis heute geprägt wurde und wird. Gerade das pflegen jedoch häufig jene deutschen Autoren zu vergessen, die mit Eifer an die künstlerischen Leistungen der Deutschen in der jahrhundertealten Geschichte Prags erinnern und Prag allein als die Stadt des deutsch-tschechischen Zusammenlebens darstellen. Viele tschechische Historiker und Kunsthistoriker, die dagegen viele der deutschen Leistungen zu „tschechisieren“ bemüht sind (etwa durch die tschechische Schreibweise der Namen wie etwa Petr Parléř), versuchen im Unterschied dazu keineswegs, die nationale Zugehörigkeit der Italiener zu vertuschen. Man könnte sogar von einem gewissen Stolz sprechen, mit dem die Stadtführer in Prag auf die Leistungen der Italiener hinweisen. Die Verdienste der Italiener erscheinen häufig im volkstümlichen Geschichtsbild als ein Beweis des hohen Ansehens, des hohen Stellenwerts Prags und Böhmens im gesamteuropäischen Kontext.

Dennoch schließen in der Regel weder deutsche noch tschechische Geschichtsbilder die italienischen Künstler in das Bild der „eigenen“ Geschichte ein, man empfindet sie viel mehr als die „anderen“, als die „fremden“, und das sogar auch dann, wenn sie über mehrere Generation in Böhmen ansässig und tätig waren. Für die Untersuchung deutscher kollektiver Identitätsformen drängt sich hier die Frage auf, wieso eigentlich Prag für eine so „deutsche“ Stadt gehalten wurde, wo sie sich doch gerade durch das von den Italienern stark geprägte Antlitz so sehr von deutschen Städten aller Regionen unterscheidet; für die Erforschung der tschechischen Wahrnehmung der böhmischen Vergangenheit erhebt sich die Frage, warum eigentlich die Leistungen

deutscher Baumeister und Künstler und deren Interesse an Prag und Böhmen in der Regel nicht mit Stolz, wie im Falle der Italiener, sondern als ein Beweis des deutschen Expansionismus empfunden und bis heute wahrgenommen werden.

Schon allein diese Beobachtungen deuten an, welche fruchtbare und anregende Diskussionsgrundlage die Konzeption der Tagung in der Villa Vigoni bot. Die heute überaus intensive und sicherlich wichtige Auseinandersetzung mit den deutsch-tschechischen Beziehungen in der Vergangenheit und Gegenwart erfuhr in diesem Lichte einen wertvollen Ausgleich. Die Vielfalt und Vielfältigkeit nationaler Beziehungsgeflechte wurden deutlich, viele der häufig als schicksalhaft empfundenen Probleme aus der deutsch-tschechischen Vergangenheit verloren die Aura der Einmaligkeit. Die Fixierung auf das Verhältnis einer „kleinen“ und einer „großen“ Nation wurde relativiert, die deutschen Probleme hinsichtlich des Verhältnisses zu den slawischsprechenden Nachbarn im Osten erhielten eine wertvolle Vergleichsbasis in den Erfahrungen der Italiener.

Die vergleichende Betrachtung „Zwei habsburgische Provinzen in der europäischen Revolution 1848: Lombardo-Venetien und Böhmen“ (Hans Henning Hahn, Oldenburg) regte lebhafte Diskussionen über die Vergleichbarkeit unterschiedlicher Nationsbildungsprozesse an. Die Referate und Diskussionsbeiträge der slowakischen Teilnehmer (František Hruška, Elena Mannová und Lubica Kaznerová, alle Bratislava) boten Anregungen zum Hinterfragen der häufig anzutreffenden Vereinnahmung der slowakischen Vergangenheit durch die tschechischen Erfahrungen, wenn es um die tschechoslowakisch-italienischen bzw. tschechoslowakisch-deutschen Beziehungen geht, und die Beschäftigung mit der Vertreibung der Italiener aus Istrien nach dem Zweiten Weltkrieg und deren Folgen (Karl-Peter Schwarz, Hamburg) führte allen leidenschaftlichen Vertretern unterschiedlicher Standpunkte hinsichtlich der sog. sudetendeutschen Frage vor Augen, daß die gängigen Probleme, Standpunkte und Meinungen im tschechisch-deutschen Dialog keineswegs einmalig sind. Referate und Diskussionsbeiträge wie der von Manfred Alexander (Köln) über „Deutschland, Italien und die Tschechoslowakei in der Zwischenkriegszeit“ und Rudolf Lill (Villa Vigoni) über Mussolini und das Münchener Abkommen illustrierten die Komplexität internationaler Beziehungen, der die übermäßige Konzentration auf die deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen in der Regel keine gebührende Aufmerksamkeit zollt. Francesco Leoncini (Venedig), Joze Pirjevec (Padua), Giuseppe Dierna (Rom) und Gabriella Fusi (Milano) boten umfassende und gleichzeitig detaillierte Einblicke in die Wahrnehmung der Tschechen und Slowaken in Italien und wiesen ebenso wie Antonín J. Liehm (Prag-Paris) und Antonín Měšťan (Prag-Freiburg) in ihren Referaten zu tschechischer Wahrnehmung der Italiener auf die historische Wandelbarkeit der bilateralen Kontakte hin, die ebenfalls häufig vernachlässigt wird.

Diskutiert wurden aber auch bisher in der historischen Literatur wenig erforschte Themenkomplexe wie die Bedeutung der Meinungsbildungsprozesse unter den tschechischen Soldaten während des Ersten Weltkriegs in Italien, die Wahrnehmung und Wirkung des italienischen Faschismus in der Tschechoslowakei (der von Edward Beneš beispielsweise noch im Jahre 1935 als die „letzte Etappe des italienischen

Risorgimento“ bezeichnet wurde) oder die Schicksale der tschechischen sog. Regierungstruppen im Einsatz der deutschen Wehrmacht in Italien im Zweiten Weltkrieg.

Alle Teilnehmer waren sich einig, daß sich die Aufmerksamkeit der Historiker und Politologen zu sehr auf die bilateralen Beziehungen zwischen den Tschechen und Slowaken und den sogenannten Großmächten konzentriert, genaugenommen zu Deutschland, Frankreich, Großbritannien und den USA, und daß die Erforschung der vielfältigen Beziehungsgeflechte, durch die alle europäischen Völker miteinander verknüpft sind, ein wichtiges Desiderat darstellt. Die Bereitschaft der Herausgeber der Zeitschrift Bohemia, eine Auswahl der Referate den Lesern vorzulegen und damit die wertvollen Anregungen einem weiteren Interessantenkreis vorzulegen, ist daher allgemein begrüßt worden.

München

Eva Hahn

## DEUTSCH-TSCHECHISCHE SCHULBUCHKONFERENZ

Die schon vor 1989 begonnene tschechoslowakisch- bzw. tschechisch-deutsche Schulbucharbeit erlebte in diesem Frühjahr, wenn auch wenig beachtet, einen wichtigen neuen Abschnitt. Diesmal stand der Zweite Weltkrieg, der sich mit dem Münchner Abkommen abzuzeichnen begann und der in der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa ein Nachspiel fand, also die schwierigste Phase des bilateralen Verhältnisses, im Zentrum der gemeinsamen tschechisch-deutschen Schulbuchgespräche. Die fünfte Deutsch-Tschechische Schulbuchkonferenz fand vom 15. bis 18. Mai 1995 in Prag statt und wurde vom Institut für Tschechische Geschichte an der Philosophischen Fakultät der Karls-Universität in Zusammenarbeit mit dem Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung in Braunschweig organisiert.

Einleitend nutzte Jan Křen (Prag) sein Referat über „Die zeitgenössische tschechische Geschichtsschreibung zu den tschechisch-deutschen Beziehungen in der Zeit der Katastrophe 1938–1946“ dazu, Versäumnisse der tschechischen wie der deutschen Forschung aufzuzeigen. Neben der mangelhaften Aufarbeitung der Geschichte der Sudetendeutschen zwischen 1938 und 1945 wies er auf das Fehlen genauer Angaben hin, wie viele Deutsche trotz Vertreibung in der Tschechoslowakei blieben, auf die problematische Kollektivschuld-Diskussion und auf das öffentliche Interesse an der Zahl der tschechischen Opfer während der nationalsozialistischen Herrschaft und an der Zahl der deutschen Opfer im Rahmen der Vertreibung.

Zdeněk Beneš (Prag) zeigte für „Das Bild des Zweiten Weltkriegs in der tschechischen Schulbuchgeschichtsschreibung“, daß weniger der deutsch-tschechische Gegensatz als die Frontlinien des Kalten Krieges zwischen der Sowjetunion und den USA, zwischen Kommunismus und Kapitalismus bzw. Imperialismus die Schulbücher bestimmten. Der nationalsozialistische Terror und die Konzentrations- und Vernichtungslager und das Leid der Opfer wurden nicht eigens behandelt, vielmehr stand die Heroisierung einzelner Kämpfer im Vordergrund.

Die völlige Auflösung eines festen Stoffkanons in allen 16 bundesdeutschen Länder Richtlinien für den Geschichtsunterricht konstatierte Thomas Berger-von der Heide

(Göttingen) in dem Beitrag „Vom Appeasement bis zum Ende der deutschen Besatzungspolitik. Neue Akzente in deutschen Schulbüchern“. Gegenüber der Person des Lehrers und den Bildmedien trete die Bedeutung des traditionellen Schulbuchs immer weiter zurück. Inhaltlich werde für den Zweiten Weltkrieg die deutsche Besatzungspolitik im östlichen Europa auf Polen und Rußland reduziert, die Tschechoslowakei werde auf München 1938 reduziert. Die Vertreibung der Deutschen werde, soweit sie überhaupt vorkomme, aus dem Kontext des Krieges gelöst und in den Zusammenhang des Ost-West-Konfliktes und des Aufbaus der Bundesrepublik eingeordnet.

Fortgesetzt wurde auf dieser Konferenz die Einbeziehung tschechischer Geschichtslehrer und -lehrerinnen in die Schulbuchgespräche, die wiederum über Unterrichtserfahrungen und Ergebnisse des Einsatzes deutscher Geschichtsschulbücher an tschechischen Schulen berichteten. Im Mittelpunkt standen die formalen und gestalterischen Unterschiede der deutschen zu tschechischen Unterrichtswerken: keine geschlossene historische Darstellung, wenig Faktographisches, viele Quellen, viele Bilder, Karten und graphische Schaubilder. Der didaktischen Attraktivität ständen somit fachliche Bedenken gegenüber. Als besonderes aktuelles Problem wurde von den fünf tschechischen Geschichtslehrerinnen darauf hingewiesen, daß das Bild der Deutschen durch die Medien und durch außerschulische Einflüsse im Schulalltag – insbesondere der tschechischen Randregionen – zur Diskussion stände, wozu tschechische wie deutsche Schulbücher keine Position bezögen und kein Material anböten.

Der fachwissenschaftliche Teil wurde von Jan Gebhart (Prag) mit einem Beitrag über „Die Okkupation der ČSR durch die Nationalsozialisten im Jahr 1938; das Alltagsleben im Protektorat Böhmen und Mähren“ eingeleitet, in dem er mit den Aspekten Wirtschaft, soziale Lage, Frage der Arbeitskräfte, Versorgung der Bevölkerung und Germanisierungspolitik eher strukturelle als alltagsgeschichtliche Fragen aufgriff. Miroslav Kárný (Theresienstadt) stellte unter dem Thema „Juden im Protektorat und der Holocaust“ die einzelnen Phasen der nationalsozialistischen Judenverfolgung vor und sah in dieser und in den Arisierungszugunsten von Tschechen auch ein Mittel, die tschechische Bevölkerung zu korrumpieren. Eine Diskussion entspann sich über den Anteil der Sudetendeutschen an der Judenpolitik.

Die Schwäche des Parteiensystems am Ende der Ersten Republik und das politische Scheitern machte Václav Kural (Prag) für die Kollaboration, für die Rolle des opportunistischen *Národní souručenství* und für den geringen tschechischen antifaschistischen Widerstand im Protektorat verantwortlich. Detlef Brandes (Düsseldorf) wies dagegen in seiner Sicht von „Kollaboration und Widerstand“ auf die ambivalente Haltung zwischen Kollaboration und Absprache mit dem Auslandswiderstand hin. Sabotageakte hätten kaum das Wirtschaftsleben, eher das Verkehrswesen getroffen.

„Die Aussiedlung der Sudetendeutschen aus der ČSR“ und den Beginn der Wiederbesiedlung skizzierte Zdeněk Radvanovský (Aussig) in Ablauf und Umfang, bevor Manfred Alexander (Köln) unter dem Aspekt „Kriegsfolgen und Aussiedlung der Deutschen“, die er wirtschaftlich, politisch, kulturell und moralisch aufschlüsselte, zu den Schulbuchdarstellungen zurückkehrte. Er stellte fest, daß deutsche wie tsche-



chische Schulbücher die Vertreibung weder von den Ursachen und Begleitumständen noch von den Folgen her einordneten, sondern das Kriegsende im Mai 1945 als zentraler Einschnitt alles überdeckte. Alexander schlug vor, künftighin die weitgehende Vertreibung der Deutschen aus den böhmischen Ländern nicht nur als Folge des Krieges darzustellen, sondern zu vermitteln, daß diese nationale Separierung und Homogenisierung der Einwohnerschaft Böhmens zugleich das Ende einer der bedeutendsten Phasen der böhmischen Länder bedeutete.

Wie bei den vorausgegangenen Verhandlungen wurde deutlich, daß zwar auf seiten von Wissenschaft und Schulbuch Defizite bestehen, daß aber die größten Probleme im Schulalltag und in den Traditionen des Geschichtsbildes von Öffentlichkeit und Medien liegen. Die fachwissenschaftlichen Differenzen zwischen tschechischen und deutschen Historikern hinsichtlich der Jahre 1938 bis 1948 sind vergleichsweise gering, ja auch die geschichtliche Bewertung offenbar weniger emotional und umstritten als beispielsweise die Einschätzung der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Angesichts der divergenten Traditionen und Funktionen von Geschichtsschulbüchern in beiden Staaten fällt es zudem schwer, konkrete gemeinsame Vorschläge zu formulieren, die über eine – nicht durchsetzbare – Erweiterung des Unterrichtsstoffes hinausgehen. Internationale Schulbucharbeit kann heute weniger in Textredaktion und im Herausstellen von Fehlern bestehen, sondern allein im Kennenlernen und Vermitteln von unterschiedlichen Ansätzen, Einschätzungen und Traditionen. In diesem Sinne dürfte die Einbeziehung von interessierten Lehrern einen besonderen Effekt bewirken.

Auch wenn im Deutschen Bundestag im Februar 1995 anlässlich einer Fragestunde zum deutsch-tschechischen Verhältnis fälschlicherweise und unwidersprochen von einem Abgeordneten festgestellt wurde, es fehle eine bilaterale Schulbuchzusammenarbeit zwischen beiden Staaten, belegt die Prager Schulbuch-Konferenz einerseits Relevanz und Erfolg der vielschichtigen Kleinarbeit in den bilateralen Beziehungen, andererseits aber auch die Schwierigkeiten, die Ergebnisse einer – zumindest in Deutschland von Desinteresse und alten Geschichtsbildern geprägten – breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln.

München

Robert Luft

## DIE IDYLLE UND DAS IDYLLISCHE IN DER KULTUR DES 19. JAHRHUNDERTS

Das 15. Pilsener Symposium zur Kultur der böhmischen Länder im 19. Jahrhundert war dem Motiv oder Topos der Idylle sowie dem Phänomen des „Idyllischen“ gewidmet. Konzipiert von dem Literaturwissenschaftler Vladimír Macura, sollte die Tagung sowohl hinsichtlich des Gegenstandes als auch unter dem methodischen Gesichtspunkt einen literarhistorischen Schwerpunkt erhalten. Doch erwies sich das traditionelle Leitmotiv auch dieses Mal als stärker: Erfahrungsgemäß gilt das Interesse der Pilsener Tagungen – unabhängig von der konkreten Themenstellung – stets vorrangig der Frage nach der eigenen (nationalen) Identität oder Standortbestimmung; die jeweiligen Tagungsthemen werden zu Aspekten, unter denen die zentrale Frage



immer wieder neu beleuchtet wird. Waren die Pilsener Tagungen schon vor 1989 eine Institution sui generis, so entwickeln sie sich seither zu einem Forum durchaus auch bewußt inszenierter Selbstreflexion und gleichsam zum „Gewissen“ der tschechischen Geisteswissenschaften, ja des öffentlichen Selbstverständnisses. Folgerichtig verfolgte die Tagung mehrere parallele Fragenstränge.

Den Rahmen steckte Macura mit seinem Eröffnungsvortrag über das Motiv der „tschechischen Hütte“ (česká chaloupka) ab. Er zeigte, wie die Topik des Motivs einschließlich des metaphorischen Gehaltes ins Repertoire der tschechischen – aber auch der polnischen – romantischen Literatur hineingewachsen ist und zu einem konstituierenden Element des nationalen Mythos wurde. Die antikisch-pastorale, später ländlich-bäuerliche Hütte verkörperte als Symbol der slavischen Volksseele alle positiven Eigenschaften, die dem jeweiligen Volk zugeschrieben wurden, kondensiert zum Ideal der „původnost“ (deutsch etwa: „natürliche Ursprünglichkeit“). Von Anfang an, so Macura, spielte der Gegensatz zum „Fremden“, vertreten durch die Motive der Burg und der Stadt, eine Rolle, vor allem zur Kontrastierung der „nationalen Charaktere“. Steht etwa die Tür der tschechischen „chaloupka“ als Symbol „unverdorbenen“ Ehrlichkeit, Vertraulichkeit und Loyalität stets offen, so halten die „Deutschen“, z. B. bei Eliška Krásnohorská, die Türen ihrer Häuser sorgsam verschlossen. Das bukolische Ambiente wird mit dem Bild des Stalls von Bethlehem verknüpft, die Tschechen zu einer bei ihrer (Wieder-)Geburt Christus gleich „auf Stroh gebetteten“ Nation stilisiert. Zugleich entwickelt sich die Hütte in der romantischen Dichtung jedoch zum Kristallisationskern der geistigen bzw. auch intellektuellen Werte des Volkes, sie wird als Schauplatz gelehrter, besonders moralisch-philosophischer Betrachtungen geschildert; alsbald etablieren sich Legenden, die die Geburt nationaler Helden wie Havlíček, Palacký, Jungmann oder Hanka in solchen Hütten ansiedeln, wobei die ethischen Werte, die die „chaloupka“ transportiert, auf diese Persönlichkeiten übergehen. Die Stilisierung zum Messias beschränkt sich nicht auf die Symbolgestalten allein, sondern wird – unausgesprochen – auf das gesamte Volk ausgedehnt.

Ausgehend vom literaturwissenschaftlichen Begriff widmeten sich einige Referenten der Spurensuche nach den Erscheinungsformen der Idylle in der tschechischen Literatur des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts. Viktor Viktora zeichnete nach, wie gegen Ende des 18. Jahrhunderts die tschechische Romantik allmählich das Motivrepertoire der heroischen mythologischen Idyllen aufgab und sich der „heimischen“ bäuerlichen Landschaft zuwandte, die freilich weiterhin von Helden mit antikischen Namen und Zügen bevölkert wurde. In dem Maße, wie sich der Gegensatz zwischen Stadt und – „unverdorbenem“ – Land herausbildete, wandelten sich auch die Gestalten zu bäuerlichen Typen. Im 2. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts vollzog sich dann, so Viktora, neuerlich eine Wende: Zur Zeit der „Entdeckung“ der Handschriften und Kolárs „Slávy dcera“ läßt sich wieder ein Bedürfnis nach heroischen Motiven beobachten. In den vierziger Jahren überwiegt dann wieder das Motiv der lieblichen, überschaubaren Heimat. Alexander Stich zeigte, daß bereits die Anfänge der tschechischen literarischen Idylle bei Antonín Jaroslav Puchmajer und seinem Kreis in einen politischen Ideenkontext eingebunden waren. Puchmajer selbst knüpfte in Ermangelung eigener Traditionen an das Vorbild der polnischen Literatur an und verfolgte die

Absicht, mit den Mitteln der Literatur nicht nur das nationale Bewußtsein zu stärken, sondern auch einen „Kampf“ um die nationalen Interessen einzuleiten.

Einen speziellen Bereich untersuchte für die frühe Phase des „obrození“ Lenka Kusáková. Sie hatte eine Reihe bislang kaum bekannter tschechischer Publikumszeitschriften aus den Jahren zwischen 1786 und 1830 ausgewertet und festgestellt, daß die „Idylle“ in diesem Rahmen zu den wichtigsten Instrumenten der nationalen Erwecker zählte. Dabei handelt es sich um ein Genre ohne Bindung an eine bestimmte literarische Gattung; typisch bleiben lediglich Züge wie die Motivwahl, die sprachliche Stilebene sowie der philanthropische bzw. moralische Impetus, vermittelt wurden der Leserschaft im wesentlichen ethische Werte, die zur Grundlage des „nationalen Charakters“ werden sollten.

Der näheren Bestimmung des Genres waren zwei weitere Referate gewidmet: Hana Šmahelová analysierte die Stilmittel, die den „idyllischen“ Charakter von Božena Němcová's „Babička“ ausmachen. Diese Wirkung, so Šmahelová, beruht in erster Linie auf dem Kunstgriff der Autorin, besonders in Beschreibungen immer wieder die Perspektive der Kinder einzunehmen. Die Handlung ist nicht als stringent-logische Entwicklung komponiert, sondern als Folge von Szenen und Bildern, deren Ordnungsprinzip ein „natürliches“ ist, vor allem der Tages- und der Jahreslauf. Der kindlichen Perspektive entspricht der Verzicht auf Dramatik und Konflikte innerhalb der Handlung und ebenso in bezug auf die „reale“ Welt. Demgegenüber bewirken wohlgesetzte Brüche in der Perspektive, daß das Ganze als „idealisierende Erinnerung“ an ein verlorenes irdisches Paradies, lokalisiert in der „unschuldigen“ kindlichen Welt-sicht, erkennbar wird. Eine weitere, ähnlich orientierte Detailstudie widmete Marta Soukupová einer Serie von Erzählungen Karolína Světlás, die in der „Osvěta“ unter dem Sammeltitle „Prostá mysl“ (Schlichtes Gemüt) erschien. Die Referentin wies nachdrücklich darauf hin, daß Světlás Idyllen nicht etwa einer Gesinnung oder Stimmung entsprangen, sondern von der Autorin gezielt als besonderes literarisches Genre konstruiert wurden. Es handelt sich durchweg um kleine Szenen aus dem ländlichen Leben, wobei der „idyllische“ Zug in der Charakterisierung der Figuren sowie in der Abstimmung der Perspektive und der Sprachebene der Dialoge auf das Milieu beruht. Světlá, die als Verfasserin bürgerlicher Salonnovellen mit national-erweckerischer und moralisch-erzieherischer Intention bekannt ist, trachtete offenbar, auch eine „bäuerliche“ Ebene im Spektrum der tschechischen Schriftkultur zu etablieren.

Das „Ende der tschechischen Idylle“ in der Literatur resümierte Jiří Brabec. Nachdem František Ladislav Rieger in seinem Konversationslexikon die dichterische Idylle wegen ihrer Grundstimmung der Welt- und Kulturfucht als unzeitgemäß qualifiziert hatte, erlebte das Genre, so Brabec, in den achtziger und neunziger Jahren eine letzte Renaissance, wobei der nationale Gedanke nun alle übrigen Komponenten überlagerte. Bei Svatopluk Čech fand er die Klage über die Bedrohung der „Idylle“, identifiziert zugleich mit der tschechischen Nation und mit „ethischen Werten“ an sich, bei Karolína Světlá elegische Trauer über den Verlust der tschechischen „původnost“ und gleiches auch bei Jan Neruda. Allerdings stellte Brabec heraus, daß auch in der historischen Situation dieser Zeit noch die topische Nostalgie des Rückblicks auf einen „verlorenen Traum“ vorherrscht; Bezugspunkt ist nicht der sich zuspitzende Natio-

nalitätenkonflikt, sondern – nach wie vor – der zivilisatorische Fortschritt mit seinen Begleiterscheinungen, vor allem Verstärkung und Technisierung.

Daß Vergangenheit im – nostalgisch verklärenden – Rückblick gleichsam gesetzmäßig idyllische Züge annimmt, führte Josef Hanzal am Beispiel von Memoiren und Stadt-, Pfarr- oder Familienchroniken im Vergleich zu Tagebuchaufzeichnungen vor. Dabei handelt es sich um in großer Zahl überlieferte, jedoch kaum bekannte Schriften sog. „einfacher Leute“, die Einblicke in die „unverbildete“, von Stilisierungen freie Denkweise eröffnen. Während in Tagebüchern in aller Regel nüchtern die Ereignisse festgehalten werden, geraten Erinnerungen stets zu verklärten – „idyllischen“ – Bildern; besonders ausgeprägt zeigt sich diese Tendenz nach Hanzal bei Autoren, die einen sozialen Aufstieg erlebt haben und auf ihre Herkunft aus der Armut zurückschauen.

Diese Neigung, Vergangenes auf das Klischee der „guten alten Zeit“ – einer „verlorenen Idylle“ – zu reduzieren, nahm Jan Havránek zum Anlaß, um Neues aus seinen sozialgeschichtlichen Studien vorzustellen. Dem verbreiteten Klischeebild der Fin-de-Siècle-Idylle stellte er Daten zu den Lebensbedingungen und -umständen der Durchschnittsbevölkerung Prags gegenüber. Aus der Fülle der einzelnen Informationen, die hier nicht referiert werden können, sei ein Detail herausgehoben: die seelsorgerische Unterversorgung der rasch anwachsenden Stadt, die bei einer Sprengelgröße von bis zu 40000 Einwohnern je Pfarrkirche mit 3–4 Geistlichen einen rapiden Verfall der Religiosität und somit der „Sicherheit im Glauben“ zur Folge hatte.

Den nationalen Aspekt der „Idylle“ – in großzügiger Auslegung des Begriffs – stellte Jan Novotný in den Mittelpunkt. Er berichtete über eine Bühnenfarce von Jan Nepomuk Štěpánek („Čech a Němec“), die 1816 im Ständetheater uraufgeführt wurde. Das Stück bezieht seine Komik aus dem Umstand, daß deutsch und tschechisch sprechende Figuren in die Handlung verstrickt sind, ohne sich verständigen zu können; in der Auflösung der Verwicklungen finden sich die jeweils „passenden“ Liebespaare. Das Thema des gegenseitigen Nicht-Verstehens wird entsprechend der Gattung wie auch der Entstehungszeit affirmativ, frei von Konflikten abgehandelt, d. h. – in Novotnýs Sicht – als „Idyll“ präsentiert. Bemerkenswert ist, daß das Stück gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als sich der Antagonismus zwischen Tschechen und Deutschen zuspitzte, mit großem Erfolg wieder zur Aufführung kam und bis 1938 an verschiedenen Theatern ein „Publikumsmagnet“ blieb. Novotný wertete diesen Befund als Indiz dafür, daß sich die durchschnittliche Bevölkerung über alle politischen Entwicklungen in diesem Zeitraum hinweg vom Nationalitätenkonflikt distanzierte und die positive Darstellung des Miteinander- oder Nebeneinanderlebens begrüßte. Zu einem vergleichbaren Ergebnis gelangte auch Pavla Horská, die Autobiographien tschechischer „Intellektueller“ aus dem 19. und dem frühen 20. Jahrhundert auf Aussagen zum Zusammenleben der zwei größten nationalen Gruppen hin ausgewertet hatte. Sie stellte fest, daß das Thema in den Memoiren keine Rolle spielt, und meinte daraus auf wechselseitige Nichtbeachtung schließen zu können, um diese dann als „idyllisches Nebeneinander“ zu interpretieren und Konflikte jenseits der „großen Politik“, wie sie sich in Berichten der Tagespresse spiegeln, als „Mythen“ und „Legenden“ zu entlarven.

Unabhängig vom jeweiligen konkreten Gegenstand wurde in einer Reihe von Referaten die Tendenz zur Verklärung der Vergangenheit im Rückblick thematisiert, so daß sich diese Einsicht zum eigentlichen Leitmotiv kristallisierte. Zwar verführte die – traditionelle – Beschränkung auf den tschechischen Teil der böhmischen (Literatur-)Geschichte und die – ebenfalls traditionelle – Zuspitzung auf die nationale Thematik Viktor Viktora, in seinem Resümee der Tagung den Schluß zu ziehen, daß der nationale Antagonismus „von den Deutschen provoziert“ worden sein müsse, da die Tschechen doch offenbar zunächst aufgeschlossen gewesen seien und später gleichgültige, aber immer noch freundliche Toleranz geübt hätten. Doch war durchaus bewußt geworden, daß es sich bei der Tendenz zur Idealisierung der eigenen Vergangenheit um eine mentalitätsgeschichtlich faßbare und somit womöglich weiterhin wirksame Eigenschaft der Tschechen handeln könnte. Alexander Stich griff den Gedanken auf, um auf die Notwendigkeit hinzuweisen, die *ganze* böhmische (Literatur-)Geschichte ins Blickfeld zu nehmen, ihren deutschsprachigen Teil nicht länger auszuklammern. Er betonte, daß Fehlinterpretationen unvermeidlich bleiben, solange man auf das Studium von Wechselbeziehungen und auf Vergleiche verzichtet, und daß auf diese Weise auch bei strenger Methodik in der einzelnen Studie zwangsläufig die Gefahr immer neuer – n.b. mit wissenschaftlichem Instrumentarium „erarbeiteter“ – „idyllischer Klischees“ besteht.

War die Themenstellung der Veranstaltung durch den Begriff „das Idyllische“ auch für mentalitätsgeschichtliche Nachbarthemen offen, so mußte um so mehr bedauert werden, daß der Sozialgeschichte nicht mehr Raum zugestanden wurde und daß Ethnologen ganz fehlten. Sie hätten vermutlich eher als Literaturwissenschaftler die am Ende der Tagung aufgeworfene Frage beantworten können, ob denn der als integraler Teil des tschechischen Nationalcharakters bezeichnete „chatochalupismus“ (Stich), also die Vorliebe für moderne „chaloupky“ mit Lagerfeuerromantik, eine nahtlose Fortsetzung der Daphnis-und-Chloe-Pastoralen darstellt oder doch eher als Reaktion auf die sozialistische Ideologie zu erklären ist.

Diese Frage der Kontinuität wurde lediglich mit zwei Beiträgen, freilich in aufschlußreicher Weise, gestreift: Der Filmhistoriker Michal Bregant zeigte, wie die literarische Idylle des 19. Jahrhunderts mit ihrer gesamten Topik und Metaphorik die Frühphase des tschechischen Films geprägt hat und bis in die sechziger Jahre noch das „nationale Filmschaffen“ des Sozialrealismus beherrschte. Roman Prahl führte am Beispiel des „Heimat“-Motivs aus dem Werk Josef Mánes' vor, wie präsent das idyllische Klischee der tschechischen „původnost“ noch heute ist: Die Zeichnung „Domov“, nachträglich in nationalem Sinne interpretiert, schmückt heute Aktien der Firma Bondinvest.

München

Michaela Marek

## GRENZEN IN OSTMITTELEUROPA

Die Entstehung neuer Staaten im östlichen Europa und die Vereinigung Deutschlands rücken die Frage nach der Bedeutung, Funktion und Geschichte von Grenzen



wieder stärker in den Blickpunkt von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit. Das Neue ist, daß dieses Interesse im allgemeinen nicht mit einer offenen oder verdeckten Absicht nach Revision oder Infragestellung von politischen Grenzen verbunden ist. Peter Krüger schlug im Eröffnungsvortrag der interdisziplinären Marburger Tagung „Grenzen in Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert. Aktuelle Forschungsprobleme“ (initiiert von Hans Lemberg und vom 29. bis 31. März 1995 vom Herder-Institut zusammen mit dem Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrat veranstaltet) einen zeitlich wie komparativ sehr viel weiteren Bogen, in dem er deutsche Auswanderungswellen nach Osten mit der amerikanischen Frontier-Bewegung verglich und die Verschiebungen des Horizontes bzw. der „borderline“ gegenüber dem Fremden als besondere historische wie mentale Erfahrung darstellte.

Nach einer Einleitung von Hans Lemberg (Marburg) führte Hans-Jürgen Karp (Marburg) in die Problematik des Begriffes der Grenze ein, der sich etymologisch vom Polnischen ableitet, aber unscharf ist, da Grenze sowohl eine Linie wie einen Raum meinen kann. Der Geograph Horst Förster (Tübingen) zog unter dem Titel „Grenzen – eine geographische Zwangsvorstellung?“ den Bogen von der Etablierung der Geographie als Wissenschaft zur Geopolitik, die gefördert durch amerikanische Politiker besonders in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert, Konjunktur hatte. Explizit wies er aus geographischer Sicht den Glauben an „natürliche Grenzen“ zurück, wie er das politische und nationale Denken seit dem 19. Jahrhundert beeinflusst. So durchschneidet eine Grenze, die einem Flußlauf folgt, in der Regel eine durch den Fluß geprägte Kulturlandschaft auf beiden Flußseiten.

Die ökonomische Funktion von Grenzen in Ostmitteleuropa in der Zwischenkriegszeit untersuchte Karl von Delhaes (Marburg) unter dem Thema „Wirtschaftliche Großräume oder nationalstaatliche Parzellierung?“ und betonte dabei die Rolle der staatlichen Lenkung von Währungskursen und Außenhandel in den neuen ostmitteleuropäischen Staaten, die zu einem gemeinsamen, von den neuen Staatsgrenzen bestimmten Partikularismus führte.

Die folgenden vier Beiträge waren regionalen Aspekten gewidmet. Die Beweggründe für konkrete Grenzziehungen in Ost- und Südosteuropa am Ende des Ersten Weltkrieges analysierte in seinem interessanten Referat „Die ‚Balkanisierung‘ – Vor- und Schreckbilder der Entstehung neuer Nationalstaaten“ Edgar Hösch (München), das zahlreiche aktuelle Bezüge aufwies. Die amerikanische Wissenschaftsgläubigkeit führte zur Vorstellung, optimale Grenzen finden zu können, bei deren Festlegung im Detail aber weniger das ethnisch-nationale Prinzip als das Ziel, ökonomische Einheiten zu bilden, zum Zuge kam. Ausgehend von der These, daß nicht der Grenzverlauf als solcher, sondern dessen Perzeption und Bewertung durch die Öffentlichkeit historisch wirksam werde, verglich Włodzimierz Borodziej (Warschau/Marburg) unter dem Titel „Polen: Staatsgründungen und Grenzen“ die innere polnische Situation in den Jahren 1918, 1945 und 1989. Die divergente Entwicklung der historischen und ethnischen Grenzen im Baltikum legte Gert von Pistohlkors (Göttingen) dar und wies auf fortbestehende Grenz- und Nationalitätenprobleme und ihre historischen Wurzeln in diesem Raum hin.



Der Frage, warum die Grenzen des Landes Böhmens bzw. der westlichen Hälfte der heutigen Tschechischen Republik über Jahrhunderte weitgehend unverändert blieben, versuchte Robert Luft (München) unter dem Titel „Kontinuität und Praktikabilität einer alten Grenze: Das böhmische Beispiel“ nachzugehen, in dem er die Gründe für geringfügige Grenzverschiebungen betrachtete. Der Referent wies den Mythos des „böhmischen Kessels“ zurück und machte weniger die Oberflächenstruktur als sekundäre Faktoren wie die Wirtschafts-, Siedlungs- und Verkehrsbedingungen für das über Jahrhunderte hinweg geringe Interesse an Grenzverschiebungen verantwortlich. Bis ins 20. Jahrhundert stellten zudem auch nationale Argumente den Grenzverlauf nicht in Frage. Schließlich zeigte das böhmische Beispiel die Problematik, ja die Unmöglichkeit, Verwaltungsgrenzen „objektiv“ und ohne gewaltsame Folgemaßnahmen mit sprachnationalen Siedlungsräumen zur Deckung zu bringen.

In seinem Beitrag „Bevölkerungsverschiebungen als Mittel, die Homogenität von Nationalstaaten herzustellen: Ideologie und Wirklichkeit im 20. Jahrhundert“ verfolgte Hans Lemberg (Marburg) die Diskussionen seit dem Ersten Weltkrieg an verschiedenen europäischen Beispielen, wobei er einerseits auf die Leitlinie, territoriale Grenze als Konstante und Bevölkerung als Variable zu verstehen, und andererseits auf die international gemeinsame Zielsetzung, vor allem in den dreißiger Jahren, hinwies, das zwischenstaatliche Konfliktpotential in Europa durch nationale Entmischung und Homogenisierung in den einzelnen Ländern abzubauen.

Daß die Themengruppe Grenze, Grenzraum und Leben an der Grenze zur Zeit international Konjunktur hat, zeigt eine Übersicht über laufende Forschungsarbeiten, von denen einige abschließend vorgestellt wurden: Lucyna Turek-Kwiatkowska (Stettin) zu polnisch-deutschen Grenzbeziehungen, Peter Haslinger (Wien) zu einem Vergleich der lokalen und mentalen Situation im 20. Jahrhundert anhand von ausgewählten Kleinregionen an der österreichisch-ungarischen, österreichisch-tschechischen bzw. -mährischen und an der ungarisch-slowakischen Grenze. Ausführlich berichtete schließlich Hanns Haas (Salzburg) über das Projekt „Verfeindete Brüder an der Grenze: Böhmen/Mähren/Niederösterreich – Die Zerstörung der Lebenseinheit ‚Grenze‘ 1938 bis 1948“, das anhand von Interviews und historischer Quellenarbeit die Wandlung der Faktoren Nationalität, Gruppenbeziehungen und Grenze unter dem Einfluß der großen Politik von der nationalsozialistischen Herrschaft bis zur Vertreibung der Deutschen erschließen soll.

Insgesamt ergab die Tagung, die sich durch eine lebhaft diskutierte, daß zwischen politischen und verwaltungsmäßigen Grenzlinien und anderen Formen, wie wirtschaftlichen, ethnischen, sprachlich-mental oder psychologischen Grenzen, eine intensive, wenn auch häufig unklare und historisch von jeweils vorherrschenden Paradigmen abhängige Wechselwirkung besteht. Dies offenbart nicht nur wissenschaftliche Erkenntnisgrenzen, sondern auch den Einfluß, den die moderne Wissenschaft und techno-anthropologische Konzeptionen auf die Existenz und Geschichtsmächtigkeit von Grenzen hatten und heute noch haben.

LITERATUR UND GESCHICHTE  
IM PRAGER KONTEXT UM 1900/1920

Die Germanistik und insbesondere die Erforschung der deutschen Literatur kann in Prag nicht nur auf eine große Tradition zurückblicken, sondern hat mit der Prager deutschsprachigen Kultur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts auch ein herausragendes Studienobjekt. In dem Deutschböhmen und heutigen Prager Professor für deutsche Literaturwissenschaft, Kurt Krolop, vereinen sich beide Linien. Das Fortbestehen des hohen Niveaus der Prager germanistischen Literaturwissenschaft in den letzten Jahrzehnten, vor allem aber in den letzten fünf Jahren ist in erster Linie dem Kafka- und Kraus-Spezialisten Krolop zu danken. Sein 65. Geburtstag war Anlaß zu einem Kolloquium unter dem knappen Titel „Literatur/Geschichte im Prager Kontext“, welches das Goethe-Institut Prag und das Germanistische Institut der Karls-Universität vom 6. bis 8. Juni 1995 am Moldau-Ufer veranstalteten.

In Werk und Persönlichkeit des Jubilars führten Ludvík Václavěk (Olmütz) „Die Prager deutsche Literatur und Kurt Krolop“ und Eduard Goldstücker (Prag) mit einer Laudatio ein, bevor Krolop selbst anhand der Frühgeschichte der tschechischen Karl-Kraus-Rezeption vor 1919 auf deutsch-tschechische Wechselwirkungen in der Habsburgermonarchie und in Böhmen einging. Die „Marmorierung“ der nationalen Verhältnisse von Tschechen, Deutschen und Juden im Rahmen der Prager Moderne führte Peter Becher (München) an einem späten Werk aus dem Prager Kreis vor, am Stadtroman „Jarmila“ von Franz Hauptmann.

Jan Havránek (Prag) wies auf die sprachliche Separierung an beiden Prager Universitäten seit der Teilung von 1882 hin. Bemerkenswert ist, daß die allgemeine Zweisprachigkeit damals dazu verleitete, daß lange Jahre Tschechisch nicht an der deutschen Universität und Deutsch nicht an der tschechischen Universität gelehrt wurde. Interessenten sollten das Fach jeweils an der anderen Hochschule belegen, was in der Praxis aber kaum vorkam. Das Naheliegende und Verbindende in Sprache und Kultur wurde somit gerade am Ende des 19. Jahrhunderts in der akademischen und intellektuellen Welt Prags auffällig vernachlässigt.

Der gesellschaftlichen und kulturellen Bedeutung der Zwei- und Mehrsprachigkeit bei Deutschen und Tschechen in Prag um 1900 ging Robert Luft (München) nach, indem er Formen und Kombinationen „nationaler Zwischenstellungen“ von Bilinguisten, Grenzgängern und Vermittlern bzw. Vertretern eines dritten Weges zwischen den beiden großen böhmischen Nationalitäten vorstellt und dabei neben zahlreichen Einzelpersonen die Juden, den böhmischen Adel und das sozialdemokratische Milieu hervorhob. Illustriert wurde diese Gruppe, zu der auch der Jubilar zu zählen ist, exemplarisch durch ein Bonmot Havráneks: „Bei uns zuhause wurde immer tschechisch gesprochen, doch wenn wir Gäste hatten, wurde selbstverständlich deutsch gesprochen.“

Die Bedeutung der Prager Linguisten der zwanziger Jahre für die Internationalisierung der tschechischen Geisteswissenschaften thematisierte Klaas-Hinrich Ehlers (Berlin/Prag) unter dem Aspekt „Deutsch und Französisch als tschechische Wissenschaftssprachen in der Ersten Republik“. Die Spannungen und Brüche eines „ver-

gehenden Glaubens“ bei den jüdischen deutschsprachigen Literaten Prags zeichnete Jürgen Born (Wuppertal) kenntnisreich nach. Dem engeren Forschungsgebiet Krolops widmeten sich Jiří Stromšík (Prag) mit einem Beitrag über die frühe Rilke-Rezeption in Prag und Christian Wagenknecht (Göttingen), der zur räumlichen Fiktion von Kafkas Prag sprach. Daß Kurt Krolop sich vor allem Karl Kraus und Kafka zuwandte, gehört ironischerweise zu den alliterarischen Unwahrscheinlichkeiten, was Hanuš Karlach (Prag) zum Wortspiel „K. u. K. u. K. ...“ veranlaßte, das er seinem Beitrag über Krolops Kraus-Forschungen voranstellte.

Ohne ins Anekdotische abzugleiten, trugen gerade die persönlich gehaltenen Beiträge des Kolloquiums zum Gelingen dieser wissenschaftlichen Veranstaltung bei, darunter von Karl Riha (Siegen), der unter dem Titel „Herüber – Hinüber – Herüber“ über seine Erfahrungen mit literarischen und persönlichen Grenzüberschreitungen, Verbindungen und Wechselbeziehungen zwischen Deutschen und Tschechen seit dem Prager Frühling berichtete. Die hochbetagte, aber noch äußerst agile Prager Dichterin Lenka Reinerová, die während des Zweiten Weltkriegs als tschechoslowakische Botschaftsangehörige im mexikanischen Exil blieb, vermochte mit einer Lesung von Passagen zu Egon Erwin Kisch aus ihrem unveröffentlichten Manuskript „Traumcafé einer Pragerin“ schließlich die Welt der Prager Literaten und Bohème der zwanziger Jahre aufleben zu lassen.

Zielsetzung der äußerst lebendigen Tagung war weniger, neue fachspezifische Forschungsergebnisse vorzustellen, als vielmehr einen historisch-literarwissenschaftlichen Überblick über das besondere kulturelle Milieu der jüdisch geprägten deutsch-tschechischen Symbiose in Prag zwischen 1900 und 1930 zu geben. Damit ist die Hoffnung verbunden, daß dies auch einen Impuls für einen neuen und breiteren wissenschaftlichen Aufschwung der Germanistik an der Prager Universität gibt, damit diese ihre traditionelle Stellung und Bedeutung wiedergewinnt.

München

Robert Luft

## 100 JAHRE MASARYKS SCHRIFT ČESKÁ OTÁZKA

Die Dichte internationaler Masaryk-Konferenzen hat zugenommen. Häufig knüpften und knüpfen sie sich an Jahrestage, die aus Leben oder Werk T. G. Masaryks abgeleitet werden. Nach der in drei Bänden dokumentierten Londoner Konferenz, mit der Ende 1986 an den 50. Todestag Masaryks erinnert wurde<sup>1</sup>, tagte die Gemeinde der Masaryk-Forscher 1994 in Böhmen, wo sie auf Schloß Liblice die 80. Wiederkehr des Kriegeausbruchs von 1914 zum Anlaß nahm, über den Ersten Weltkrieg, die moderne Demokratie und Masaryk zu diskutieren<sup>2</sup>. In den Tagen vom 26. bis zum

<sup>1</sup> T. G. Masaryk (1850–1937). Vol. 1: Thinker and Politician. Hrsg. v. Stanley B. Winters. London 1990. – Vol. 2: Thinker and Critic. Hrsg. v. Robert B. Pynsent. London 1989. – Vol. 3: Statesman and Cultural Force. Hrsg. v. Harry Hanak. London 1990.

<sup>2</sup> První světová válka, moderní demokracie a T. G. Masaryk [Der Erste Weltkrieg, die moderne Demokratie und T. G. Masaryk]. Praha 1995.

28. September 1995 schließlich trafen sich über 70 Masaryk-Kenner aus 15 Ländern in Mähren, der Heimat Masaryks. Aufhänger der in Brünn von Lubomír Nový (Leiter des Kabinetts für das Studium des Werks T. G. Masaryks an der Philosophischen Fakultät der Masaryk-Universität Brünn) und Jaroslav Opat (Direktor des T. G. Masaryk-Instituts der Akademie der Wissenschaften in Prag) organisierten Konferenz war der Umstand, daß Masaryks Schrift *Česká otázka* (Die tschechische Frage) vor einem Jahrhundert erschienen ist.

Sowohl die Vorträge und Diskussionen der Plenarsitzungen als auch die der „historischen“ und „philosophisch-politologischen“ Sektionen zeigten, daß die Beschäftigung mit der „Tschechischen Frage“ allein nicht genug Stoff bot für eine dreitägige Konferenz. Somit ging es weniger darum, welche Antworten auf die von Masaryk gestellte „Tschechische Frage“ im Verlaufe von 100 Jahren durchdacht, versucht und verworfen worden sind. Vielmehr wurden Themen strapaziert, die um den „Europäer“, „Weltbürger“ und Demokraten Masaryk kreisten, die die Problematik der kleinen Nationen in Europa behandelten und die geistig-kulturellen Aspekte der Demokratie auszuleuchten versuchten. Relativ geschlossen wirkte der Block von Vorträgen über die Schlüsselphase in Masaryks Leben, also die Zeit des Weltkriegsexils in den Jahren 1914–18, an deren Ende die „Tschechische Frage“ unerwartet auf eine tschechoslowakische Lösung hinausgelaufen war (Zdeněk Šolle [Prag], Harry Hanak [London], Karel Pichlík [Prag], Maurice Godé [Monpellier], Frank Hadler [Berlin]). Diese im Rahmen der ersten kontinentalen Umbruchsituation des 20. Jahrhunderts gefundene tschechoslowakische Antwort auf die „Tschechische Frage“ indes wurde ebensowenig in das Zentrum der Konferenzdebatten gerückt wie die Suche nach einer Erklärung, welche Antwort auf die „Tschechische Frage“ durch die unlängst erlebte staatliche Trennung von Tschechen und Slowaken gegeben worden ist. Von beeindruckender Offenheit waren die Ausführungen von slowakischer Seite über den momentanen Umgang mit der tschechoslowakischen Vergangenheit in der Slowakei. Zu Konferenzende vertrat der Philosoph Lubomír Nový (Brünn) die Meinung, daß die Antwort auf die „Tschechische Frage“ eine tschechische sein müsse.

Mehrfach diskutiert wurde die Frage nach historischer Kontinuität und Diskontinuität der Politik-, Gesellschafts- und Demokratiekonzeption Masaryks in der tschechoslowakischen Geschichte. Einige der Teilnehmer bewegten sich dabei an der Grenze unkritischer Reflexionen der Wirkungsmächtigkeit Masarykscher Gedanken. Die Ausführungen über „Masaryks soziaethische Dimension der Demokratie“ (Eva Broklová [Prag]) z. B. riefen diesbezüglich kontroverse Meinungen hervor, die die Sinnfälligkeit grenzüberwindender Diskussionen auf einer sachlichen Ebene belegten. Unkommentiert und dennoch diskutabel blieben die Ausführungen von Jaroslav Šabata (Brünn) zum Thema „T. G. M. – Kontinuität und Inspiration“, in denen er verlautete, daß einzig die Kritik Jan Patočkas an Masaryk ernst zu nehmen sei, daß man in der tschechischen Gegenwart weiterhin von Masaryk ausgehen müsse und daß man zu Masaryk nur durch die „Überwindung“ Patočkas im Sinne der Hegelschen Negation der Negation „zurückkehren“ könne.

Zu den Höhepunkten der Brünnener Konferenz zählten ohne Zweifel die Ausführungen und Diskussionen über den mit Masaryks gewürdigter Schrift vor 100 Jahren

inaugurierten „Streit um den Sinn der tschechischen Geschichte“ und die damit untrennbar verbundenen Kontroversen zwischen Josef Pekář und Masaryk, die von Josef Zmr und Miloš Havelka (beide Prag) thematisiert wurden.

Die in Liblice 1994 angedachte „Internationale Masaryk-Gesellschaft“ ist in Brünn gegründet worden. Zum Vorsitzenden eines vierköpfigen Rates wurde E. V. Faucher (Nancy) gewählt.

Berlin

Frank Hadler



## NEUE LITERATUR

*České a polské srovnávací studie [Tschechische und polnische vergleichende Studien].*  
Hrsg. v. Mieczysław B a l o w s k i.

Karolinum, Praha 1993, 169 S. (Práce z dějin slavistiky 16).

Dem Sprachwissenschaftler Luboš Řeháček zum vierzigjährigen Dienstjubiläum gewidmet, enthält der Band neben einer Laudatio und einer Werkbibliographie des Jubilars (S. 7–25) eine Auswahl von 16 Referaten einer 1991 in Prag vom Slavischen Seminar der Karls-Universität veranstalteten Tagung. Die hierin enthaltenen, sämtlich Themen des 20. Jahrhunderts behandelnden literaturwissenschaftlichen Beiträge werden dem komparatistischen Anspruch allerdings kaum gerecht. Sehr informativ ist gleichwohl E. Czuplejewicz Überblick über die vorwiegend dokumentarisch orientierte polnische Gulag-Belletristik (S. 29–36). J. Królak zeigt ihrerseits zu Recht die Zwiespältigkeit „populistischer“ Tendenzen in der Prosa des Poetismus auf, ohne jedoch grundlegend neue Einsichten zu vermitteln (S. 37–45). Äußerst rudimentär und pauschal skizziert dagegen J. Magnuszewski einige Entwicklungsetappen der europäischen klassischen Avantgarde resp. Neo-Avantgarde (S. 47–52), und J. Vitoň präsentiert gar die doch recht interessante Galizien-Thematik in der modernen polnischen Prosa leider nur in Form eines knappen, wenngleich immer noch instruktiven Thesen-Papiers (S. 65–69). Anregend ist trotz seines kontroversen Ansatzes schließlich A. Mencwels Essay über Żeromskis in der Tradition des polnischen Messianismus stehende These vom angeblichen Gegensatz zwischen einer wertfreien europäischen Literatur und einer den Interessen der polnischen Nation untergeordneten Kunst (S. 53–64).

Unter den teils ebenfalls recht kurzen, meist mit Aspekten der polnischen und tschechischen Gegenwartssprache befaßten sprachwissenschaftlichen Studien seien nur einige insbesondere wegen ihres vergleichenden Ansatzes herausgehoben. M. B a l o w s k i etwa vermittelt durchaus interessante Einblicke in die Struktur von Aphorismen (S. 73–85), während M. Świdziński Art und Häufigkeit einzelner Typen von Verbalsätzen des Polnischen analysiert (S. 131–149). Recht nützlich gerade für die Sprachvermittlung sind darüber hinaus M. Pančiková's Hinweise auf moderne hybride Komposita im Polnischen und Slowakischen (S. 103–107) sowie K. Pösingerová's Zusammenstellung neuerer Ableitungen von Nomina agentis im Tschechischen und Polnischen (S. 115–121). Und schließlich liefert O. Uličný einen zwar gedrängten, aber sehr brauchbaren Überblick über Tendenzen der Formalisierung in der polnischen und tschechischen Linguistik aus historischer Sicht (S. 159–166).

Freiburg i. Br.

Peter Drews

*Antologie české právní vědy (2. polovina 19. století až 30. léta 20. století) [Anthologie der tschechischen Rechtswissenschaft. Zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts]. Hrsg. v. Petra Skřejpková und Ladislav Soukup.*

Karolinum, Praha 1993, 302 S.

Dem Bemühen Zdeněk Nejedlýs, in den Kommunisten die Erben der kulturellen Traditionen des tschechischen Volkes zu sehen, sind die Juristen nicht gefolgt. Als versucht wurde, die Erkenntnisse der um die Jahrhundertwende wirkenden tschechischen Juristen der sozialistischen Rechtswissenschaft nutzbar zu machen, wurde dies als Niederlegen roter Rosen vor den Denkmälern k. k. Hofräte lächerlich gemacht.

So sind die Leistungen, vielfach sogar die Namen vieler tschechischer „bourgeoiser“ Juristen aus der Zeit vor der Machtübernahme der kommunistischen Partei der heutigen Generation unbekannt geblieben. Zweck der vorliegenden, von einem 15köpfigen Autorenkollektiv herausgegebenen Anthologie ist es, durch Proben aus ihren Werken und Kurzbiographien das Lebenswerk dieser Männer in Erinnerung zu rufen. Zu diesem Zweck wurden 46 durchwegs in unserem Jahrhundert verstorbene Rechtswissenschaftler ausgewählt, darunter 44 Universitätsprofessoren, von denen 32 überwiegend an der Prager, 8 an der Brüner und 4 an der Preßburger Universität tätig waren. Neun haben sich noch an der ungeteilten Prager Karl-Ferdinands-Universität habilitiert, weitere 28 bis zum Untergang der Donaumonarchie. Drei waren sub auspiciis imperatoris zu Doktoren der Rechtswissenschaft promoviert worden. Nach 1918 erfolgte die Habilitierung in drei Fällen in Prag, in je zwei Fällen in Brünn und in Preßburg. Während Antonín Randa im Laufe von 96 Semestern zahlreiche Juristengenerationen heranbilden konnte, war es František Kop nur vergönnt, vier Semester zu lesen. Bei den zwei Vertretern der Rechtswissenschaft, die an keiner Universität wirkten, handelt es sich um den Sektionsschef im Wiener Unterrichtsministerium Hermenegild Jireček, den Herausgeber des *Codex iuris Bohemici*, und den Politiker František Ladislav Rieger, dessen Aufnahme mit seinen Verdiensten um die Ausgestaltung der Selbstverwaltung in Gemeinden und Bezirken begründet wird. Einige der in der Anthologie vertretenen Rechtsgelehrten sind auch im öffentlichen Leben an hervorragender Stelle hervorgetreten, drei als Minister österreichischer Regierungen, vier als Minister der Tschechoslowakei.

Die ausgewählten Texte sind zu neun Gruppen, der Reihenfolge der Thunschen Studienordnung folgend (einschließlich der an der juristischen Fakultät vorgetragenen Fächer Volkswirtschaft und Finanzwissenschaft), zusammengefaßt, und jeder Gruppe ist eine kurze Übersicht über die Entwicklung der tschechischen Rechtswissenschaft in diesem Rechtszweig vorangestellt. Hier werden auch jene Juristen erwähnt, die in der Anthologie nicht mit Proben aus ihren Werken vertreten sind. Einige dieser Übersichten greifen weit in die Vergangenheit zurück und beziehen die ältere Entwicklung ein. Als alle Fächer überragend werden die Leistungen der Rechtshistoriker hervorgehoben, sie stehen – so wird versichert – an führender Stelle in Europa. Den ausgewählten Stellen aus den Werken dieser 46 Repräsentanten des Rechtslebens sind Kurzbiographien und Werkverzeichnisse vorangestellt. Sie lassen auch die enge Verknüpfung der tschechischen mit der deutschen Rechtswissenschaft

erkennen. So haben Otakar Sommer bei Ludwig Mitteis in Leipzig, Karel Hermann-Otavský bei Levin Goldschmidt und Jaroslav Kallab bei Franz Liszt in Berlin, Josef Kaizl bei Georg Friedrich Knapp und Gustav von Schmoller in Straßburg studiert, in München haben Leopold Heyrovský, Josef Drachovský und Karel Engliš, in Halle Josef Prušák, in Heidelberg Bohumil Baxa, in Bonn Antonín Hobza einige Semester zugebracht. Darüber hinaus sind viele tschechische Rechtswissenschaftler durch zahlreiche in deutscher Sprache veröffentlichte Publikationen und durch ihre Mitarbeit an deutschen Zeitschriften und Sammelwerken im deutschen Kulturkreis bekannt.

Diese Biographien, die durchwegs ohne Quellenhinweise geboten werden, sind oft nur auf die äußeren Lebensdaten beschränkt. Bei Randa hätte man einen Hinweis auf den „Professorenmacher“ erwartet, der zahlreiche Schüler zur Habilitation ermunterte und damit die Verselbständigung der tschechischen juristischen Fakultät ermöglichte. Unerwähnt bleiben auch die gegen Emil Ott in der Öffentlichkeit und in der Presse gerichteten heftigen Angriffe, als er in einer von Ferdinand Pantůček eingereichten Habilitationsschrift die vom Gesetz gestellten Anforderungen nicht erfüllt sah und die Habilitation ablehnte. Bei Jan Kapras, dessen Verdienste um die Angliederung niederösterreichischer Gebiete und des Hultschiner Ländchens an die Tschechoslowakei gewürdigt werden, erfährt der Leser nicht, daß er am Ende seines Lebens als Kollaborant vor dem Nationalgericht angeklagt wurde.

Linz an der Donau

Helmut Slapnicka

*Prager Wirtschafts- und Sozialhistorische Mitteilungen/Prague Economic and Social History Papers 1. Hrsg. vom Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Philosophischen Fakultät der Karls-Universität Prag.*

Praha 1994, 168 S.

Seit 1989 verändern sich nicht nur Wissenschaftsstrukturen und entstehen nicht nur neue Universitäten, sondern auch neue Publikationsorgane. Nachdem 1992 in Prag erstmals an einer Philosophischen Fakultät der böhmischen Länder ein Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte gegründet wurde, beginnt dieses Institut nun mit einem Periodikum, das in deutscher und englischer Sprache Studien, Berichte und Forschungs- wie Literaturübersichten sowie Buchbesprechungen für den mitteleuropäischen Raum bringen wird. Das neue Organ unterscheidet sich dadurch von dem meist in tschechischer Sprache publizierenden Jahrbuch „Hospodářské dějiny/Economic History“ des Historischen Instituts der Akademie der Wissenschaften. Die vorwiegend aus tschechischen und deutschsprachigen Wissenschaftlern zusammengesetzte Redaktion und deren Beirat bestehen zum größeren Teil aus Wirtschaftshistorikern, doch ist zu hoffen, daß sozialgeschichtliche Ansätze, wie sie seit mehr als 20 Jahren in den USA und Deutschland verfolgt werden, durch die neue Zeitschrift in den böhmischen Ländern eine größere Beachtung finden.

Das erste Heft der jährlich erscheinenden Mitteilungen enthält drei Studien, drei Referate, einen historiographischen Beitrag sowie je zwei Konferenzberichte und Rezensionen. Einige Kinderkrankheiten sind dabei aber festzustellen: Die Schrift ist

sehr klein gewählt und ermüdet den Leser, ein Mitarbeiterverzeichnis fehlt. Die offizielle Abkürzung der Zeitschrift „Prager WISOHIM“ ist nicht nur länger als jeder Prager Zeitungsnamen in voller Länge, sondern wird auch noch für den englischen Zweititel „Prague ESHP“ variiert, beantwortet aber nicht die Frage, welche Stadt ein Schwesterunternehmen beherbergt. Eine Abkürzung mit mehr als vier oder fünf Buchstaben verdient nicht den Namen, und PWSM stände noch zur Verfügung. Der Aufgabe eines Kolumnentitels wird zudem die durchlaufende Verwendung beider Abkürzungen kaum gerecht.

Inhaltlich kann das Heft als Ganzes für gelungen angesehen werden, auch wenn dies nicht für jeden einzelnen Beitrag gilt. Weder die Zusammenstellung über den ökonomischen Einzugsbereich des Hafens Triest noch die ausführliche Darstellung des an sich sehr beachtenswerten „Prague International Management Congress“ der Techniker von 1924 unter dem Gesichtspunkt der tschechisch-amerikanischen Beziehungen vermögen zu überzeugen. Um so interessanter ist die Aufarbeitung der tschechoslowakisch-bulgarischen Handelsstatistik der Zwischenkriegszeit (Ljuben Berov/Zdeněk Sládek). Nach Deutschland war 1935 die ČSR der wichtigste Handelspartner Bulgariens. Beide Staaten veröffentlichen jedoch extrem von einander abweichende Statistiken. Die Gründe dafür lagen nicht nur darin, ob Export- und Währungsprämien sowie die Transportkosten einbezogen wurden, sondern auch in den unterschiedlichen Erfassungsformen (Erzeugerländer, vermittelnde Exportländer etc.). Aufgrund dieser statistischen Differenzen läßt sich, so die beiden Autoren, der wirkliche wertmäßige Handelsumfang heute nicht mehr rekonstruieren. Damit wird an einem besonders krassen Beispiel deutlich, wie vorsichtig mit makroökonomischen Daten und ihrer Bewertung bei der Interpretation von wirtschaftlichen und politischen Zusammenhängen umgegangen werden muß. Möglicherweise wirkt sich nicht der tatsächliche Handel, sondern nur das Bild des Handels auf die zwischenstaatliche Politik und auf Kreditvergaben aus.

Ebenfalls bemerkenswert sind ein Referat von Eduard Kubů über die Vereinigung der tschechischen Banken von 1917, aus der in der Republik ein Kreditkartell hervorging, und der problemorientierte Überblick über Typen, Faktoren und regionale Unterschiede in der böhmischen Industrialisierung und ihrer Defizite (Jana Macháčková /Jiří Matějček). Die Beziehungen der tschechischen Sozialdemokratie zu den tschechischen katholischen Parteien und dem böhmischen Adel 1914/15 (Zdeněk Kárník), die sich im wesentlichen auf die Kontakte Šmerals mit Thun beschränkten, werden in dem einzigen sozialgeschichtlichen Beitrag des Heftes untersucht. Trotz neuer Quellen bleibt die Beurteilung der tschechischen katholischen Parteien in alten – auf den Gründungsmythos der Ersten Republik zurückgehenden – Stereotypen verhaftet. Kenntnisreich ist auch der kritische Literaturbericht zur österreichischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (Herbert Matis), der dem Anspruch der neuen Zeitschrift entspricht, über den böhmischen Raum hinaus Anstöße zu geben und Vermittlungsaufgaben für die mitteleuropäische Forschung zu erfüllen. Den Prager Wirtschafts- und Sozialhistorischen Mitteilungen ist in diesem Sinne Erfolg zu wünschen – und auch daß es gelingt, engagierte Diskussionen in Gang zu bringen.



*Kalivoda, Robert: Husitská epocha a J. A. Komenský [Die hussitische Epoche und J. A. Comenius].*

Odeon, Praha 1992, 314 S.

Robert Kalivoda (1923–1989) war ein „außergewöhnliches wissenschaftliches Talent mit brillanter Fähigkeit zu konzeptionellem Denken“, wie man ihm nachsagt, und im selben Nachruf zählt man ihn „zu den bedeutendsten tschechischen Denkern der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“. Die deutsche Diskussion berührte dieser Komet der ersten tschechischen Nachkriegsgeneration nur am Rande, aber immerhin: 1976 erschien bei Böhlau sein umfangreiches Werk über Ideologie und Revolution mit dem Untertitel: *Der Hussitismus*. Zehn Jahre vorher hatte er mit einem kleinen Band über „Marx und Freud“ Aufsehen erregt und war nach Deutschland, in die Schweiz und nach Österreich eingeladen worden, namentlich dorthin, wo man damals über Marxismus und Christentum diskutierte. Das Buch erschien in Deutschland, in Frankreich, in Jugoslawien, in Italien und in Spanien. Die zweite tschechische Auflage von 1970 wurde konfisziert.

Im Jahre 1963 hatte Kalivoda für die erste, die tschechische Fassung seiner damals sogenannten „Hussitischen Ideologie“ den Staatspreis bekommen, nach längeren Debatten, in denen das Buch zunächst noch verurteilt worden war. In den Diskussionen der sechziger Jahre trat der Staatspreisträger dann mit einem politischen Reformprogramm hervor, natürlich einem intellektuellen, nicht sonderlich pragmatischen, zur Minorität verurteilten. Aber für aufmerksame Beobachter einer „Reformation im Kommunismus“, wie für Eugen Lemberg, spielte er schon früh eine Rolle. Und 1970 gehörte er im eigenen Land zu „einem der Hauptfeinde der Normalisatoren“. Der Zusammenbruch des Prager Frühlings machte ihn zum kranken Mann. Daß er 1979/80 noch einmal Gelegenheit hatte, an einem Jahresprojekt des Zentrums für interdisziplinäre Forschung in Bielefeld teilzunehmen, das der vergleichenden Utopieforschung gewidmet war und ihm zwei Studien über das Zeitalter des Comenius und über den modernen tschechischen Strukturalismus ermöglichte, vermochte seine Kräfte nicht noch einmal zu wecken. Der Prager Frühling hatte ihn für eine Zeitlang auch außerhalb der wissenschaftlichen Diskussion populär gemacht, bis zur Teilnahme am „heimlichen Parteitag“ im September; der „Herbst“ hatte seine Kraft gebrochen. In die Emigration zu gehen, hatte er abgelehnt. Auch als Geschlagener blieb er auf dem Feld seiner Niederlage. Alles das nicht ganz ohne menschliche Konzessionen, nicht ohne Genugtuung darüber, daß seine Gesprächspartner in den Verhören nun zynisch geworden seien und nicht mehr brutal, daß seinen Kindern doch noch ein Studium möglich sei, daß er in seiner Familie und bei seinen Freunden Trost fand: Exemplarische Biographie eines Nonkonformisten, von denen es so viele gab in unserem Jahrhundert der gesellschaftlichen Ratlosigkeit und der ideologischen Gewalt neben und zwischen dem blanken Terror in Krieg und innerem Widerstand.

Robert Kalivoda starb am Nikolaustag 1989. In seinen letzten drei Lebenswochen hörte er noch vom Sieg der Dissidenten. Ein zwiespältiger Trost, denn er hatte sich lebenslang für den Sieg des „wahren Marxismus“ eingesetzt. Und vielleicht blieb auch der „Sozialismus mit menschlichem Gesicht“ der große Irrtum seines Lebens, so wie er als Anthropologe immer wieder an die Kraft der Ideen glaubte, die er zu analysieren



suchte, ein Vorhaben, das sich in seinem Lebensweg wie in seinen Diskussionen nun einfach nicht mit dem historischen Materialismus seiner Zeit vereinigen ließ.

Kalivodas Leben war untrennbar mit Diskussion verbunden. Schon der Gymnasiast suchte nach einem besonderen Standpunkt und fand ihn im erweiterten Freundeskreis um Karel Teige, beim namhaften intellektuellen Nonkonformismus in der „Avantgarde“ der Zwischenkriegszeit, die selbstverständlich zunächst der Großen Oktoberrevolution zuneigte. Nach dem Krieg stellte er sich zunächst einmal auf die Seite der Siegreichen von 1948, mit deren Aufstieg seine Studienzeit und seit 1954 seine Mitarbeit am Kabinett für Philosophie bei der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften verbunden war. Aber er war ein eigenwilliger Mitarbeiter: Daß dieses Institut bald danach zur Fabrikarbeit abkommandiert wurde, um für eine Weile den Werktätigen nahe zu sein, eine Strafe gegen widerspenstige Intellektuelle, die bei uns damals so gut wie unbekannt blieb, ist zum guten Teil auf sein Wirken und seine gedankliche Autorität unter den Kollegen zurückzuführen. Umgekehrt blieb bei uns auch wenig beachtet, daß er ein paar Jahre später den Staatspreis erhielt. Überhaupt fiel manche Einzelheit im Leben Kalivodas dem Umstand zu Opfer, daß westliche, namentlich deutsche Medien weit mehr am Schicksal der Schriftsteller interessiert waren als an den Arbeiten jener Wissenschaftler, die mit ihren Urteilen über Geschichte und Philosophie, mit ihrer ständigen Diskussion um Grundzüge der Anthropologie dem Regime im eigenen Land nicht weniger Kopfzerbrechen bereiteten und gleichzeitig bei ihren Landsleuten ungleich populärer waren – die hohen Auflagenzahlen geisteswissenschaftlicher Fachliteratur in jenen Jahren waren nicht allein Propagandaeffekte.

Demokratie ist Diskussion, hinterließ T. G. M. dem Vater Robert Kalivodas als einem seiner entschiedenen Anhänger in der staatlichen Schulverwaltung; Diskussion schlechthin wurde zum Lebenselixier des Sohnes und mit ihr das ständige Ringen um eine angemessene gesellschaftliche Lebensform, die gleichermaßen wie Masaryks utopisches Losungswort und wie unsere vielstrapazierte Diskursgesellschaft nicht so recht mit politischer Pragmatik zu vereinigen ist und doch unentbehrlich erscheint für intellektuelle Politik. Sie suchte der Philosophiehistoriker Robert Kalivoda, erstens zu seiner Zeit und zweitens auch in erkennbaren historischen Akzenten. Während der vier Jahrzehnte, die ihm für diese Suche gegönnt waren: zunächst im Hussitismus aus dem traditionellen Selbstbewußtsein seiner Überzeugung vom Beginn der Weltreformation im eigenen Land; dann, mit besonderer Betonung auf den Schriften des „jungen Marx“, in einer Synthese von Marx und Freud; danach beim Surrealismus und einer neuen, gesellschaftlichen „Wahrheit“ und ästhetischen „Harmonien“. Schließlich suchte er noch einmal in einer Vereinigung zwischen der hussitischen und der barocken Reformation, zwischen Hus und Comenius, in einer Reihe kleinerer Essays und Studien, bei seinem allmählich gelockerten Publikationsverbot in den Organen der Comeniusforschung veröffentlicht. Aber er blieb außerstande, diese Synthese noch in den achtziger Jahren zu vollenden. So unvollendet war 1968 auch eine Edition der Schriften von Karel Teige geblieben, von dem nur der erste Band erschien, ein Signal für die Rebellen in der KPTsch, sowie Teige seinerzeit vierzig Jahre vorher gegen Gottwald und Stalin rebellierte hatte. Auch er hatte verloren.

Im Jahre 1992 gab Jan Kalivoda aus dem Nachlaß seines Vaters nun einen Sammel-

band heraus unter dem Titel Die hussitische Epoche und J. A. Komenský. Die Freunde Josef Zúmr und Josef Válka schrieben Nachworte. Für Kalivodas Teilnahme an der internationalen Diskussion um diesen Themenkreis, namentlich auf ideengeschichtlicher Ebene, wie sie der „echte“ oder auch der „schablonenhafte“ Marxismus, je nach der kommentierenden Perspektive, bekanntlich ablehnt, erscheint der Text ganz vorzüglich ausgewählt. Es trifft auch den Problemkreis, daß zuguter Letzt noch ein Beitrag über Kalivodas Verständnis von „Emanzipation und Utopie“ in dem Band zu finden ist, Ergebnis seiner Mitarbeit am Bielefelder „ZiF“ 1979/80 und im weiteren Sinn auch ein besonderes Bekenntnis zu seinem utopischen Denken.

Kalivodas großes Verdienst für die Hussitologie ist eben seine philosophische Arbeit. Im allgemeinen bedeutet sie die Rückführung der Ideengeschichte in diesen von der tschechischen Wissenschaft so besonders gepflegten Bereich der Spätmittelalterforschung; im besonderen trug sie vieles bei zur Aufhellung der wirkenden Kräfte in der Entwicklung der hussitischen Bewegung vom reformatorischen Aufbruch bis zur Revolution. In der gegebenen Situation brachte sie aber in das vorherrschende marxistische Schema von der tragenden Basis und dem ideologischen Überbau ein fremdes, sogar ein feindliches Element, ein gegenläufiges, das die tschechische Hussitenforschung bald aufgriff und das seine Wellen schlug bis in die Moskauer Zentrale. Diese Befreiung vom ideologischen „Schablonismus“ wurde von den meisten Historikern ganz recht verstanden. František Graus machte eine unruhliche Ausnahme in seiner Rezension der deutschen Version des Buches, die er 1977, selber schon fast zehn Jahre in Deutschland, in der Historischen Zeitschrift veröffentlichte. Nicht nur Bücher haben ihre Schicksale . . .

In die Wissenschaftsgeschichte könnte Robert Kalivoda nach seinem gesamten Anliegen eingehen als ein Marxist, der in Wirklichkeit keiner gewesen ist.

Haar

Ferdinand Seibt

*Bahlcke, Joachim: Regionalismus und Staatsintegration im Widerstreit. Die Länder der Böhmisches Krone im ersten Jahrhundert der Habsburgerherrschaft (1526–1619).*

R. Oldenbourg, München 1994, 571 S.

Der Titel der bei Gottfried Schramm in Freiburg entstandenen Dissertation formuliert ein Grundproblem der europäischen Geschichte, das auf einer neuen Stufe in der Gegenwart wieder besonders aktuell erscheint. Mit „Regionalismus“ ist hier allerdings nicht der moderne Begriff gemeint, sondern landständisches Eigenbewußtsein und landständische Interessenpolitik. Es geht somit zum einen um einen exemplarischen Beitrag zur Problematik der Ständegeschichte insgesamt, als deren kontinuierliches Grundelement Dietrich Gerhard einmal den Regionalismus beobachtet hatte. Zum anderen gilt die Problemstellung beispielhaft der Staats- und Ständeentwicklung des östlichen Mitteleuropa, wo einerseits die landständische Position besonders ausgeprägt war und andererseits von Polen bis Ungarn zusammengesetzte Monarchien und Länderkonglomerate dem Königtum ähnliche Integrationsaufgaben stellten wie im 15. Jahrhundert in Spanien oder Burgund. Mit diesem Problem war besonders die Habsburgermonarchie als ganze konfrontiert, innerhalb derer wiederum die Länder der Böhmisches Krone am wenigsten Zusammenhalt aufwiesen – mangels ausrei-

chender gemeinsamer Institutionen und infolge der zumal seit der hussitischen Revolution besonders unterschiedlichen inneren Strukturen. Angesichts des ausgeprägten Gegensatzes zwischen Ständesystem und Königtum, der von der konfessionellen Entwicklung noch verschärft wurde, stellte sich für die böhmischen Länder im 16. Jahrhundert unter den Habsburgern die Frage, ob die notwendige Kohärenz und Integration der fünf Kronländer dem vertikalen Modell des monarchischen Befehlsstaates folgen werde oder dem horizontalen Modell der konsensgetragenen Ständeversammlung.

Diese ständische Alternative und ihr Innovationspotential sind das eigentliche Thema der Untersuchung, die daher die Entwicklung von ihrem Ergebnis her konzipiert, aus der Perspektive der *Confoederatio Bohemica* von 1619 nämlich, die trotz ihrer Kurzlebigkeit zu Recht als die große alternative Leistung der Ständepolitik der böhmischen Länder hervorgehoben wird. Dabei wird diese Konföderation nicht bloß als ein Teil des Ständeaufstandes untersucht, sondern als Entwicklungsziel *sui generis* für das System der Kronländer. Sie setzte nämlich eine allmähliche und mühsame Überwindung der vertikalen Lehensunterordnung der Nebenländer unter das böhmische Hauptland voraus mit dem Ziel einer horizontalen, auf Herrschaftsvertrag beruhenden Gleichordnung und damit auch die Überwindung des landständischen Regionalismus zugunsten ständischer Staatsintegration. Um die spannungsreiche Herausbildung dieses föderalen Systems zu verfolgen, untersucht der Verfasser konsequent die Entwicklung des Verhältnisses und der Beziehungen der böhmischen Länder untereinander. Neben der innovativen Perspektive – Integration statt Aufstand – liegt die erste herausragende Leistung dieser Untersuchung darin, daß sie die böhmische Ländergruppe als zusammenhängendes „Staatsgefüge“ betrachtet. Ist doch die Historiographie zu den böhmischen Ländern gewohnt, diese entweder nur additiv nebeneinander darzustellen oder sie der Entwicklung des böhmischen Hauptlandes zu subsumieren. Soweit ich sehe, sind die fünf Länder in einer Epoche überhaupt noch nie so zielbewußt verglichen und in ihren Beziehungsproblemen, Verbindungen und Gegensätzen dargestellt worden.

Die Arbeit erstreckt sich auf die Epoche von 1526–1619, hat ihren zeitlichen Schwerpunkt mit den innovativsten Analysen jedoch in der Phase nach 1564, da sich hier einerseits die Ständepolitik zwischen den Ländern intensivierete und andererseits die Forschungsdefizite zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eklatant sind. Nach einer klaren Einführung in die Fragestellung und Grundproblematik sowie in den Forschungsstand und die spätmittelalterliche Vorgeschichte (I) erläutert Bahlcke in übersichtlichen Skizzen die besonderen Traditionen und Strukturen der einzelnen Kronländer (II) und verdeutlicht damit deren erstaunliche Vielfalt als Integrationsproblem. Ein ausführliches Kapitel (III) behandelt die Staatskonzeption und die Strategien der Monarchisierung des ersten Habsburgers, der sich dabei eher auf die Nebenländer stützen konnte, da diese ihrerseits im König als Bezugspunkt den Garanten ihrer Eigenständigkeit gegenüber dem Hauptland sahen. Die Bedeutung der von Ferdinand I. geschaffenen Institutionen (Kammer, Rat, Appellationsgericht) für das Verhältnis von Zentralisierung und Landesautonomie wird deutlich herausgearbeitet. Besondere Aufmerksamkeit widmet Bahlcke hier wie auch in der späteren Entwicklung der Funktion der böhmischen Kanzlei als Scharnier zwischen König und Ständen

sowie zwischen den Ländern, dem Problem der Landesdefension, deren Koordination die Stände dem König überließen, schließlich besonders exemplarischen Spannungsfeldern und Konfliktfällen zwischen den Kronländern. Die erfolgreiche Monarchisierungspolitik Ferdinands I. und die von diesem ausgespielten Gegensätze zwischen den einzelnen Ländern erscheinen dabei als wechselseitiger Bedingungs-zusammenhang.

Für die besonders schwer zu konturierende Epoche der wachsenden Konfrontation zwischen den Konfessionen ebenso wie zwischen den Ländern (1564–1599) setzt Bahlcke klare Akzente. Der Neuorientierung und -formierung der konfessionellen Ständeopposition stand die mächtige Führungsrolle der böhmischen Landesbeamten gegenüber, zu der wiederum die Nebenländer mit der zunehmenden Betonung ihrer Eigenständigkeit in Spannung gerieten („Landespartikularismus“ scheint mir jedoch ein zu negativ konnotierter Begriff). Auf den zumal in Mähren erfolgreichen nachtridentinischen Aufbruch der katholischen Erneuerung reagierten aber andererseits die protestantischen Stände der Kronländer mit einem allmählich wachsenden „Zusammengehörigkeitsgefühl“, so daß zwischen landständischen Interessen und protestantischer Solidarität die Frontstellungen oft wechselten. Eine katalysatorische Funktion für das protestantische Zusammenwachsen beobachtet Bahlcke in den ausführlich analysierten Kirchenkonflikten in Troppau und Glogau. Deren Bedeutung ergibt sich aus der besonderen Perspektive auf die Länderbeziehungen, in der die Relevanz der *Confessio Bohemica* für die länderübergreifende protestantische Solidarisierung und konfessionelle Polarisierung sehr viel geringer zu veranschlagen ist. Diese Polarisierung verfolgt Bahlcke schließlich auch im Bereich des politischen Denkens, wo protestantische Verbindungen zwischen den Kronländern sich auf dem Umweg über ausländische Universitätsstudien und schlesische Calvinisten im Westen ergaben. Das Urteil, die Mehrheit der Stände habe jedoch zum erasmischen Ideal des Ausgleichs geneigt, wird aus der og. Instabilität der Fronten plausibel und erklärt schließlich die besonders in Mähren überkonfessionelle „Konföderationsbewegung“, die das Thema des letzten, inhaltlich besonders dichten Kapitels (V) bildet.

Während im 16. Jahrhundert letztlich das Königtum Träger der Integration geblieben war und sich keine dauerhafte gemeinsame ständische Front der Kronländer gebildet hatte, wurden nun die wachsende Gefährdung der Protestanten (Brüdermandate 1602/03 in Böhmen und Mähren, Unterdrückung in Troppau) und schließlich der ungarische Bocskay-Aufstand 1606 zum Impuls für eine ständische Integrationspolitik. Die Initiative dazu ergriff Mähren mit seinem Anschluß an das ungarisch-österreichische Ständebündnis 1608 samt Regierungssturz und Bildung eines Ständedirektoriums. Damit befreite sich Mähren nicht nur vom katholischen Druck und der böhmischen Bevormundung, sondern spaltete auch andererseits die böhmischen Kronländer, zumal die böhmischen und schlesischen Stände sich 1609 in einem eigenen Widerstandsbündnis zusammenschlossen. Zur Erklärung dieser gegensätzlichen Bündnisse führt Bahlcke die unterschiedliche Außenorientierung Böhmen-Schlesiens einerseits und Mährens andererseits an – eine interessante Beobachtung zur Bedeutung des grenzübergreifenden ständischen Regionalismus. Die Spaltung der böhmischen Länder deutet er jedoch nicht im konventionell negativen Sinn als Landespartikularismus, sondern gleichsam dialektisch als positiven Impuls für ständische Verfas-



sungsveränderungen in einer umfassenden ständischen Konföderationsbewegung, die 1619 kulminierte, oder kurz: Der Emanzipationsprozeß der Nebenländer regte einen Konzentrationsprozeß einer Konföderation der protestantischen Stände aller Kronländer an (S. 346). Der Beginn der Verfassungsänderung war also nicht der Fenstersturz von 1618, der lediglich ihre radikale Kulminationsphase einleitete. Zu überlegen wäre somit, ob die ständische Revolution (Seibt) in den böhmischen Ländern nicht bereits 1608 begann und damit einen komplexeren Verlauf aufwies, der auch das Scheitern von 1620 aus längerfristiger Perspektive erklären könnte, nämlich mit den weiterbestehenden Spannungen zwischen Mähren und Böhmen und daher mit dem verspäteten Zusammenschluß der beiden getrennten Konföderationen im Jahre 1619.

Obwohl Bahlcke in der wachsenden Konfrontation zwischen Ständen und König bei den böhmischen Defensoren eine länderübergreifende oppositionelle Integrationsfunktion für die Protestanten beobachten kann, so beherrschten doch viel mehr die Reformforderungen der Nebenländer zur Sicherung ihrer Eigenständigkeit und damit der Gegensatz zu Böhmen die Debatten bis 1619. Dieses Thema der Emanzipationstendenzen der Nebenländer hält der Autor ja zu Recht als Perspektive der traditionellen Historiographie entgegen, die den Prozeß nur aus der ständisch-monarchischen Konfrontation erklärt. Die „lähmende Konkurrenz“ (S. 454) 1599–1618 bedeutete eben doch eine Hypothek für den Erfolg der Ständerevolution. Erst der erzwungene Anschluß Mährens an den Aufstand ermöglichte es dann, die Emanzipationspolitik im Herrschaftsvertrag der Confoederatio Bohemica als neuer gemeinsamer Verfassung aufzuheben. Deren Inhalt interpretiert Bahlcke überzeugend, indem er sie nach ihren Hauptelementen strukturiert. Ihre seit 1608 auf dialektische Weise entwickelte innovative Integrationsfunktion ebenso wie ihre emanzipatorische Bedeutung lassen am Ende den „Weißen Berg“ fast vergessen. Er erscheint in der Tat als überflüssig, zumal faktischer Erfolg oder Mißerfolg nicht über den Wert historischer Alternativen entscheidet. Der „moderne Staat“ war nicht notwendigerweise absolutistisch. Als expansiver Machtstaat war er zwar dem konsensualen Integrationsmodell überlegen, führte aber in der Gegenbewegung auch zur Katastrophe des unitarischen Nationalstaats.

Die große Reichweite und die Komplexität der Fragestellung, die konsequente Behandlung aller böhmischen Länder und ihrer Beziehungen, schließlich die klare und – aufgrund der umfassenden Literaturverarbeitung und der Verwendung zahlreichen archivalischen Quellenmaterials – wohlfundierte Argumentation machen dieses interessante Buch geradezu zu einem Grundlagenwerk zur frühneuzeitlichen Geschichte der böhmischen Länder, das schließlich noch durch ein Personen-, Orts- und Sachregister gut erschlossen wird.

Bochum

Winfried Eberhard

*Wolf, Hubert: Die Reichskirchenpolitik des Hauses Lothringen (1680–1715). Eine Habsburger Sekundogenitur im Reich?*

Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1994, 331 S. (Beiträge zur Geschichte der Reichskirche in der Neuzeit 15).

In der 1991 von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen als Habilitationsschrift im Fach Kirchengeschichte angenom-



menen Studie wird das reichskirchenpolitische Engagement der lothringischen Dynastie in der *Germania Sacra* beleuchtet, dessen Höhepunkt unter Karl Josef Ignaz (1680–1715) und Franz Anton von Lothringen (1689–1715) lag. Die zwangsläufig größte Bedeutung in der Reichskirchenpolitik mußte den geistlichen Wahlen zukommen, da nur auf diesem Wege ein Hochstift für die eigene Familie gewonnen werden konnte. Um die politische und sozialpolitische Dimension der Bischofs- bzw. Koadjutorwahlen zu ermessen, wählte Hubert Wolf einen dynastischen Forschungsansatz, der sich primär nicht an der Bischofsbiographie, sondern am sozialen Umfeld der Dynastie sowie deren finanziellen Möglichkeiten und Klientelbeziehungen orientiert. Er gewinnt damit nicht nur einen schärferen Blick auf die Vielzahl der mit einer geistlichen Wahl gekoppelten politischen Interessen, sondern auch auf die langwierigen Überlegungen, Sondierungen und Parteibildungen vor wie nach der jeweiligen Wahl.

In ihre reichskirchenpolitischen Überlegungen zogen die Lothringer mit Augsburg, Basel, Corvey, Eichstätt, Freising, Fulda, Hildesheim, Köln, Lüttich, Mainz, Münster, Olmütz, Osnabrück, Paderborn, Passau, St. Gallen, Stablo-Malmédy, Speyer und Trier insgesamt 19 Hochstifte ein. Von den acht ernstzunehmenden Bewerbungen in Bistümern und Reichsabteien führten vier Kandidaturen zum Erfolg (Olmütz 1694, Osnabrück 1698, Stablo-Malmédy 1701, Trier 1710). Für die nähere Einordnung der Kandidaturen werden systematisch und auf überaus breiter Quellengrundlage die lothringische Überlieferung und die ihrer Parteigänger, das Material der Gegenkandidaten bzw. ihrer politischen Protektoren, die Überlieferung der Domkapitel als Wahlorgane, die offiziellen Wahlakten des kaiserlichen Hofes, die vatikanischen Quellen und die Gesandtschaftsberichte der von den Wahlen tangierten politischen Mächte herangezogen. Vom methodischen Ansatz und von der Fragestellung her werden damit mehrere Gedanken Rudolf Reinhardts weiterentwickelt, der sich in den vergangenen Jahrzehnten in zahlreichen Beiträgen den hochadeligen Dynastien in der Reichskirche des 17. und 18. Jahrhunderts, der Reichskirchenpolitik der Pfalz-Neuburger Dynastie sowie den Problemen der Koadjutorie und der Kumulation von Kirchenämtern widmete.

Über die engeren Zusammenhänge der lothringischen Reichskirchenpolitik hinaus fragt Wolf, wie der – mit einem Fragezeichen versehene – Untertitel ankündigt, aber auch nach der möglichen Funktion dieser reichskirchlichen Aktivität für die Habsburger, die seit 1665 für mehr als ein Jahrhundert keine eigenen Kandidaten in der *Germania Sacra* zu stellen vermochten und damit den bayerischen Wittelsbachern als ihren mächtigsten Rivalen hoffnungslos unterlegen waren. Zum Teil konnte dieser Mangel nach der Heirat Leopolds I. 1676 mit Eleonora Magdalena Theresia von Pfalz-Neuburg durch die konsequente Bevorzugung seiner Neffen bei der Vergabe geistlicher Ämter kompensiert werden. Die pfälzischen Wittelsbacher, die Wolf uneingeschränkt als „habsburgische Sekundogenitur“ im Reich bezeichnet, verdanken dem kaiserlichen Nepotismus beachtliche Erfolge in der Reichskirche. Eine ähnliche Rolle bot sich auch für die Lothringer Karl Josef Ignaz und Franz Anton an, den beiden für den geistlichen Stand ausgewählten Söhnen des Türkensiegers von Wien, Herzog Karl V. von Lothringen, der 1678 eine Stiefschwester Leopolds I. geheiratet hatte. In der Frage des Autors, „ob das Modell der beiden habsburgischen Sekundogenituren Pfalz-Neuburg und Lothringen funktionierte“ (S.42), deutet sich allerdings ein

methodisches Grundproblem seiner Ausführungen über die habsburg-neuburg-lothringische Allianz in der Reichskirche an, die als Faktum gelegentlich mehr vorausgesetzt als eigentlich hinterfragt wird.

Im Vergleich mit anderen Dynastien konnte die Reichskirchenpolitik der Lothringer im Jahre 1715, als beide Kandidaten überraschend früh den Tod fanden, nur bescheidene Erfolge vorweisen. Der Mangel an finanziellen Mitteln, an diplomatischer Erfahrung, an potentiell einsetzbaren Kandidaten und an einem personellen Beziehungsnetz wurde noch durch die unnachgiebige Haltung Papst Clemens XI. verstärkt, der den Lothringern – anders als den bayerischen und pfälzischen Wittelsbachern – nicht gestattete, mehr als zwei Diözesen in einer Hand zu vereinigen. Die Tatsache, daß Habsburg offensichtlich nicht bemüht war, die fehlenden lothringischen Ressourcen auszugleichen, führt Wolf selbst als mögliches Argument gegen die These der Sekundogenitur an. Er bestätigt auch, daß sich eine kaiserliche Initiative nur in Olmütz, vier Jahre später in Osnabrück und bei den Sondierungen in Basel 1704–05 und Münster 1706–07 nachweisen läßt, während sich die Initiative seit der Niederlage von Münster mehr und mehr auf Lothringen verschoben habe. Wolf resümiert: „Der Grad und die Intensität des habsburgischen Engagements pro Lothringen nimmt ab, auch wenn die Kaiser an der Grundrichtung ihrer Reichskirchenpolitik durchaus festhalten. Die Staatsraison, reichspolitische und strategische Rücksichten gewinnen Priorität vor der ‚Hauspolitik‘ in diesem engeren Sinne“ (S. 299). Die nur sehr allgemein gehaltenen, die Ausgangsthese stützenden Bemerkungen über die Inhalte kaiserlicher Wahlinstruktionen bzw. die habsburgische Alternativlosigkeit angesichts fehlender Kandidaten für eine eigenständige Rolle in der Reichskirche vermögen dagegen nicht restlos zu überzeugen. Erklärt sich daher auch das verbleibende Fragezeichen im Untertitel?

Der Autor trennt also den Zeitraum zwischen 1694 und 1706, in dem sich die Verbindung mit Habsburg gewinnbringend für Lothringen erwiesen habe, von den Jahren 1707 bis 1715, in denen die Lothringer weitgehend auf sich selbst gestellt gewesen seien. Doch auch die Olmützer Koadjutorwahl 1694, mit der die kirchliche Karriere Karl Josefs von Lothringen begonnen hatte, diente ganz offensichtlich zunächst nur als Versorgungsinstitut, ohne daß weitergefaßte politische Ziele angestrebt worden wären. Durch die Protektion seines Neffen beabsichtigte Leopold I. nicht nur an die Episkopate der beiden Erzherzöge Leopold Wilhelm (1638–1662) und Karl Josef (1663–64) in Olmütz anzuknüpfen, sondern auch die Verdienste vom Vater des Kandidaten, Herzog Karl V. von Lothringen, zu würdigen. Der kaiserlichen Instruktion nach beabsichtigte Leopold I., der in Rom bereits das Eligibilitätsbreve für Karl Josef und die Erlaubnis zur Koadjutorwahl eingeholt hatte, dessen Treue „gegen dero Nachkömmlingen zu belohnen“ (S. 56). Überzeugender klingt es, wenn Wolf die reichskirchenpolitische Allianz Habsburg-Kurpfalz-Lothringen als „Zweckbündnis mit sehr ungleichen Partnern“ (S. 301) bezeichnet, bei dem der Kaiser vor allem deshalb bestrebt war, Lothringen im Reich aufzuwerten, um damit die bestehende Abhängigkeit von Pfalz-Neuburg zu mindern.

Die Frage nach den letzten Motiven kaiserlichen Interesses oder Desinteresses an den reichskirchlichen Bemühungen des Hauses Lothringen berührt freilich nur ein Teilgebiet der Studie, die sehr sorgfältig erarbeitet wurde und eine Fülle grundlegen-

der Einblicke in die Denkmuster und die Handlungsspielräume aller im Umfeld einer geistlichen Wahl Beteiligten bietet.

Berlin

Joachim Bahlcke

*Bein, Werner: Schlesien in der habsburgischen Politik. Ein Beitrag zur Entstehung des Dualismus im Alten Reich.*

Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1994, 396 S. (Quellen und Darstellungen zur schlesischen Geschichte 26).

Im Mittelpunkt der von Josef Joachim Menzel betreuten, 1987 von der Universität Mainz angenommenen Dissertation von Werner Bein steht die Auseinandersetzung Österreichs mit Preußen während der drei Schlesischen Kriege Mitte des 18. Jahrhunderts. Der Einmarsch preußischer Truppen in Schlesien am 16. Dezember 1740 bedeutete nicht nur einen tiefgreifenden Einschnitt für die Geschichte des Oderlandes, sondern auch eine politische Weichenstellung für die künftige Stellung Preußens in der deutschen und europäischen Geschichte. Der Übergang des größeren Teils Schlesiens an das protestantische Preußen brachte eine grundlegende Änderung der Verfassungsstruktur, der Verwaltungsorganisation und des Militärsystems nach preußischem Vorbild mit sich. Preußen konnte sich nach drei verlustreichen Kriegen 1740–1742, 1744–1745 und 1756–1763 im Frieden von Hubertusburg neben England, Frankreich, Österreich und Rußland als fünfte europäische Großmacht etablieren. Die Annexion des geopolitisch so wertvollen Schlesiens, das neben Ostfriesland und Westpreußen in der sechsundvierzigjährigen Regierungszeit König Friedrichs II. von Preußen an die Hohenzollernmonarchie fiel, bildete die Grundlage für den Aufstieg Preußens im 18. Jahrhundert. Erst die Einverleibung Schlesiens machte das bisher zweitrangige Brandenburg-Preußen zu einem anerkannten Glied des Staatensystems.

Während diese Zusammenhänge aus preußischem Blickwinkel bereits vielfach Gegenstand einschlägiger Studien und Quelleneditionen waren, fehlte bisher eine die Politik und Diplomatie des Wiener Hofes nachzeichnende, das reiche Quellenmaterial insbesondere des Haus-, Hof- und Staatsarchivs aufarbeitende Darstellung aus österreichischer Sicht. In dieser Hinsicht schließt der Autor eine empfindliche Lücke, auch und gerade für das – sieht man von den zahlreichen einschlägigen Studien des Stuttgarter Frühneuzeitlers Nobert Conrads ab – vernachlässigte schlesische 18. Jahrhundert. Bein liefert mit seiner Dissertation eine faktographisch gewissenhafte, auf breiter Quellenbasis verfaßte Abhandlung, die zum Teil minutiös das Geschehen während der Schlesischen Kriege, das politische Kalkül, die militärische Behauptung und den publizistischen Kampf Maria Theresias und Friedrichs II. sowie die rechtlichen, ökonomischen und gesellschaftlichen Konsequenzen dieses langjährigen Konfliktes zwischen Österreich und Preußen verfolgt. Angesichts der Textgattung und der Fülle der Einzelinformationen ist es freilich unverständlich, daß der Band weder eine die Fragestellung und den – historiographiegeschichtlich für die Thematik überaus aufschlußreichen! – Forschungsstand reflektierende Einführung noch eine die Ergebnisse bündelnde Zusammenfassung enthält. Bedauerlich ist darüber hinaus der Verzicht auf ein

Sachregister, das den Band ebenso hätte abrunden können wie die – leider fehlende – Angabe von Lebensdaten und Funktionen im Personenregister.

Eine grundsätzlichere inhaltliche Kritik scheint mir zum einen beim Obertitel, zum anderen beim Untertitel des Buches notwendig zu sein. Zunächst zum Obertitel: Trotz des Titels „Schlesien in der habsburgischen Politik“ ist das Augenmerk – und dies gilt nicht nur für die sachliche Gewichtung, sondern auch für die sachliche Bewertung der einzelnen Themenblöcke – in erster Linie auf jenen exponierten Zeitabschnitt zwischen 1740 und 1763 gerichtet. Angesichts der Tatsache, daß spätestens mit dem Tod von Kaunitz im Jahre 1794 bei Lichte besehen die Frage einer Rückeroberung Schlesiens durch Österreich keine ernsthafte Option der österreichischen Außenpolitik mehr darstellte, hat wohl kaum „erst der epochale Umbruch von 1945/46 [!] der Schlesischen Frage ein Ende bereitet“ (S. 387).

Während die Zeit nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges allerdings nur im abschließenden „Ausblick“ kurz aufgegriffen wird, hat Bein der Zeitspanne vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis zum Tode Karls VI. 1740 immerhin hundert Seiten und damit mehr als ein Viertel des gesamten Textes gewidmet. Schon der Titel dieses ersten Kapitels „Voraussetzungen der Schlesischen Kriege“ deutet an, daß hier ein Stück Geschichte lediglich als Vorgeschichte eines späteren Zusammenpralls skizziert werden soll. Wird man damit der Rolle Schlesiens im politischen System der Habsburgermonarchie gerade im 16. und frühen 17. Jahrhundert gerecht? Läßt sich mit Blick auf die unter hohenzollernscher Herrschaft stehenden schlesischen Einzelfürstentümer ein Urteil über die Bedeutung Gesamtschlesiens von Ferdinand I. bis zu Maria Theresia gewinnen? Und wird damit nicht doch ein enger Zusammenhang zwischen den hohenzollernschen Rechtsansprüchen in Schlesien aus dem 16. und 17. Jahrhundert und dem späteren Einmarsch Preußens im 18. Jahrhundert zumindest impliziert? Auch wenn der über Jahrzehnte hinweg gewachsene habsburgisch-hohenzollernsche Gegensatz in Schlesien im Vorfeld der Schlesischen Kriege durchaus zu berücksichtigen ist, so muß doch ebenso klar und eindeutig betont werden, daß die älteren Erbansprüche des Hauses Hohenzollern Friedrich II. lediglich der nachträglichen Rechtfertigung seines auch in den damals üblichen Bahnen absolutistischer Kabinettspolitik ungläublichen Vorgehens dienten.

Auch der Untertitel „Ein Beitrag zur Entstehung des Dualismus im Alten Reich“ ist m. E. nicht unproblematisch. Zwar heißt es in der zweiseitigen Einleitung – unter Verweis auf die 1940 (!) verfaßte Wiener Dissertation von R. Wustl über den Vaterlandsbegriff im politischen Denken Österreichs –, daß der Verlust Schlesiens eine „folgschwere Schwächung des deutschsprachigen Kernes der Monarchie“ mit sich gebracht und für die Habsburger daraufhin „ein langanhaltender Kampf um politische Positionen im Reich“ (S. 55) begonnen habe, doch wird dieser Gedanke später nur noch peripher aufgegriffen. Auch hätte in diesem Zusammenhang die neue politische Stoßrichtung, die sich an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert ankündigte, als die Habsburgermonarchie nach dem Ende der Türkengefahr und der vollständigen Machtübernahme Wiens in den bisher besetzten Teilen der ungarischen Stephanskronen zur dominierenden Macht in Südosteuropa aufstieg, bei der Frage nach den Voraussetzungen jenes Dualismus im Alten Reich stärker berücksichtigt werden müssen. Denn bereits diese Neuorientierung hatte zu einer Interessenverlagerung in den



Donauraum und damit gleichzeitig zu einer weiteren Herauslösung der Habsburgermonarchie aus dem Alten Reich geführt, die nicht ohne Auswirkungen auf den Stellenwert Schlesiens im Gesamtsystem der Wiener Politik bleiben konnte.

Berlin

Joachim Bahlcke

*Die Fürstenberger. 800 Jahre Herrschaft und Kultur in Mitteleuropa. Katalog der Niederösterreichischen Landesausstellung 1994, Schloß Weitra. Hrsg. von Erwein H. Eltz und Arno Strohmeier.*

Ueberreuter, Korneuburg 1994, XX und 533 S. (Katalog des NÖ Landesmuseums N. F. 342).

Die Fürstenberger, ein seit dem 11. Jahrhundert belegtes Grafengeschlecht aus Südwestdeutschland, gehören zu den Adelsfamilien, die im Laufe ihrer Geschichte eine Brücke vom Rhein an die Moldau schlugen. Donaueschingen, Weitra und Pürglitz (Křivoklát) bildeten die drei Zentren des Familienbesitzes, wie er sich bis ins 19. Jahrhundert entwickelt hatte. An den drei Regionen Schwaben, Niederösterreich und Böhmen orientiert sich auch der Katalog zur Niederösterreichischen Landesausstellung, die 1994 im fürstenbergischen Schloß Weitra stattfand.

Geschichte und politische Beziehungen der weit verzweigten Familie stellt einleitend Albrecht Luttenberger inhaltsreich dar, bevor zahlreiche Beiträge für die drei Hauptbesitzungen die von der Aufklärung geprägte Bildungs- und Sammlungstätigkeit (Archivgebäude, Bibliothek, Natur- und Kunstsammlungen sowie das Hoftheater) beschreiben. Die Fürstenberger, fast durchweg den habsburgischen Herrschern eng verbunden (u. a. als Oberhofmeister und Mitglieder des Ordens vom Goldenen Vlies), griffen um 1600 durch den Erwerb der Herrschaft Weitra und Heiratsverbindungen mit den böhmischen Adelsfamilien Pernstein und Sternberg in den österreichisch-böhmischen Raum aus. Aber erst die Ehe mit einer der reichsten böhmischen Erbtöchter, mit Maria Anna Gräfin von Waldstein, ließ sie seit 1723 zu einer der großen Herrenfamilien Böhmens werden. Böhmischer Stammsitz wurde die frühere Königsburg Pürglitz zwischen Prag und Pilsen.

In der Regel fassen die Beiträge den bekannten Forschungsstand zusammen, bleiben manchmal gar zu sehr an der Oberfläche oder sind eng begrenzten Spezialgebieten gewidmet. Gerade die tschechischen Historiker, die die Baugeschichte der Burg, die Entwicklung und die Bestände des Fürstlich Fürstenbergischen Archivs und der Fürstenberg-Bibliothek zu Pürglitz, die zeitweise von dem deutschböhmischen Dichter Karl Egon Ebert betreut wurden, und verschiedene ökonomische Aspekte der böhmischen Herrschaftsbezirke mit ihren Eisenhütten und Brauereien analysieren, greifen aber auch auf Archivmaterialien zurück.

Als Persönlichkeiten werden in eigenen Beiträgen behandelt: Kardinal Friedrich Landgraf zu Fürstenberg (1813–92), der letzte Hochadlige auf dem Ölmützer Erzbischofsstuhl, der böhmische Oberstburggraf und Aufklärer Karl Egon I. Fürst zu Fürstenberg (1729–1787) und Elisabeth Fürstin zu Fürstenberg (1767–1822), die nach dem Reichsdeputationshauptschluß als Vertreterin der mediatisierten Adelshäuser in Wien politisch aktiv war. Nicht zufällig gehören sie alle in das 18. und 19. Jahrhundert, denn diese Phase bildete den Höhepunkt in der böhmisch-österreichischen



Geschichte des Hauses. Einen Ausblick auf die spätere Entwicklung gibt abschließend Lothar Höbelt mit seinem Beitrag „Adel und Politik seit 1848“.

Der Katalog steht im Kontext der neueren österreichischen Adelforschung<sup>1</sup>, konzentriert sich aber zu sehr auf bildungs- und kulturgeschichtliche Gesichtspunkte. Aufgrund der Beiträge und des im Katalogteil ausgebreiteten Materials lassen sich so bedauerlicherweise einige wichtige Fragestellungen zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Adels für die Fürstenberger nicht beantworten; hier bleibt noch manches zu tun. Zu kurz kommen auch Fragen der Heiratspolitik und Repräsentation, der Organisation der Gutsherrschaften und allgemein das 20. Jahrhundert, insbesondere die Phase der Tschechoslowakischen Republik. Auch hätte dem im Prinzip gelungenen Band manch redaktioneller Feinschliff gutgetan, so wird z. B. nur dem Kenner oder dem systematischen Leser deutlich, daß Pürglitz und Krivoklát dasselbe meinen. Trotz allem sollte der Katalog Anstoß und Vorbild zur umfassenderen Bearbeitung weiterer böhmischer Adelsgeschlechter geben.

München

Robert Luft

<sup>1</sup> Vgl. dazu u. a.: Adel im Wandel. Politik, Kultur, Konfession 1500–1700. Katalog der Niederösterreichischen Landesausstellung 1990, Rosenberg. Wien 1990. – Adel in der Frühneuzeit. Ein regionaler Vergleich. Hrsg. von Rudolf E n d r e s. Köln-Wien 1991. – S t e k l, Hannes/W a k o u n i g, Marija: Windisch-Graetz. Ein Fürstenhaus im 19. und 20. Jahrhundert. Wien-Köln-Weimar 1992. – Briefe und Dokumente zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie. Hrsg. von Ernst R u t k o w s k i. 2 Bde. München 1983–1991 (VCC 51/I–II).

*Aus dem Nachlaß Aehrenthal. Briefe und Dokumente zur österreichisch-ungarischen Innen- und Außenpolitik 1885–1912. In 2 Teilen. Hrsg. und eingeleitet von Solomon Wank unter Mitarbeit von Christine M. Grafinger und Franz Adlgasser.*

Wolfgang Neugebauer Verlag, Graz 1994, 2 Bde., L und 830 S. (Quellen zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts 6).

Außen- wie Innenpolitik der Habsburgermonarchie in den Jahrzehnten vor 1914 bleiben ein spannendes und umstrittenes Themengebiet. Angesichts des Zerfalls der Sowjetunion und Jugoslawiens sind Fragen nach Erfolgsmöglichkeiten und Grenzen von politischen und diplomatischen Strategien zur Machterhaltung und Stabilisierung multinationaler Staaten im Rahmen von gesellschaftlichen Veränderungen erneut in das Blickfeld gerückt. Nach mehr als zwanzig Jahren Quellensuche und Aufbereitung legt der amerikanische Österreich-Kenner Salomon Wank eine umfangreiche Edition des „privaten“ politischen Briefwechsels von Alois Freiherr (seit 1909 Graf) Lexa von Aehrenthal vor. Ein weiterer Band mit der Familienkorrespondenz soll folgen. Aehrenthal (1854–1912), als böhmischer Großgrundbesitzer politisch den Verfassungstreuen verbunden, wirkte im Rahmen seiner diplomatischen Karriere mehrfach an der Botschaft in St. Petersburg, die als wichtigste Auslandsmission der Habsburgermonarchie galt und deren Botschafter fast regelmäßig zum gemeinsamen Außenminister des Doppelstaates aufstiegen. Von Oktober 1906 bis zu seinem frühen Tod Anfang 1912 nahm Aehrenthal dann auch dieses Amt ein.

Die von Wank ausgewählten 593 Dokumente verteilen sich nicht gleichmäßig auf die knapp drei Dezennien, vielmehr stammt mehr als ein Drittel aus den drei Jahren

1907 bis 1909. Für die frühen Jahre sind es nicht mehr als ein Dutzend Briefe pro Jahr, erst 1895 im Zusammenhang mit dem Rücktritt von Kálnoky erfolgt eine Verdichtung des Materials, die ab 1902 kontinuierlich zunimmt. Für 1911 sind, wohl bedingt durch Aehrenthals Krankheit, nur noch sieben Schriftstücke für politisch wichtig erachtet worden. Erschlossen wird die Edition durch ein Verzeichnis der Dokumente und ein kommentiertes Personenregister. Unklar bleibt, warum die sorgfältig eingefügten Worte in kyrillischer Schrift nicht in den Anmerkungen übersetzt wurden und warum nicht der Beginn von Aehrenthals Amtszeit als Außenminister im Oktober 1906 anstelle der Jahreswende 1906/07 als Einschnitt zwischen den beiden Bänden gewählt wurde. Die stark auf die Außenpolitik ausgerichtete Edition von Wank ergänzt die von Rutkowski herausgegebene Quellensammlung zum „Verfassungstreuen Großgrundbesitz“<sup>1</sup>, die sehr viel umfangreicher die innere Politik Altösterreichs, das adelige Selbstverständnis und Fragen der böhmischen Länder dokumentiert. Erfreulich ist, daß sich beide Quellenwerke ergänzen und daß Wank auf Briefe Aehrenthals in den Bänden von Rutkowski verweist, statt sie erneut abzdrukken.

Der Titel der Edition „Aus dem Nachlaß Aehrenthal“ ist nicht ganz korrekt, da nicht nur Briefe an Aehrenthal, sondern zu einem Viertel auch Schreiben Aehrenthals aus Archiven seiner Briefpartner berücksichtigt wurden, so daß erfreulicherweise die wechselseitige Korrespondenz für einige Passagen vollständig erschlossen wird. Die Edition stützt sich fast ausschließlich auf den nichtdienstlichen Briefwechsel mit Hochadligen, insbesondere mit österreichischen Diplomaten. Darunter befinden sich in erster Linie die Außenminister Gustav Graf Kálnoky, Agenor Graf Goluchowski und Aehrenthals Nachfolger Leopold Graf Berchtold, aber auch Beamte des Außenministeriums sowie für die Zeit als Außenminister hohe Militärs und Erzherzog Franz Ferdinand. Wank spricht von der „kaiserlichen Herrschaftselite“, von den hochadeligen politischen Führungsgruppen Österreich-Ungarns, deren Einstellungen und politische Konzeptionen aus den Briefen hervortreten.

Trotz der ungarischen Herkunft von Aehrenthals Frau sind erstaunlich wenige magyarische Magnaten unter den Briefpartnern zu finden. Bürgerliche wurden in der Edition kaum berücksichtigt. Die wichtigste Ausnahme stellt der ehrgeizige und intrigante Publizist und Historiker Heinrich Friedjung dar, aus dessen 31 Briefen aber z. B. keine neuen Erkenntnisse über seine Verwicklung in die Hochverratsprozesse gegen Südslawen in der Donaumonarchie im Jahr 1909 zu gewinnen sind. Wenig Bedeutung kommt auch Aehrenthals Briefwechsel der Jahre 1900–1903 mit dem jungtschechischen Politiker Karel Kramář zu, in denen es vor allem um dessen Eheschließung mit einer russischen Adligen geht.

Sieht man von der Ära des Außenministers Aehrenthal ab, so enthält die Edition eine international weitgespannte Korrespondenz aus frühen Jahren, welche die USA, Kuba, die Philippinen, Japan wie China einschließt, vor allem aber viel Material

<sup>1</sup> Briefe und Dokumente zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie unter besonderer Berücksichtigung des böhmisch-mährischen Raumes. Ausgewählt, eingeleitet und kommentiert von Ernst Rutkowski. Bd. 1: Der Verfassungstreue Großgrundbesitz 1880–1899. München-Wien 1983; Bd. 2: Der Verfassungstreue Großgrundbesitz 1900–1904. München 1991 (VCC 51/I–II).

zu Balkanfragen (Bulgarien und Mazedonien) und für 1905/06 auch zur russischen Innenpolitik aufweist. Schließlich vermitteln zahlreiche Briefe an und von Mitarbeitern des Wiener Außenministeriums einen Einblick in das Innenleben des diplomatischen Dienstes der Habsburgermonarchie.

Für einen Diplomaten wenig überraschend, liegt das Hauptgewicht der Dokumente auf der Außenpolitik. Die zisleithanische Innenpolitik wird nur im Zusammenhang mit den Kabinetten in Wien und Budapest oder anlässlich der Tagung der – für die Kontrolle der Außenpolitik zuständigen – Delegationen des österreichischen und des ungarischen Parlaments wahrgenommen. Schon die Reichsrats-Wahlreform von 1906 kommt nur am Rande, die Wahlen selbst überhaupt nicht vor. Auch zur böhmischen Landes- wie Landtagspolitik, zu den Verhältnissen in der privilegierten politischen Wählerklasse der Großgrundbesitzer und zur deutsch-tschechischen Nationalitätenfrage in den böhmischen Ländern sind in den Briefen nur wenige Passagen zu finden.

Hauptebene der Innenpolitik war für Aehrenthal offensichtlich das ungarisch-österreichische Verhältnis im Rahmen der Doppelmonarchie. Aehrenthal propagierte bereits als Botschafter in St. Petersburg eine Stabilisierung der Monarchie durch eine machtvolle, auf den Balkan ausgerichtete, aber kriegsvermeidende Außenpolitik. Durch Zugeständnisse im Militärwesen und bei Zollfragen an die ungarische Seite hoffte Aehrenthal, eine Stärkung der Zentralgewalt und eine längerfristige Absicherung des Status quo gegenüber den zentrifugalen Tendenzen der Ungarn erreichen zu können. Gleichzeitig war beabsichtigt, das südslawische Element im Rahmen eines Trialismus, gedacht in Form eines zweifachen Dualismus, zu stärken, wozu einerseits die Annexion von Bosnien-Herzegowina, andererseits die Unterstützung der konservativ-katholischen und prohabsburgischen Kräfte in Kroatien dienen sollten. Obwohl die Briefe gerade zu Aehrenthals Vorbereitung seines diplomatischen Coups der Annexion Bosniens und der Herzegowina im Oktober 1908 wenig hergeben, liegt der entscheidende Wert der Edition darin, daß Aehrenthals außen- und innenpolitische Bewertungen und Einstellung geschlossen zutage treten. Beispielhaft ist in diesem Zusammenhang eine Auseinandersetzung zwischen Aehrenthal und seinem Vorgesetzten Goluchowski aus dem Jahre 1904, bei der es um die Frage ging, ob der Botschafter eine internationale Konvention „pour l'Autriche et pour la Hongrie“ oder „pour l'Autriche-Hongrie“ zu unterzeichnen habe. Mit seiner die Gemeinsamkeiten des dualistischen Staates betonenden Position stand Aehrenthal zwar rechtlich auf schwachen Füßen, empfahl sich jedoch damit nicht nur als Nachfolger Goluchowskis, sondern entwarf zugleich eine machtpolitische Vision für die Monarchie im Südosten Europas.

Aehrenthal vertrat stets eine rußlandfreundliche Position, auch wenn er beispielsweise den russischen Außenminister Aleksandr Grafen Izvolskij geringschätzte (S. 494: „ein reiner Jammer-Peppi“) und mit seinem Vorgehen bei der Annexion düpierte. Im außenpolitischen Beziehungsdreieck mit Berlin und St. Petersburg hoffte er den Handlungsspielraum der Monarchie erweitern zu können, wobei er zwar das Bündnis mit dem Deutschen Kaiserreich auf Dauer für unverzichtbar hielt, einer wachsenden Abhängigkeit von Deutschland aber entgegensteuern wollte. Serbien nahm dabei bereits 1906 in der Habsburgermonarchie bei innen- und außenpolitischen Überlegungen eine Schlüsselstellung ein. Aehrenthal strebte aber bis zu seinem

Tode 1912 offenbar im Gegensatz zu seinem Nachfolger im Jahr 1914 keine militärische Lösung der „serbischen Frage“ an. Ob Aehrenthal, der durchaus nicht mit Franz Ferdinands Vorstellungen übereinstimmte, es bei einer längeren Amtszeit vermocht hätte, diese Strategien einer starken Außenpolitik auf dem Balkan und gegenüber den Ungarn erfolgreich umzusetzen, muß bezweifelt werden: Das Problempotential von sozialer Frage, Forderungen der Nationalitäten und der geringen politischen wie regionalen Integration und Emanzipation in der Monarchie dürfte zu groß gewesen sein, ganz abgesehen von der durch den wachsenden Imperialismus geförderten internationalen Aufrüstung, um es allein durch geschickte Diplomatie und Stärkung der monarchisch-autoritären Positionen lösen zu können.

München

Robert Luft

*Skilling, H. Gordon: T. G. Masaryk: Against the Current, 1882–1914.*

The Macmillan Press, Houndsmills, Basingstoke et. al. 1994, 248 S.

Die Forschung über Thomas G. Masaryk und viele andere Themen der modernen böhmischen Geschichte konnte, mit kleinen Unterbrechungen, seit dem Jahre 1939 in der Tschechoslowakei nicht frei betrieben werden. H. Gordon Skilling – heute Professor emeritus in Toronto – ist einer derjenigen Wissenschaftler, die im Ausland in dieser Zeit wenigstens teilweise den Nachholbedarf stillten. Skilling, der Verfasser zahlreicher Studien zur tschechischen und osteuropäischen Geschichte, legt in diesem Band mehrere schon zuvor veröffentlichte Aufsätze vor, zusammen mit anderen, die er für diesen Band schrieb, um in seinem Buch die geschlossene Darstellung einer Etappe von Masaryks Leben präsentieren zu können. Skilling sieht die Jahre 1882–1914 als eine Epoche an, auf die weitere, 1914–1918 und nach 1918, folgten, in denen Masaryk viel von seinem kritischen Engagement, dem Fokus von Skillings Darstellung, in die Praxis umsetzen konnte.

Masaryk wurde, nach seiner Ankunft 1882 als Philosophieprofessor der neugegründeten tschechischen Universität in Prag, vor allem wegen seiner vielseitigen kritischen Haltung bekannt. „Kritik“ bildet ein zentrales Thema der modernen Philosophie, obgleich sie von einzelnen Denkern unterschiedlich artikuliert wird. Bei der Suche nach den Quellen von Masaryks Kritizismus, der übrigens auch nach 1914 eine wichtige Rolle spielte, müssen drei Bereiche betont werden:

– Sein Interesse galt der Soziologie. Er wollte dieses Fach an der Prager Universität lehren, was ihm zwar verweigert wurde, jedoch seinen Spürsinn für die gesellschaftlichen Probleme förderte. Als Philosophieprofessor konzentrierte er sich auf kritische Analysen der gesellschaftlichen Verhältnisse und griff viele Themen auf, die bis dahin tabu waren (Familienleben, Monogamie, Alkohol, Prostitution). Skillings Darstellung zeigt, daß Masaryks Meinungen in vielen Fällen aus der Sicht unserer Zeit kaum Sympatien finden (sexuelle Enthaltbarkeit vor der Ehe, sein Kampf gegen Abtreibung etc.) und ein Ausdruck von Masaryks übertriebenem moralisierendem Rigorismus sind.

– Die zweite Quelle, der Masaryks Kritizismus entsprang, war möglicherweise der Einfluß von John Stuart Mill, der in seinem Essay *On Liberty* die Befreiung vom modernen Konformismus als die Quintessenz der Freiheit betrachtet. Um gesell-



schaftlichen Druck widerstehen zu können, mußte Masaryk selbst eine starke Persönlichkeit entwickeln, und dabei spielte der Einfluß von Mill, dem Vater des britischen Fabianismus, eine wichtige Rolle; sein Vorbild machte sich aber auch in Masaryks sogenannter Realistischer Bewegung bemerkbar, die bis 1914 wirklich nur „kritisch“ war, ohne konkrete Schritte zur Reform der kritisierten gesellschaftlichen Verhältnisse zu unternehmen.

– Die dritte wichtige Quelle von Masaryks Kritik an den sozialen, literarischen, pädagogischen und wissenschaftlichen Verhältnissen Prags muß in Wien und Leipzig gesucht werden, wo er seine Vorstellungen vom gesellschaftlichen Leben und seine Ansprüche entwickelt hat. Aus dieser Sicht erschienen ihm Prag als „kleines Dorf“, das literarische Leben unbefriedigend und die wissenschaftlichen Horizonte zu eng. Auf diesem Hintergrund muß auch der berühmte Streit um die im Geiste des nationalistischen Romantizismus gefälschten Handschriften gesehen werden, die den Auftakt für die Kritik Masaryks und seiner Freunde am Prager kulturellen Leben – und später am gesamten tschechischen politischen und gesellschaftlichen Leben – gaben.

Von seinem Wiener Horizont aus gesehen, schien es Masaryk zunächst, daß das sogenannte tschechische Problem im Rahmen des Austroslawismus zu lösen sei, und er richtete alle seine Hoffnungen an die Reformierbarkeit des Wiener Hofes. Bis 1914 glaubte er, daß sich Österreich-Ungarn in einen föderativen Staat seiner Völker verwandeln werde. Die Intrigen der Wiener Außenpolitik in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg stehen im Mittelpunkt des letzten Kapitels von Skillings Buchs.

Masaryk gilt als einer der wenigen tschechischen Politiker, die Verständnis für die Slowaken hatten und um das Zusammenwachsen in eine Gemeinschaft mit ihnen bemüht waren. Dennoch wirkt hier auch das Kapitel über die Slowaken im Jahre 1995 etwas weltfremd. Nichts spricht allerdings dafür, daß Masaryks Interessen an den Slowaken seiner Bemühung entsprangen, die Deutschen effektiver majorisieren zu können, wie ihm häufig unterstellt wurde.

Das Buch ist klar geschrieben, und viele Probleme, die Masaryk in jenen Jahren beschäftigten, werden verständlich erläutert. Man merkt, daß der Verfasser ein guter Kenner jener Zeit und jener Menschen ist, über die er schreibt, und seine Darstellungsweise, mit viel Material belegt, ist informativ. Skilling nimmt häufig Bezug auf die Veränderungen und Widersprüche in den Meinungen des jungen Masaryk und späteren Präsidenten. Gelegentlich wünschte man sich eine tiefergehende Analyse, und es verwundert etwas, daß der Verfasser nicht jenen Mitteln mehr Aufmerksamkeit schenkte, mit deren Hilfe Masaryk seine kritischen Haltungen zur praktischen Wirkung bringen wollte, wie, beispielsweise, das Zeitungs- und Vereinswesen. Das Buch bietet ein Bild Masaryks als eines Einzelkämpfers für die Ideale einer moralischen Politik, eines *enfant terrible* der tschechischen und österreichischen Politik. Wir erfahren ihn in all seiner Vitalität als Kämpfer, der bereit war, für die von ihm erkannte Wahrheit zu ringen, und der von seiner Gesellschaft ausgegrenzt wurde, wie etwa in seinem Engagement gegen die Legende des Ritualmordes. Daß er nach dem Ersten Weltkrieg zur Personifizierung der tschechischen Sehnsüchte und Hoffnungen wurde, erscheint seine Auseinandersetzungen wenigstens nachträglich zu rechtfertigen. In diesem Sinn hat auch Skilling seinen Lesern einen wichtigen Beitrag für



die Erkenntnis dieses so reichhaltigen Lebens und für dessen weitere Erforschung geliefert.

Kfar Hamakabi

Zwi Batscha

*Masaryk, Tomáš G.: Polemiken und Essays zur russischen und europäischen Literatur- und Geistesgeschichte. Hrsg. v. Peter Demetz.*

Böhlau, Wien-Köln-Weimar 1995, 402 S.

Ist Rußland das *ganz andere* Europas oder ist es Teil von ihm? Die Positionierung, Neupositionierung Rußlands in einer seit dem Ende der Zweiteilung veränderten Welt ist von höchster Aktualität. Einer, der sich lebenslang mit Rußland, seiner Geschichte und Geistesgeschichte, beschäftigt hat, war Tomáš G. Masaryk, Philosoph, Soziologe und erster Staatspräsident der Tschechoslowakischen Republik. Zwei Bände seines Werkes „Rußland und Europa“ kamen 1913 in Jena heraus. Von einem geheimnisvollen dritten war immer die Rede. Jetzt ist er erschienen, zum ersten Mal vollständig und in deutscher Sprache (in der er abgefaßt worden war), sorgfältig ediert von Peter Demetz, dem aus Prag gebürtigen Germanisten und Komparatisten, sensiblen Übersetzer tschechischer Literatur und, nach eigenem Bekunden, Masaryk-Enthusiasten seit Jugendjahren. Dabei zeigt sich – und das ist die erste Überraschung –, daß das Dritte ein Erstes ist, denn es handelt sich um Manuskripte, die in ihren Vorarbeiten, wie der Herausgeber bemerkt, bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts reichen und die wahrscheinlich unmittelbar nach der demokratischen Revolution von 1905 (mit der Masaryk sympathisierte) und vor 1910 entstanden. Masaryk selbst hatte geglaubt, daß das frühere Projekt einmal „Ziel- und Endpunkt“ des durch den Verleger Eugen Diederich geförderten Auftragswerks „Rußland und Europa“ sein könne, doch dazu kam es nicht. Das lag zum einen wohl an den Texten selbst, die sich, gegenüber dem neuen Projekt, in „störrischer Eigenart“ behaupteten, zum anderen aber an den Zeitläuften. Die Geschichte des Manuskripts – die sich stellenweise wie ein Kriminalroman liest – ist zugleich ein Spiegel tschechischer Zeitgeschichte. Mehr als einmal nur knapp der Beschlagnahmung und Vernichtung durch die diversen Polizeien entronnen, landete es zuletzt im Archiv der tschechoslowakischen Armee in Prag-Karlín, wohin sich 1991, nach der „sanften Revolution“, Peter Demetz begibt, um das handschriftliche Original mit dem in der Houghton Library in Harvard aufbewahrte Typoskript zu vergleichen und auf Grundlage beider einen „lesbaren“ Text des mehr als achtzig Jahre in Kellern, Verließen und Archiven versteckten Manuskripts zu erstellen. „Lesbar“ bedeutet in diesem Fall: behutsame Eingriffe in das Original. Die Möglichkeit einer historisch-kritischen Ausgabe des Textes hat der Herausgeber ausdrücklich verworfen, um, wie er sagt, Masaryk als Schriftsteller „keinen Bärendienst (zu) leisten“. Dahinter verbirgt sich ein Sprachproblem. Masaryk verfügte im eigentlichen Sinn über keine Muttersprache. Als Sohn einer deutschsprachigen Mutter und eines slowakischen Vaters, aufgewachsen in den mährisch-slowakischen Dorfdialekten und nach einer (auch in sprachlicher Hinsicht) höchst wechselhaften Schulkarriere fiel ihm der Sprung zur tschechischen wie zur deutschen Literatur – und Hochsprache gleich schwer; Schwierigkeiten mit dem Deutschen hatte er

noch bis in die Zeit seiner Wiener Dissertation. Als einer, der um die Probleme des in mehreren Sprachen Lebens weiß, sucht Demetz auf sanfte Weise zu korrigieren, sucht *mit* dem Autor „nach dem treffenden Wort“, der richtigen Metapher und ersetzt lange Zitate, die Masaryk „mit wechselndem Erfolg“ aus den Originalsprachen ins Deutsche übertragen hat, durch zeitgenössische gültige Übersetzungen. Das alles im Interesse der Lesbarkeit eines Werkes, das, nach dem Willen des Herausgebers, dazu beitragen soll, „der Legende von ‚Väterchen‘ Masaryk entgegenzuarbeiten und den Literaturkritiker“ Masaryk vorzuführen. Denn – und das ist vielleicht die zweite Überraschung – um Literaturkritik und nicht mehr, wie in „Rußland und Europa“, um politische Essayistik geht es, um Polemiken und Essays zu Dostojewskij, Puškin, Goethe, Musset, Lenau, Byron, Lermontov, Gogol, Gončarov, Turgeněv, Tolstoj, die russischen Dekadenten, Gorkij.

Der erste Teil des Buches ist Dostojewskij gewidmet, genauer: Dostojewskij ist Ausgangspunkt und Referenz für allgemeine geschichtsphilosophische und soziologische Betrachtungen zu den Problemen des Nihilismus, der Skepsis und ihrer Überwindung, des Glaubensverlustes, des Titanismus und ihrer Folgen für die moderne Gesellschaft. Es geht also keineswegs bloß um „schöne Literatur“, sondern Literatur dient Masaryk immer der gesellschaftlichen, der politischen Analyse – ist durch und durch moralische Anstalt. Nach seiner Auffassung ist es die Besonderheit der russischen Literatur, daß sie „einen in außerordentlichem Maße soziologischen, geschichtsphilosophischen und politischen Charakter“ besitzt. Die Literatur sei, unter dem Druck des Absolutismus, die freieste politische Tribüne, sei „das russische Parlament“ gewesen und Dostojewskij *der* Sozialphilosoph, durch den man Rußland am besten kennenlerne. Masaryk faßt „das russische Problem“ als geschichtsphilosophisches Problem – Dostojewskij ist ihm dabei ein Führer. Nach Dostojewskij ist Europa „der religiöse und kulturelle Gegensatz Rußlands“; Europa, das ist das katholische Frankreich *und* das protestantische Deutschland, „das Reich des Atheismus und des Todes“. Erlösung kommt vom „wahren Christentum“, vom „wahren Christus“, der allein in der orthodoxen Kirche, speziell in der russischen Orthodoxie, lebe. Am Ende werde der *russische Mönch* die Welt erlösen, und Asien, so verkündete Dostojewskij auf dem Sterbebett, werde Rußland erlösen. „Soll ich noch fragen“, höhnt Masaryk an dieser Stelle in einer für ihn typischen Polemik, „was Dostojewskij jetzt, was er zum Japanischen Kriege gesagt, was er hätte sagen können?“ Masaryk erwartet *alles* von seinen „Dichter-Denkern“: Welterklärung und Welterlösung, Religionskritik und Religionsersatz – doch er glaubt ihnen nichts. Er streitet mit ihnen, er polemisiert, moralisiert, bessert nach, ja kanzelt sie ab in manchmal unerträglich oberlehrerhafter Manier. Dostojewskijs Atheismusformel stimme nicht – er verwechsle die von ihm selbst zuvor definierten beiden Formen des Nihilismus. Dostojewskij habe Mord und Selbstmord zwar als wichtigste Gegenstände philosophischen Nachdenkens erkannt, aber er habe auch hier das Problem nicht richtig gestellt „und eine falsche Antwort gefunden“. Tolstoj, den Masaryk im übrigen sehr liebt, ist ihm nicht feinfühlig genug, gewisse Seiten des menschlichen Lebens seien ihm unzugänglich. Die russischen Dekadenten werden wegen ihrer sexuellen Obsessionen zurechtgewiesen. An vielen Stellen spricht der Pädagoge, der Volkserzieher, der künftige Staatsmann. Das moralische Urteil steht allemal vor dem ästhetischen. Zunehmend, besonders im zweiten Teil des Buches,

wird die Literatur nach jenen Kriterien befragt, die für die Konstituierung einer liberalen bürgerlichen Gesellschaft tauglich sind; zurückgewiesen werden Aristokratismus, Titanismus und Dekadenz. In der Heftigkeit der Zurückweisung aber wird die Faszination spürbar, die gerade die dunkelsten Texte der russischen Literatur auf Masaryk ausüben. Rußland (bzw. das, wofür es steht) scheint *das andere* seiner selbst, Projektion und Verführung gleichzeitig, dem Bürger, Ehemann, Pädagogen, Staatsmann ewiger Stachel und Herausforderung. „Ich bin“, sagt er über sein Verhältnis zu Dostojewskij, „ohne ihn noch zu kennen, vielfach dieselben Wege gewandelt, dasselbe Hauptproblem hat mich gequält.“ Gemeint ist der Selbstmord, ein Thema, über das Masaryk nicht nur seine Habilitationsschrift verfaßt, sondern mit dem er sich zeit lebens auseinandergesetzt hat.

Auch in seiner – ebenfalls lebenslangen – Auseinandersetzung mit dem Faust-Thema geht es um Mord und (verhinderten) Selbstmord. Die beiden Kapitel, die dem Faust-Motiv gewidmet sind, gehören zu den philosophischsten des Buches überhaupt, und es wäre einer eigenen Analyse wert, wieviel sich darin der Wiener psychologischen Schule, vor allem seinem Lehrer Franz Brentano, verdankt. Goethes Faust werde, schreibt Masaryk, zu der Erkenntnis gedrängt, daß sich der Verstand nicht über die Erfahrung zu erheben vermöge – aber mit dieser Erkenntnis könne sich der Dichter nicht dauernd befreunden; „darum das Schwankende, Uneinheitliche, Halbe, unbefriedigende Unbefriedigte“. Dieses Schwanken kennzeichne den ganzen „Faust“. Faust schwanke beständig zwischen den Sinnen und dem Verstand – „er vertraut den Sinnen, aber wiederum auch nicht, er vertraut dem Verstande, aber wiederum auch nicht.“ Im Drama würden Sinnlichkeit und Verstand durch zwei Figuren dargestellt, doch in Wirklichkeit seien, so Masaryk, psychologisch und erkenntnistheoretisch, die Sinne und der Verstand nicht so radikal zu trennen. Im „Faust“ würden – schulmäßig gesprochen – Empirismus und Rationalismus festgehalten und anerkannt; aber der Empirismus werde nicht präzise genug vom Sensualismus geschieden, und der Rationalismus biete auch kein einheitliches Gedankengerüst. Es werde nicht genug geschieden zwischen dem, was Kant als Verstand und was er als Vernunft bezeichnet hat – so Masaryks philosophische Faust-Kritik. Moralisch kritisierte er Fausts Titanismus. Er sieht Faust als Egoisten und Mörder, der am Ende eine ganze Familie ausgerottet haben wird – als „moralischen Dilettanten“. Dieser Vorwurf richtet sich auch an Goethe selbst: Goethe sei soweit Idealist gewesen, daß er den Individualismus in geradezu titanischer Weise ausgebildet habe. Der radikale Individualismus erscheine ethisch als Egoismus, politisch als Aristokratismus – Faust sei „Egoist und Aristokrat“. Mit Faust ist, nach Einsicht Masaryks, kein Staat zu machen (jedenfalls nicht der liberale Rechtsstaat, den Masaryk vertritt), denn der titanische Individualismus schließe jegliche demokratische Unterordnung unter irgendein gesellschaftliches Ganzes aus. Mit seiner (etwas philisterhaften) Kritik an Goethe/Faust steht Masaryk nicht allein, er befindet sich damit, wie Peter Demetz an anderer Stelle bemerkt, „ob er will oder nicht“ in der Tradition der katholischen Faust-Kritik. Im Vergleich zwischen Goethe und Lenau befinde sich Masaryk dann auch „überraschend genug und aus religiösen Gründen auf seiten des Österreichers“. Auch Lenaus Faust, so Masaryk, habe, wie alle Titanen, den Glauben seiner Kindheit verloren und sei der Skepsis verfallen, doch bei Lenau werde diese Entwicklung schmerzlicher

und schärfer gezeichnet. Goethes Faust habe den Verlust des Glaubens nie so tief empfunden – Lenaus Faust sei Katholik, und deshalb hinterlasse der Verlust des Glaubens eine größere und tiefere Leere. Der Protestant fühle den Übergang zur Skepsis, konsequenten Wissenschaftlichkeit und Philosophie nicht so stark und schmerzlich. Das Problem der Skepsis ist es, das Masaryk unter dem tiefen Eindruck Humes immer wieder diskutiert – Überwindung in der Literatur suchend. Daneben sind es die großen Fragen seiner Zeit: das Nationalitätenproblem (das bei seinen russischen Meisterdenkern so gar keine Gegenliebe findet), die Organisation der Arbeit und eine vernünftige Lebensführung, der Utilitarismus, der Panlawismus, die Emanzipation der Frau und das Verhältnis der Geschlechter, auf die er Antworten in der Literatur erhofft. Doch soll hier keinesfalls der Eindruck erweckt werden, als handle es sich tatsächlich (im heutigen Sinn des Begriffs) um „Soziologie“. Auf weite Strecken dienen seine Schriften der unmittelbaren Aneignung von Gelesenem und Wiedergelesenem, dienen der Selbstvergewisserung. Manchmal erzählt Masaryk einfach nur nach, zitiert, übersetzt, was ihm gefällt, und erweckt damit – auch wenn wir vielen seiner Wertungen nicht mehr folgen werden, wenn wir andere Frage stellen würden – Lust auf Literatur, Lust, sich längst Vergessenes wieder in Erinnerung zu rufen, Lust auf Lesen – und das ist mehr als man von den meisten Büchern heute sagen kann.

Wien

Hannelore Burger

*Truhlar, Dalibor: Thomas G. Masaryk. Philosophie der Demokratie. Mit einem Vorwort von Norbert Leser.*

Peter Lang, Frankfurt/M.-Berlin-New York 1995, 195 S. (Reihe 20: Philosophie 441).

Die tschechische und internationale Masaryk-Forschung<sup>1</sup> hatte eine wichtige Etappe erreicht, als zu Beginn der neunziger Jahre etwa gleichzeitig der siebte Band der Reihe *Masarykův sborník*, der die Forschung und Reflexionen der unabhängigen tschechischen Historiographie dokumentierte<sup>2</sup>, und die drei Bände der Londoner Konferenz über *T. G. Masaryk (1850–1937)*<sup>3</sup> vorlagen. Seitdem ist eine Reihe von Masaryk-Studien und Sammelbänden erschienen, die einen weiten Kreis von Fragen umfassen: Schwerpunkte sind das politische Denken Masaryks, sein Verständnis des Themas „Rußland und Europa“ und – angesichts des Zerfalls der Tschechoslowakei – nicht zuletzt die Frage nach dem politischen Erbe Masaryks. Alle neuen Studien werden dabei in einer oder anderer Weise von der Frage nach Masaryks Liberalismus berührt, die in den achtziger Jahren von Roman Szporluk, Eva Schmidt-Hartmann

<sup>1</sup> Eine Bibliographische Zusammenfassung des Forschungsstandes siehe in T. G. Masaryk. Bibliografie k životu i dílu [Th. G. Masaryk. Bibliographie zum Leben und zum Werk]. 2 Bde. Praha 1992, 1994.

<sup>2</sup> *Masarykův sborník* [Masaryk-Sammelband]. Bd. 7. Hrsg. v. Milan Machovec, Petr Pithart und Miloš Pojar. Praha 1990.

<sup>3</sup> T. G. Masaryk (1850–1937). Hrsg. v. Stanley B. Winters, Robert B. Pynsent und Harry Hanak. 3 Bde. London 1989–1990.



und Roland Hoffmann angestoßen worden war<sup>4</sup>. Dies gilt auch für die neuen philosophiegeschichtlichen Monographien über Masaryk von Dalibor Truhlar, Zvi Batscha und Lubomír Nový, die gewissermaßen den Versuch darstellen, die genannten politikgeschichtlichen Fragen vor einem philosophischen Hintergrund erneut in Betracht zu ziehen.

Dalibor Truhlar verfolgt mit seiner Studie in erster Linie das Ziel, eine Einheitlichkeit der Masarykschen Philosophie nachzuweisen und damit die ihr fehlende systematische Ordnung zu substituieren. In der Noetik, Religion, Ethik und politischen Lehre sieht der Verfasser vier Themenbereiche, die sich in der Philosophie Masaryks durchdringen und die ihren Fluchtpunkt in einer „Philosophie der Demokratie“ haben. Was die „Einheitlichkeit“ seiner Philosophie nach Truhlar stiftet, ist nicht zuletzt Masaryks Suche nach Einheit: In der synthetischen Absicht erkennt Truhlar einen roten Faden der Gedankenwelt des tschechischen Philosophen. Sowie er in seiner Wissenschaftslehre nicht die Zerstreutheit einzelner Perspektiven gelten ließ, habe Masaryk auch in der Ethik die Un-Einheitlichkeit, das Ergebnis fehlender Überzeugungen, überwinden wollen. Damit zielte Masaryk, wie Truhlar unterstreicht, auf eine Philosophie des Handelns, der Demokratie. Liegt aber nicht gerade in der „Einheitlichkeit“ der Masarykschen Lehre eine Gefahr für die Demokratie? Truhlar setzt sich mit dem Einwand eingehend auseinander, bei der Philosophie Masaryks handle es sich im Grunde auch um eine historizistische Theorie im Sinne Karl Poppers, die mit ihrer utopischen Verheißung eine bedeutsame Ähnlichkeit mit dem historischen Materialismus und anderen Heilslehren habe. Truhlar hält dem die Bedeutung der Kritik und damit auch den Stellenwert des Individuums für Masaryks Denken entgegen. Nie habe Masaryk die Position einer Relativität der Humanität vertreten; daher sei er nicht als demokratischer Doppelgänger, sondern als Gegentypus Lenins zu verstehen. Ein ähnlicher Einwand gegen die politische Lehre Masaryks betrifft sein Verhältnis zur *volonté générale*, wie Eva Schmidt-Hartmann ihn formulierte. Der von Masaryk verwendete, allerdings nie definitiv festgelegte Begriff der „stillen Übereinkunft“, derer die Gesellschaft bedürfe, ist Eva Schmidt-Hartmann zufolge in einer Rousseauschen Tradition zu verstehen. Truhlar hält dieser These einzelne Aussagen Masaryks entgegen, wie z. B. die Feststellung, es gebe „einfach keinen Volksgeist, keinen sensus communis, keinen Gesamtwillen u. dgl.“ (S. 160). Truhlers Verteidigung Masaryks hätte an dieser Stelle eine genauere Klärung erfordert, ob in dem Streit um den „Sinn der tschechischen Geschichte“ Masaryk nicht doch eine inhaltliche Festlegung des „Tschechentums“ vornimmt, die die Existenz eines Volksgeistes voraussetzt. Auch wäre zu fragen, ob Pekař mit seiner nur formalen Beschreibung der Einheit der tschechischen Geschichte in dieser Frage nicht Demokratie-verträglicher ist als Masaryk, der freilich – insofern ist Truhlar zweifellos zuzustimmen – sein reformatorisches Humanitätsideal nicht in einem national-ausschließenden Sinne, sondern

---

<sup>4</sup> Szporluk, Roman: *The Political Thought of Thomas G. Masaryk*. New York 1981. – Schmidt-Hartmann, Eva: *Thomas G. Masaryk's Realism: Origins of a Czech Political Concept*. München 1984. – Hoffmann, Roland J.: *Th. G. Masaryk und die tschechische Frage*. München 1988.



universal verstand. Zur Klärung solcher Fragen hätte auch neuere demokratietheoretische Literatur einiges beitragen können, die Truhlar nur sporadisch verwendet. Überhaupt hätte man über die verwendete Literatur gerne mehr (etwa in Form einer Bibliographie) erfahren als durch die lapidare Feststellung des Autors, diese sei „ein mixtum compositum, eine Summe dessen, was an Literatur überhaupt zur Verfügung stand“. Die Lektüre wird auch dadurch erschwert, daß diakritische Zeichen durchweg fehlen.

Berlin

Martin Schulze-Wessel

*Batscha, Zwi: Eine Philosophie der Demokratie. Thomas G. Masaryks Begründung einer neuzeitlichen Demokratie.*

Suhrkamp, Frankfurt/M. 1994, 276 S. (Suhrkamp Taschenbuch, Wissenschaft 1143).

Wenn man die schier unüberschaubare Literatur über Thomas G. Masaryk als *Masarykologie* bezeichnen würde, könnte man in den vergangenen Jahren von einer Hochkonjunktur dieser wissenschaftlichen (Teil-)Disziplin sprechen. Allerdings müßte man sich dabei mit einem sehr unpräzisen Wissenschaftsbegriff zufriedengeben. Welche von den vielen Monographien, Sammelbänden, Editionen, Broschüren und Aufsätzen als wissenschaftlich bezeichnet werden können, wäre erst noch zu klären. Für das vorliegende Buch trifft diese Bezeichnung jedoch zweifellos zu.

Es handelt sich um eine diskursiv-analytische Studie über die Grundbegriffe des philosophisch-politischen Denkens T. G. Masaryks, die sich von den üblichen Masaryk-Studien in vielerlei Hinsicht unterscheidet. Masaryks Denken wird hier in einem gesamteuropäischen Kontext seiner Zeit betrachtet, und gleichzeitig findet eine Auseinandersetzung mit der bisherigen Sekundärliteratur statt. Batschas Buch bietet darüber hinaus eine historische Analyse der Kontinuität und des Wandels in Masaryks philosophisch-politischem Werk zwischen den achtziger Jahren des 19. und den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts. Damit ist eine längst überfällige kritische Analyse von Grundbegriffen wie demokratische Lebensform, Kritizismus, Humanitätsideal und demokratische Nation entstanden, die nicht nur im Mittelpunkt des Werks von Masaryk stehen, sondern in der Folge auch alles Nachdenken über Masaryk und über Demokratie in der tschechischen Gesellschaft weitgehend bestimmen.

Das Besondere an diesem Buch ist der weite analytische Horizont, innerhalb dessen Masaryks Ideenwelt betrachtet wird. Zwi Batscha, Professor für Politische Theorie an der Universität Haifa, ist ein angesehener Kenner des europäischen politischen Denkens und Verfasser von zahlreichen Studien vor allem zur deutschen Philosophiegeschichte. Die Ergebnisse seiner Analyse präsentiert der Autor selbst als die Zuordnung des Masarykschen Œuvre der Tradition der schottischen Moralphilosophie, der französischen Enzyklopädisten und der deutschen Popularphilosophie, die alle lebensgestaltend wirken wollten und die Bedeutung des Verstandes, der Toleranz und der Humanität betonten. Damit liegt zum erstenmal eine Analyse von Masaryks Grundbegriffen vor, die den engen Rahmen mitteleuropäischer Provinzialität übersteigt und gleichzeitig einen einmaligen Einblick in die Ideenwelt jener Jahrzehnte bietet, die die großen Katastrophen unseres Jahrhunderts vorbereitet und mitgetragen hat

und bisher vorwiegend nur in ihren westeuropäischen Varianten analysiert worden ist.

Zwi Batscha lebte selbst als junger Mann in Masaryks Tschechoslowakei, und er ist sich der Vorteile dieses Staates gegenüber seinen Nachbarländern sehr wohl bewußt. Er betrachtet Masaryks Werk mit Wohlwollen und sieht sein geistiges Erbe als eine anregende Erbschaft und Aufforderung für das tschechische Volk (S. 236). Dennoch ist er sich auch der unzähligen Aspekte in Masaryks Ideenwelt bewußt, die heutigen historischen und sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen nicht standhalten und in vielerlei weltanschaulichen Fehlannahmen des 18. und 19. Jahrhunderts verhaftet sind. Die Hegelianische Neigung zur Begründung von politischen Programmen in großen welthistorisch konzipierten Systemen, die Comtesche Wissenschaftsgläubigkeit, der Platonsche Glaube an die Harmonie und die Verwechslung zwischen Idealen und Postulaten einerseits und deskriptiv-analytischen Wirklichkeitsbildern andererseits gehören zu jenen Denkfiguren, die Batscha als Probleme in Masaryks Demokratiekonzept hervorhebt. Die Einbeziehung neuerer historischer Erkenntnisse führt den Autor zu einer kritischen Betrachtung der Schlagworte Masaryks wie Reformation und Aufklärung sowie seiner Wahrnehmung der modernen Welt.

Batscha nimmt jedes Wort Masaryks ebenso ernst wie jedes Wort seiner bisherigen Apologeten und Kritiker. Das Wohlwollen des Verfassers begleitet seine Analyse auf Schritt und Tritt, und so bleibt es dem Leser überlassen, das Niveau des hier sorgfältig präsentierten bisherigen Masaryk-Diskurses einzuschätzen; vieles bietet sich jedoch an, um diese Studie auch als einen (höflich formuliert) Überblick über den verbalen Schwulst des bisherigen Masaryk-Diskurses zu empfehlen. Für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Masaryks Lebenswerk und seiner Erbschaft leistete Batscha auch damit einen großen Beitrag.

München

Eva Hahn

*Vzájemná neoficiální korespondence T. G. Masaryka s Eduardem Benešem z doby pařížských mírových jednání (Říjen 1918 – prosinec 1919)* [Die gegenseitige inoffizielle Korrespondenz T. G. Masaryks mit Eduard Beneš aus der Zeit der Pariser Friedensverhandlungen (Oktober 1918 – Dezember 1919)]. Hrsg. v. Zdeněk Šolle. Bd. 1: *Masaryk a Beneš ve svých dopisech z doby pařížských mírových jednání* [Masaryk und Beneš in ihren Briefen aus der Zeit der Pariser Friedensverhandlungen]; Bd. 2: *Dopisy* [Briefe].

Archiv AV ČR, Praha 1993, III + S. 1–106 und 1994, S. 107–425 (Práce z dějin České Akademie věd 1/1993 und 6/1994, Seria B Monographia).

Die Entstehungsgeschichte der vorliegenden Edition ist bemerkenswert. Sie reicht bis in die zweite Hälfte der achtziger Jahre zurück. Damals war Zdeněk Šolle von seinem Prager Kollegen Karel Kučera informiert worden, daß er „irgendwann einmal“ in den Besitz der Abschriften jener Briefe gelangt sei, die Tomáš G. Masaryk und Edvard Beneš 1919 in Prag bzw. in Paris geschrieben hatten. Kučera wollte die aus der Sammlung des 1971 verstorbenen Historikers und Archivars Josef Borovička stammenden Texte veröffentlichen. Er wandte sich an Šolle, und dieser vermittelte Kon-

takte mit dem Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam, wo man sich bald entschied, die Masaryk-Beneš-Korrespondenz in englischer Sprache herauszugeben. So gelangten die Abschriften im Herbst 1989 nach Holland. Als der Direktor des Amsterdamer Institutes im Frühjahr 1990 nach Prag kam, war Kučera gerade gestorben. Das Angebot, Kučeras Idee zu realisieren, erging daraufhin an Šolle, der es, von der Wichtigkeit des Vorhabens überzeugt, annahm. Ende 1993 veröffentlichte er mit Hilfe des Archivs der Tschechischen Akademie der Wissenschaften zunächst die Einleitung, Anfang 1994 folgten die Dokumente im zweiten Band der Edition.

Getreu der ursprünglichen Intention legte Šolle seine Einleitung als „kurzen historischen Exkurs“ an, der zunächst „nur“ den ausländischen Leser in die Lage versetzen sollte, „Bedeutung und Größe“ des „Höhepunktes des politischen Strebens der tschechischen und slowakischen Nation in den Jahren 1918–1919 und der damit verbundenen Vollendung des Lebensschicksals von T. G. Masaryk“ (S. 1) zu verstehen. Im Verlauf seiner Arbeit an der Einleitung gelangte Šolle jedoch zu der Erkenntnis, daß auch dem „heutigen einheimischen Leser gewisse Konstanten unserer geschichtlichen Entwicklung“ (S. 2) zu vermitteln seien. Der erste Band der Edition wurde so zu einer ausführlichen Behandlung der tschechischen Politik bis zur Gründung der Tschechoslowakei, die Šolle als „endliche Erfüllung eines jahrhundertealten Traumes der tschechischen Nation“ bezeichnet. „Auch die Slowaken“, läßt Šolle seine Leser Ende 1993 wissen, „sahen im neuen tschechoslowakischen Staat die Erfüllung ihrer jahrhundertelangen Sehnsucht nach politischer Selbständigkeit“ (S. 1). Mit Blick auf die Teilung der Tschechoslowakei sollte diese Grundaussage zumindest hinterfragt werden.

Breiten Raum in der Einleitung nimmt „Masaryks Konzeption der neuen, im Jahre 1918 auf den Ruinen der Habsburgermonarchie entstandenen Tschechoslowakei“ ein. Wiederholt weist Šolle darauf hin, daß Masaryk die ursprüngliche, auf Palacký zurückgehende „österreichische Variante“ seines Programms eines „harmonischen Zusammenlebens der kleinen mitteleuropäischen Nationen“ aufgab, „um diese Idee in der kleinen Tschechoslowakei zu realisieren“ (S. 42, 48, 51, 65, 68). Masaryk habe diesen Schritt sicher nicht leichten Herzens“ getan, meint Šolle und fragt: „Welche andere Alternative aber hat er gehabt?“ Der Ausgang des Krieges habe ihm keine Wahl gelassen (S. 65). Die eigentlichen Beweggründe und Umstände dieses Konzeptionswandels im Verlaufe des Weltkriegsexils von Masaryk bleiben indes weitgehend unbeleuchtet. Verwirrend ist zudem, daß der Verfasser davon spricht, Masaryk habe sein ursprüngliches Konzept „in den Jahren seiner Jugend“ (S. 48) entwickelt und es erst „gegen Ende seines Lebens“ (S. 42) aufgegeben. Als sein von Šolle vielzitiertes Buch *Česká otázka* (Die tschechische Frage) 1895 erschien, war Masaryk bereits 45 Jahre alt; nach der von Šolle festgestellten Aufgabe seiner ursprünglichen Konzeption im Weltkrieg lebte Masaryk noch zwanzig Jahre.

Beneš wird von Šolle als „genialer Realisator“ des konzeptionellen Denkers Masaryk dargestellt, der dessen Pläne „mit unermesslicher Intelligenz, Invention und Energie“ in die Tat umsetzte (S. 1). Trotz der an gleicher Stelle gemachten Bemerkung, ohne Beneš wäre es Masaryk nicht gelungen, einen derartigen Sieg zu erreichen, wird die Eigenständigkeit im Wirken des zweiten tschechoslowakischen Spitzenpolitikers

in der Zeit zwischen Oktober 1918 und Dezember 1919 von vornherein und zu Unrecht in Zweifel gezogen. In Paris hatte Beneš die Zügel der tschechoslowakischen Politik allein in der Hand. Er war mehr als ein bloßer „Vollstrecker“ (S. 21) der Politik Masaryks.

Die im zweiten Band der Edition veröffentlichten Briefe sind ohne Zweifel eine erstklassige Quelle für all jene, die sich mit dem Jahr 1 der Tschechoslowakei und dem Umgang der Pariser *Peacemaker* mit den sich auf die Existenz dieses neuen Staates in Mitteleuropa beziehenden Fragen beschäftigen. Das in der jeweiligen tschechischen, englischen oder französischen Originalfassung dargebotene Material – die englischen und französischen Schriftstücke wurden zusätzlich ins Tschechische übersetzt – entschädigen den Leser für die generell schlechte Handhabbarkeit der Publikation. Fehlende Seitenangaben im Inhaltsverzeichnis und im Personenregister beeinträchtigen den gezielten Zugriff auf die Dokumente, die, wie vom Herausgeber betont wird, ein „vertrauliches Zeugnis über den Sinn und die Ziele der tschechoslowakischen Außen- und Innenpolitik in der Zwischenkriegszeit geben, wie sie von den beiden Hauptvertretern der tschechoslowakischen nationalen Befreiungsbewegung während des Ersten Weltkrieges konzipiert worden sind“ (S. 37). In der Tat werden in der Korrespondenz die „lebenswichtigen Probleme der junge Republik“ dokumentiert: die tschechisch-slowakischen Beziehungen, das tschechisch-deutsche Verhältnis im Innern sowie auf der zwischenstaatlichen Ebene zu Deutschland und (Deutsch-)Österreich, das Verhältnis zum bolschewistischen Rußland, wo die tschechoslowakische Legion nach wie vor kämpfte, die Frage der an die Tschechoslowakei angegliederten Karpathoukraine, die Grenzprobleme mit Ungarn und der Streit mit Polen um das Teschener Schlesien.

Durch die seit 1991 kontinuierlich verbesserte Nutzbarkeit der Prager Archive war es Šolle möglich, die aus der Borovička-Sammlung stammenden Briefabschriften mit den im Masarykarchiv vorhandenen Originalen zu vergleichen. Ergebnis war eine Erweiterung der Dokumentensammlung um mehr als 20 Briefe. Bedauerlicherweise verzichtet der Herausgeber generell auf Quellenbelege. Es fehlen Angaben darüber, wann, wo und von wem die von Šolle edierten Abschriften erstellt worden sind. Zudem lassen sich in einigen Fällen – Dokument XXXIV (S. 200–201), Dokumente LXXI und LXXII (S. 290–294) – entgegen der Feststellung Šolles z. T. erweiterte Entsprechungen der Borovička-Abschriften im Archiv des Masarykinstitutes finden.

Es war wohl weniger eine jubiläumsbewußte Planung als eine aus den Zeitumständen geborene Entscheidung, daß die in 1000 Exemplaren gedruckte Edition genau 75 Jahre nach der Pariser Friedenskonferenz erschien. Da sie jedoch zu einem Zeitpunkt vorgelegt worden ist, an dem sowohl die Anfänge der tschechoslowakischen Geschichte als auch die von den Friedensmachern von 1919 in bezug auf Ostmitteleuropa getroffenen Entscheidungen einer neuerlichen kritischen Untersuchung unterzogen werden müssen, ist es zu begrüßen, daß sich Šolle der Realisierung der von Kučera vor nahezu zehn Jahren entwickelten Idee angenommen hat.



*Masarykova idea československé státnosti ve světle kritiky dějin [Die Masaryksche Idee der tschechoslowakischen Staatlichkeit im Licht der Kritik der Geschichte]. Sborník příspěvků z konference konané ve dnech 24. a 25. září 1992 v aule Obchodní akademie v Hodoníně [Sammelband der Beiträge einer Konferenz, die am 24./25. September 1992 in der Aula der Handelsakademie in Göding stattfand]. Hrsg. v. Jaroslav Opat und Josef Tichý.*

Ústav T. G. Masaryka, Praha 1993, 183 S.

Während über Masaryk, den Philosophen und politischen Denker, in der tschechischen und internationalen Forschung ein gedankenreiches Gespräch geführt wird, ist Masaryk, der Staatsgründer, angesichts des Zerfalls seiner Schöpfung offenbar ein Thema mit hohem politisch-symbolischen Gehalt. Davon jedenfalls zeugt die von dem Masaryk-Institut 1992 veranstaltete Diskussion über „Die Masaryksche Idee der tschechoslowakischen Staatlichkeit im Licht der Kritik der Geschichte“. Bereits der Einleitung verleiht Jaroslav Opat mit seiner (grundsätzlich berechtigten) Forderung, Masaryk von falschen Interpretationen zu befreien und die historischen Kritiker des vermeintlichen „Tschechoslowakismus“ der Ideologiekritik zu unterziehen, einen kämpferischen Ton. Mehrere Beiträge folgen dieser Linie und nehmen den authentischen Sinn der Masarykschen Worte gegen falsche Auslegung in Schutz. Josef Zurm weist in seinem Aufsatz über „T. G. Masaryk und Tábor“ nach, was die „schmalbrüstigen Parteigänger“ des Katholizismus und des Protestantismus – gemeint sind Pekař und Karafiát – nicht verstanden hätten: daß Masaryks Schlüsselbegriff „Tábor“ sich nicht gegen eine Nation oder Konfession richte, sondern eine Metapher für sein gesamtes humanistisches, demokratisches Programm sei. Anknüpfend an Opat geht Jan Rychlík dem Masarykschen Verständnis vom „tschechoslowakischen Volk“ nach. Im Gegensatz zu Kramář und anderen konservativen Politikern hätte Masaryk die „Tschechoslowaken“ nicht als ethnisches, sondern als politisches Volk verstanden. Eva Broklová nimmt schließlich die Verfassung der CSR gegen den Vorwurf in Schutz, diese sei den Deutschen und Magyaren oktroyiert worden. Wenig überzeugend ist in diesem Zusammenhang ihr Argument, die Verfassung hätte wegen der numerischen Überlegenheit der Tschechen auch bei Anwesenheit der Deutschen in der verfassunggebenden Versammlung die notwendige  $\frac{3}{5}$ -Mehrheit gefunden. Andere Beiträge wie der Aufsatz Bohumír Blížkovskýs über „Unsere gegenwärtige Krise“ zeichnen sich weniger durch Analyse als durch das Bemühen aus, im Sinne Masaryks Aussagen über die Gegenwart zu machen. In einem längeren Anhang, der eine Diskussion von gedankenreichen, z. T. aphoristischen Thesen Karel Kosíks enthält, wird schließlich auch kritischen Stimmen Raum gegeben. Dort kann Petr Pithart – nicht ohne auf den Widerspruch Jaroslav Opats zu stoßen – Masaryk-Apologie als unmasarykisch bezeichnen.

Neben einer Reihe von interessanten Beiträgen (Elena Várossová über Masaryk und Kollár, Petr Uhlík über Masaryk und den Štefánik-Kreis, Karel Pichlík über Masaryk und das deutsche Mitteleuropa u. a.) gewinnt der Band seine Bedeutung vor allem durch die Diskussion des Zerfalls der Tschechoslowakei und Masaryks Erbe. Alle Autoren sind sich darin einig, daß Masaryks Bedeutung sich nicht in der Gründung des nun zerfallenen Staates erschöpft. Ohne Zweifel besaß, wie Opat in seiner Ein-



leitung betonte, der Staat gegenüber der Nation und universalen Werten in Masaryks Denken nur eine abgeleitete Bedeutung. Eine strittige Frage ist jedoch, ob die Trennung von Tschechen und Slowaken im Sinne Masaryks positiv als nationale Befreiung zu werten ist. Ein Teil der Autoren versteht die nationale Unabhängigkeit der Slowaken jedoch nicht als Ergebnis eines emanzipativen Prozesses im Sinne der Masarykschen Geschichtsphilosophie, sondern als willkürlich von einigen Politikern herbeigeführt (Dušan Kováč) oder gar, wie Bohumír Blížkovský, als „viertes München“: „Zum vierten Mal erleben wir das Phänomen ‚München‘ – die nicht legitime Machtentscheidung über uns und ohne uns – die Ausnutzung unserer Schwäche und Kollaboration“ (S. 122). Denkwürdig erscheint hingegen die These Karel Kosíks, der die staatenpolitischen Vorstellungen Palackýs und Masaryks auf die Motivation zurückführt, die Völker Ostmitteleuropas gegen das „expansive Preußentum und den aggressiven Zarisismus“ in alter oder modernisierter Form zu schützen: „Der gemeinsame Staat der Tschechen und Slowaken entstand in einer Zeit, als diese Gefahr real existierte. Er geht in dem Jahrzehnt unter, in dem diese Drohung der Vergangenheit angehört“ (S. 136).

Berlin

Martin Schulze-Wessel

*Broklová, Eva: První československá ústava. Diskuse v ústavním výboru v lednu a únoru 1920 [Die erste tschechoslowakische Verfassung. Die Diskussionen im Verfassungsausschuß im Januar und Februar 1920].*

Ústav pro soudobé dějiny AV ČR, Praha 1992, 221 S.

Die Edition enthält Auszüge aus den Protokollen des Verfassungsausschusses der Provisorischen, am 1. Juli 1919 von der Regierung zur Verfassunggebenden Nationalversammlung erklärten, noch nicht aus Wahlen hervorgegangenen ersten gesetzgebenden Körperschaft. Der hier zwischen dem 8. Januar und 25. Februar 1920 geführten Debatte lag ein von Professor Jiří Hoetzel ausgearbeiteter, von einem sechsköpfigen Subkomitee überarbeiteter Entwurf der Verfassungsurkunde zugrunde. Das Plenum der Nationalversammlung hat sodann am 27. Februar seine Beratungen begonnen, die zwei Tage später, am 29. Februar 1920, mit der Annahme der Verfassungsurkunde sowie einiger mit ihr zusammenhängender Gesetze ihren Abschluß fanden.

Die ausgewählten Stellen betreffen hauptsächlich die Stellung des Staatspräsidenten, das Referendum, das Verhältnis von Staat und Kirche, die Rolle des Senats sowie den Schutz der nationalen Minderheiten, die ja zu den Beratungen und zur Beschlussfassung nicht beigezogen wurden, und das Sprachen-Verfassungsgesetz.

Hier stoßen wir u. a. auf Karel Kramářs grundsätzliche Ausführungen über die Dauer der Wahlperioden: „Jede Wahl kostet uns zwei Jahre parlamentarischer Ruhe. Wieviel bleibt Ihnen für die Arbeit? Ich rede gar nicht von der Erregung unter der Bevölkerung, wenn Wahlen stattfinden, das ist wie ein großes Erdbeben [...]. Im Interesse der Ritterlichkeit, des Anstands und eines soliden öffentlichen Lebens müssen wir wünschen, daß möglichst wenig Wahlen stattfinden.“

Über Antrag des Abgeordneten Jan Malypetr wurde die für die Wahl des Staatspräsidenten erforderliche qualifizierte Mehrheit von zwei Dritteln auf drei Fünftel aller Abgeordneten herabgesetzt, weil, wie Malypetr ausführte, anzunehmen sei, daß im

gewählten Parlament Tschechen und Slowaken nicht über zwei Drittel der Mandate verfügen werden und es vermieden werden sollte, mit den Minderheiten zu verhandeln.

In der Diskussion um das Sprachen-Verfassungsgesetz stand der Berichterstatter, der Abgeordnete František Hnídek, auf dem Standpunkt, die Tschechoslowakei sei ein Nationalstaat, dies sei im Friedensvertrag erklärt worden. Demgegenüber stellte der Abgeordnete Václav Bouček fest, daß zwar die Möglichkeit bestanden hätte, einen einsprachigen tschechischen Staat zu schaffen, „aber dann hätten wir uns nicht um das Gebiet bemühen dürfen, das fast ausschließlich von Deutschen bewohnt ist“. Minister Antonín Švehla, der in die Debatte eingriff, bezeichnete die Zulassung der deutschen Sprache vor Behörden und Gerichten als logische Folge dessen, daß eine Minderheit vorhanden sei: „Dazu sind wir meiner Meinung nach verpflichtet.“

Außenminister Edvard Beneš griff in die Diskussion um die Ausdrücke „Staatsprache“ und „offizielle Sprache“ ein. Er befürchtete, daß „die Deutschen auf das alte Arsenal zurückgreifen, auf das wir uns in Österreich berufen haben und das sich so gut bewährt hat, und jetzt alles das gegen uns vorbringen. Sie würden nicht darauf vergessen auszuführen: Schaut, sie waren die ersten, die am heftigsten dieses alte Österreich zerschlagen haben, aber sie verwenden die gleiche Terminologie wie wir“.

Es war der Wunsch Masaryks, das Hauptstück über den Schutz nationaler Minderheiten und damit die ganze Verfassungsurkunde mit der feierlichen Erklärung abzuschließen, daß jede Art gewaltsamer Entnationalisierung verboten und eine Verletzung dieses Grundsatzes vom Gesetzgeber als strafbare Handlung erklärt werden könne. Professor František Weyr, der stellvertretende Vorsitzende des Verfassungsausschusses, der dieser Formulierung zustimmte, hat später in seinem Lehrbuch des tschechoslowakischen Verfassungsrechts diesen Artikel für überflüssig erklärt, und Professor Jiří Hoetzel sagte, man müsse ja die angekündigten Strafgesetze nicht erlassen, aber es handle sich darum, daß man das dem Ausland gegenüber sagen wolle.

Die Herausgeberin hat das Aufsuchen einzelner Fragen durch Marginalien erleichtert, sie hat den ausgewählten Texten den Wortlaut der drei am 29. Februar 1920 beschlossenen Gesetze – der Verfassungsurkunde, des Sprachengesetzes und des Gesetzes über die Zusammensetzung und den Wirkungsbereich des Senats – beigelegt und eine Einführung über das tschechoslowakische Verfassungsrecht sowie editorische Bemerkungen vorangestellt. Die Erläuterungen zum Text hätte man sich manchmal ausführlicher gewünscht. So hätte man gern etwas über den Inhalt des Briefes erfahren, den Kardinal Skrbenský an Präsident Masaryk richtete und der von diesem beantwortet wurde, obwohl der Innenminister die Ansicht vertrat, der Präsident solle dem Kardinal lediglich mitteilen, daß er sein Schreiben an die Regierung weitergeleitet habe. Der Vorfall hat die Formulierung der §§ 66 und 68 der Verfassungsurkunde offenbar maßgebend beeinflußt.

Die Proben, die der Auswahlband enthält, lassen es wünschenswert erscheinen, die Protokolle vollinhaltlich zu publizieren.

*Klimek, Antonín/Kubů, Eduard: Československá zahraniční politika 1918–1938. Kapitoly z dějin mezinárodních vztahů [Die tschechoslowakische Außenpolitik 1918–1938. Kapitel aus der Geschichte der internationalen Beziehungen].*

Institut pro Středoevropskou kulturu a politiku/PanEuropa, Praha 1995, 115 S.

Der Titel des Buches muß mit dem Untertitel zusammen gesehen werden, denn eine Geschichte der Außenpolitik der Tschechoslowakei ist schon *vor* ihrer Begründung eine Geschichte der europäischen Politik und bleibt dies bis zum Ende des Untersuchungszeitraumes, dem Münchner Abkommen. Dieser Zeitraum zerfällt deutlich in zwei Perioden: Im ersten Zeitabschnitt ist die junge Tschechoslowakei nicht nur ein Mitglied der Weltkriegsallianz gegen Deutschland, mitgestaltend tätig am System der Pariser Vorortverträge, für die Prag kompromißlos eintrat und damit seine eigenen Interessen wahrte; Prag verstand sich auch als ein „Musterstaat“ eben jener Kräfte, die im Ersten Weltkrieg gegen die dynastischen Großstaaten siegreich geblieben waren. Im zweiten Abschnitt wird die Tschechoslowakei ein Opfer des allmählichen Zusammenbruches eben dieses Ordnungssystems. Es ist das Verhängnis der Staatskonzeption und der Lenker des Staates – der „Burg“ – gewesen, daß sie in diesem schleichen den Prozeß immer mehr an Boden verloren: In dem Maße, wie die Lage Deutschlands sich normalisierte, wurde die Weltstellung der ČSR destabilisiert. Und es ist schließlich die Frage zu stellen (und die Verfasser deuten dies an), ob die Burg mit ihrer Orientierung wirklich die einzige Form von selbständiger Politik Prags gewesen ist.

Das Hauptproblem der Tschechoslowakei war die Haltung zum großen Nachbarn Deutschland: Politisch verstand man sich als Gegner Deutschlands, auf das gewissermaßen der alte tschechisch-deutsche Gegensatz aus der Zeit der Nationswerdung der Tschechen im Habsburger Reich übertragen wurde, denn Österreich war nach 1918 als Staat zweiter Ordnung hinter die Tschechen zurückgefallen; wirtschaftlich blieb die Tschechoslowakei hingegen an Deutschland gebunden, mit dem es den größten Handelsaustausch hatte. Diesen Grundkonflikt, eine Außenpolitik gegen die Geographie und die wirtschaftlichen Interessen zu betreiben, haben Masaryk und Beneš in den Zeiten friedlicher Entwicklung nicht zu beheben gewußt und die Versuche, alle Konflikte auf der Ebene des Völkerbundes zu lösen, waren an eine friedliche Entwicklung gebunden, da der Völkerbund selbst als Partei galt und krisenanfällig blieb.

Als Hitler in Deutschland an die Regierung kam, änderte sich die Gesamtstimmung: Gegen den Druck von außen und – über die Anziehungskraft der nationalsozialistischen Ideologie und des Aufstiegs Deutschlands – den steigenden Druck der langsam sich radikalisierenden deutschen Minderheit im Lande gab es letztlich keine Alternative. Die Tschechoslowakei war für Hitler von innen und außen ein leicht angreifbarer Nachbar, und das Eintreten für das Selbstbestimmungsrecht der Sudetendeutschen bot eine gute Handhabe – wengleich von Anfang an heuchlerisch eingesetzt –, die Unterstützung der westlichen Verbündeten zu untergraben. Am Ende stand der Staat der nationalsozialistischen Aggression allein gegenüber, von seinen Verbündeten bereits *vor* dem Münchner Abkommen verlassen. Dem scheinbaren Erfolg der Appeasement-Politik folgte indes bald deren Scheitern; die westlichen Demokratien hatten durch das Opfer der Tschechoslowakei nur Zeit gewonnen, denn ihr sollten

bald andere Opfer folgen, wie der Außenminister Kamil Krofta vorausgesagt hatte (S. 93).

Dieses schmale Büchlein, dessen Druck von der Adenauer Stiftung gefördert wurde, ist für pädagogische Zwecke gedacht und paßt in die Reihe von Arbeiten, die nach der Wende für die tschechische Öffentlichkeit die Ergebnisse der internationalen Forschung in tschechischer Sprache zugänglich machen soll. Die Schilderung der Fakten ist korrekt und auf dem Stand der Forschung – und dies betrifft sowohl die außen- wie die innenpolitischen Probleme –, die Wertungen sind zurückhaltend und objektiv. Endlich kann man eine tschechischsprachige Darstellung zur tschechoslowakischen Außenpolitik lesen, in der die Geschichte nicht seit 1918 allein als Vorgeschichte von München mißdeutet wird. Was die Verfasser so bescheiden sagen, daß man die Ereignisse (hier Locarno) aus ihrer Zeit heraus deuten muß (S. 53), war eben lange verpönt.

Über die Schilderung der Fakten hinaus ist das Büchlein auch dort interessant, wo es Informationen gibt, die in der bisherigen Forschung fehlten: z. B. die Gliederung des Außenamtes in Prag (im ersten Kapitel und im Anhang die Personen der diplomatischen Vertretungen; hier hätte jedoch ein Hinweis auf den hohen Anteil von ehemaligen Legionären erfolgen können). Bedenkenswert sind auch grundsätzlich Erwägungen über den „tschechischen Messianismus“ und das Selbstverständnis als eines „Staates der kleinen Leute“, die Masaryk vertreten hat, der von Anfang an den neuen Staat zu sehr als eine „Insel“ verstanden habe (S. 14). So bleibt am Schluß nur festzustellen, daß die beiden Verfasser eine zwar knappe, aber gut geschriebene und gut lesbare Darstellung der Außenpolitik der ČSR vorgelegt haben, die der Sache und der Bedeutung ihres Landes in der Zwischenkriegszeit gerecht wird.

Köln

Manfred Alexander

*Češki i slovaški izvori za bulgarskata istorija. Bd. 3: 6. VII. 1931–11. V. 1934. Hrg. v. Jozef Kolář, Ivan Št'ovíček, Valerian Bystrický, Vasil A. Vasilev, Lidija Manolova et al.*

Izdatelstvo na Bulgarskata akademija na naukite, Sofija 1994, 295 S. (NT: Fontes Bohemoslovaci historiae Bulgariae).

Der Initiative des rührigen Sofijoter Historikers Vasil At. Vasilev ist es zu verdanken, daß zumindest *eine* solide Edition von Quellen zu den Außenbeziehungen des bulgarischen Staates in der Zwischenkriegszeit vorliegt – diejenige tschechoslowakischer diplomatischer Berichte, deren beide zuvor erschienenen Bände die Jahre 1918–1925 und 1926–1931 abdecken (vgl. BohZ 27/1986, 429–431 und 30/1989, 454–455). Auf eine umfassende Edition bulgarischer Dokumente zur Außenpolitik in dieser spannungsreichen Periode wartet man bislang noch immer vergebens.

Der anzuzeigende dritte Band dieser Edition umspannt die Jahre der Regierung des „Volksblocks“ (*Naroden blok*) unter den Premierministern Aleksandür Malinov (Juni–Oktober 1931) und Nikola Mušanov (Oktober 1931 – Mai 1934). Dem „Volksblock“, einer bürgerlichen Koalition aus der Demokratischen Partei, der Radikalen Partei, großer Teile der Nationalliberalen sowie den drei konservativen unter den zahlreichen Nachfolgeparteien des Bulgarischen Bauernbundes (*Stara Zagora* und *Oranžev*), war am 21. Juni 1931 ziemlich überraschend ein Wahlsieg über das seit 1923 regierende Mitte-Rechts-Bündnis der „Demokratischen Union“ (*Demokratičeski*



sgovor) geglückt. So deutlich einige programmatische Unterschiede zwischen der neuen Regierungskoalition und dem abgelösten Parteienbündnis auch waren, so gering waren die Auswirkungen des Regierungswechsels auf die bulgarische Außenpolitik, die wiederum in erster Linie Balkanpolitik war. Die beiden Hauptgründe für diese Kontinuität lagen in der relativen politischen Schwäche auch der neuen Regierung gegenüber der trotz Spaltung weiterhin als „Staat über dem Staate“ „fungierenden Inneren Makedonischen Revolutionären Organisation“ (*Vūtrešna Makedonska Revoljucionna Organizacija*, IMRO). Deren siegreiche Teilorganisation (IMRO-Ivan Michajlov) torpedierte energisch die zaghaften Versuche Sofijas zur Bereinigung des Verhältnisses zu Jugoslawien und Griechenland und war strikt gegen den Beitritt Bulgariens zu einem geplanten Pakt zwischen den vier Nachbarstaaten des Landes, wie er dann am 9. Februar 1934 geschlossen wurde, oder zu einem vor allem von Prag favorisierten Vertrag zwischen Bulgarien und der Kleinen Entente. Der nicht zustande kommende Ausgleich mit Belgrad wiederum blockierte die Normalisierung der bulgarischen Beziehungen zu England und Frankreich, so daß keine vollgültige internationale Rehabilitation dieses pünktlichsten Reparationszahlers unter den Verliererstaaten des Ersten Weltkriegs stattfand. Von 1933 an suchten der bulgarische „Zar“ Boris III. gemeinsam mit dem jugoslawischen König Aleksandar I. Karadjordjević einen Ausweg aus der Sackgasse der bulgarisch-jugoslawischen Beziehungen. Bevor die IMRO mit der Unterstützung ihres Hauptsponsors, des faschistischen Italien, auch diese Initiative mittels Terror stoppen konnte, fegten am 19. Mai 1934 putschende bulgarische Offiziere der „Militärliga“ (*Voenen sūjuz*) in Konspiration mit Intellektuellen und einigen Berufspolitikern nicht nur die Regierung Mušanov und das parlamentarische System, sondern mittels Armeeeinsatzes auch die makedonische Organisation hinweg. Obwohl die Putschisten in der Außenpolitik außerordentlich erfolgreich waren, hier vor allem den populären Kurs der Annäherung an Jugoslawien (und die Sowjetunion) weiter betrieben, blieb ihre Machtbasis im Innern schwach. Dies nutzte der Monarch aus, um Anfang 1935 eine Art parlamentarischer Königsdiktatur zu errichten.

Die Jahre 1931–1934 sind also sowohl mit Blick auf die Veränderungen im politischen System Bulgariens wie speziell in der Außen- und Balkanpolitik Sofijas eine entscheidende Wendezeit, die indes bislang von der bulgarischen wie der internationalen historischen Forschung recht stiefmütterlich behandelt worden ist. Um so wertvoller sind daher die facettenreichen, kontinuierlichen und systematischen Berichte der tschechoslowakischen Gesandtschaft in Sofija, die das Rückgrat des anzuzeigenden Bandes darstellen. Der ČSR-Gesandte Prokop Maxa (1931–1939) war neben seinem deutschen Kollegen Eugen Rümelin (1923–1939) bald einer der dienstältesten Diplomaten in Sofija. Er verfügte über zahlreiche politische Kontakte zu Regierung und Oppositionsparteien, zu den sogenannten „nicht zur Verantwortung ziehbaren Faktoren“ (*neotgovorni faktori*) – sprich: Hof, IMRO, Militärliga u. a. –, zu seinen diplomatischen Kollegen, zur einheimischen und internationalen Presse sowie sicher auch zu bezahlten informellen Informanten. Ebenfalls im Band enthalten sind diplomatische Berichte der tschechoslowakischen Gesandtschaften in Belgrad, Athen, Ankara, Bukarest, Paris, Berlin und beim Völkerbund in Genf sowie Anweisungen und Mitteilungen der Prager Zentrale und anderer einheimischer Dienststellen.



Die tschechoslowakischen Quellen bieten auch etliche Informationen über die bilateralen Kulturbeziehungen, hier vor allem über den intensiven Studenten- und Wissenschaftsaustausch, über das Organisationsnetz der illegalen Bulgarischen Kommunistischen Partei auf dem Territorium der ČSR, über welches einige der „Kanäle“ von Bulgarien in die Komintern-Außenstellen Wien und Berlin sowie in die Moskauer Zentrale liefen. Besonders reichhaltig sind aber – wie schon in den Bänden 1 und 2 – die Insiderinformationen über die IMRO. Besonders gründlich wird über die Auswirkungen der 1928 erfolgten Spaltung der Organisation in zwei gleichnamige Teile berichtet, die in einem immer größere Ausmaße annehmenden mörderischen Bruderkrieg resultierte. Vor allem die regelmäßigen Monatsberichte Maxas enthalten in der Standardrubrik „Makedonische Bewegung“ (*Hnutí makedonské*) eine detaillierte Chronik dieser eskalierenden Racheaktionen (S. 64–65, 82–85, 96–99, 105, 118–120, 137, 154–158, 180–182 und 241–242).

Der Band verfügt über zwei Register von Personen- und Ortsnamen (S. 286–290 und 291–293), ein Verzeichnis der tschechischen Abkürzungen (S. 13), ein regestenartiges Inhaltsverzeichnis (S. 5–8) sowie eine von V. At. Vasilev verfaßte und als „Vorwort“ bezeichnete Einleitung (S. 9–12). In terminologischer Hinsicht atmet diese noch spürbar den Geist der Živkov-Ära, und auch die hier in den Fußnoten angeführte und auf dem Stand von ca. 1975 befindliche Literatur besteht ausschließlich aus sowjetischen und bulgarischen Titeln. Selbst das 1978 in Sofija erschienene, von Krüstju Mančev und V. Bystrický verfaßte Standardwerk zur bulgarischen Außenpolitik in den dreißiger Jahren fehlt hier<sup>1</sup>.

Der Band enthält etliche sachliche Fehler, deren Urheber teils die Editoren, teils aber offensichtlich die Dokumentenverfasser sind. So ist auf S. 214 nicht die Bahnstrecke Skopje-Saloniki, sondern diejenige von Skopje nach Sofija gemeint; der auf S. 237 erwähnte frühere bulgarische Regierungschef Ljapčev hieß mit Vornamen nicht Aleks[andür], sondern Andrej; der Vorname des italienischen Außenministers Grandi lautete Dino, nicht Italo (S. 287); und derjenige des Presseattachés der ungarischen Gesandtschaft in Sofija war Boleslav, nicht V. Tachauer (S. 289).

Das tschechoslowakisch-bulgarische Gemeinschaftsprojekt der Edition Prager Gesandtschaftsakten über Bulgarien ist die bislang bedeutsamste Quellenveröffentlichung zur Geschichte der bulgarischen Außenpolitik in der Zwischenkriegszeit. Der wissenschaftlich-handwerkliche Standard der Edition ist beträchtlich. Ein vierter Band, der die Jahre 1934–1939 umfassen soll, ist angekündigt.

Hamburg

Stefan Troebst

<sup>1</sup> Mančev, Krüstju/Bystrický, Valerian: *Bulgarija nejnite susedi 1931–1939. Političeski i diplomatičeski otnošenija*. Sofija 1978.

*Pfaff, Ivan: O perspektivu lidského společenství. Politické myšlení Karla Čapka [Um die Perspektive des menschlichen Zusammenlebens. Das politische Denken K. Čapeks].*

Artforum, Praha 1994, 175 S.

„Karel Čapek war sicher im politischen und gesellschaftlichen Denken eine äußerst komplizierte und vieldeutige Persönlichkeit, und es ist daher sehr schwierig, sein poli-

tisches Porträt mit einer Farbe und mit einem Pinselstrich darstellen zu wollen“ – so Pfaffs einleitende Charakterisierung im „Abschlußwort“ (S. 131). Dies ist eine evidente Wahrheit, denn nach der Lektüre von Pfaffs Arbeit stellt man fest, daß das „politische Porträt“ Čapeks immer noch ziemlich unklar scheint. Der Schriftsteller war nicht nur den politischen Anfeindungen von seiten der Rechten und der Linken, sondern auch zeitweise denen der politischen Mitte ausgesetzt.

Im Bereich der Politik hatte Čapek nicht immer eine glückliche Hand gehabt, dabei war er tatsächlich politisch aktiv und unternahm sogar – mit seinen Freunden – den Versuch, eine neue politische Partei zu gründen. Und seine unverständliche Begeisterung im Jahre 1936 für die „Stalinsche Konstitution“ der UdSSR (S. 53) stieß nicht nur bei eingeschworenen Rechtsgerichteten auf Widerstand.

Die philosophische Grundlage von Čapeks Belletristik ist unklar. Viel ist dort von der Philosophie des Pragmatismus nicht zu spüren; das Christentum kommt deklarativ und sozusagen nur am Rande zum Vorschein, und statt der sozialistischen Idee dominiert eine eher von Mitleid mit dem schweren Schicksal der damaligen Arbeiter – vor allem der Arbeitslosen – geprägte Denkweise. Das soll kein Vorwurf gegenüber dem Schriftsteller Čapek sein, vielmehr geht es darum, daß es kaum gelingen wird, aus Čapeks literarischen Texten irgendein philosophisches System herauszudestillieren, geschweige denn eine persönliche Anhängerschaft in bezug auf irgendeine Ideologie feststellen zu können.

Niemanden überrascht, daß Čapeks journalistische Duelle aus den zwanziger und dreißiger Jahren nur noch eine verhältnismäßig kleine Gruppe von Historikern und teilweise auch von Literaturhistorikern interessieren. Es wäre ein Wunder, wenn es anders kommen sollte. Nicht einmal Čapek hat wahrscheinlich damit gerechnet, daß die Bedeutung seiner Polemiken ganze Dezennien hindurch gleich bleiben würde.

Wesentlich komplizierter gestaltet sich die Interpretation seiner Erzählungen, Romane und Dramen. Die Rezeptionen seiner Œuvres im Ausland nach 1955 zeigen, daß seine politisch engagierten und transparent ideologisierten Texte kein großes Interesse hervorrufen. So hielt sich z. B. sein Theaterstück „Aus dem Leben der Insekten“ nur einige Tage lang auf einer der deutschen Bühnen, und sein Drama „Die Mutter“ läßt sich heute kaum noch inszenieren, obwohl sein antimilitaristischer und antifaschistischer Grundton genug Anlaß für eine Aufführung bieten würden. Doch schreckt der plakative Charakter dieses Stückes sogar die äußerst antimilitaristisch und antifaschistisch eingestellten Theaterintendanten ab.

Es wäre angebracht, die Frage nach der Aktualität der Werke Čapeks in den böhmischen Ländern zu stellen. Anscheinend haben sich auch dort seine stark politisch engagierten Texte überlebt – und man kann davon ausgehen, daß die jüngere Lesergeneration kein allzu großes Interesse an den Werken Čapeks zeigt. Meine eigene Generation hat Čapek nicht mehr bewußt erlebt – während des Krieges und nach 1945 konnten wir uns an seinen Werken kaum sattlesen. Heute bewerten wir ihn eher als Zeugen seiner Zeit und als Beispiel der stilistischen Virtuosität, die sich als erzählerische Einfachheit tarnt.

Das Buch von Pfaff gehört in die lange Reihe der „Kämpfe um Čapek“, die man ab den zwanziger bis in die achtziger Jahre ausgetragen hat. Zu verschiedenen Frage- und Problemstellungen gibt das Buch Antwort, auf wenig bekannte Tatsachen wird auf-

merksam gemacht, und den Historikern verhilft es zu einem präziseren Bild vom intellektuellen und politischen Klima der Zwischenkriegszeit in der Tschechoslowakei. Nach der Befreiung im November 1989 ist ein „Kampf um Čapek“ allerdings nicht mehr nötig.

Ivan Pfaff hat ein sehr nützliches Buch geschrieben, auch wenn zu seinen Lesern heute sicherlich vor allem Studenten der modernen tschechischen Literaturgeschichte gehören werden; aber dieser Leserkreis ist keinesfalls zu unterschätzen.

Freiburg i. Br.

Antonín Měšťan

*Inventar archivalischer Quellen des NS-Staates. Die Überlieferung von Behörden und Einrichtungen des Reichs, der Länder und der NSDAP. Teil 2: Regionale Behörden und wissenschaftliche Hochschulen für die fünf ostdeutschen Länder, die ehemaligen preussischen Ostprovinzen und eingegliederten Gebiete in Polen, Österreich und der Tschechischen Republik mit Nachträgen zu Teil 1. Im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte, bearbeitet von Heinz Bobera ch unter Mitwirkung von Oldřich Sládek, Günter Weber und Wolfgang Weißleder sowie Angehörigen der Archive.*

Saur, München-New Providence-London-Paris 1995, XXII + 396 S.

Teil 1 dieses großangelegten Werkes hat sich als überaus nützliches Hilfsmittel für Arbeiten zur Geschichte des Nationalsozialismus erwiesen, und auch der nun vorliegende 2. Teil wird von der Forschung dankbar aufgenommen werden. Wer den langen Titel dieses Inventars gründlich liest, weiß schon recht genau, was er erwarten darf.

Der an der Geschichte der böhmischen Länder interessierte Historiker wird sein Augenmerk besonders auf die hier vorgestellten Bestände aus den Archiven auf dem Gebiet der Tschechischen Republik richten. Einschränkend ist zunächst zu vermerken, daß in dem Band nur Archivalien aus denjenigen Gebieten, die 1938 nach dem Münchener Abkommen in das Reich eingegliedert wurden, aufgeführt sind; die von den Behörden des sogenannten Protektorats Böhmen und Mähren überlieferten Akten bleiben also unberücksichtigt.

Nach dem „Anschluß“ des Sudetenlandes an das Deutsche Reich wurde aus dem Großteil der von der ČSR abgetretenen Gebiete der „Reichsgau Sudetenland“ gebildet. Sofort nach dem Einmarsch der Wehrmacht wurde damit begonnen, im „Sudeten-gau“ eine neue Verwaltung aufzubauen. Reichsstatthalter und Gauleiter der NSDAP wurde Konrad Henlein. Ihm nachgeordnet waren drei Regierungspräsidenten mit Sitz in Karlsbad, Aussig und Troppau. Die von diesen und anderen Behörden – etwa aus dem Bereich der Justiz –, aber auch von der NSDAP-Gauleitung des Sudetenlandes sowie den Gliederungen und Verbänden der Partei überlieferten Aktenbestände werden im vorliegenden Band übersichtlich vorgestellt.

Die umfangreichsten und wohl auch interessantesten Bestände sind dabei die des Reichsstatthalters mit Sitz in Reichenberg (im Státní oblastní archiv v Litoměřicích/Leitmeritz) und der Regierungspräsidenten von Aussig (ebenfalls in Leitmeritz), Karlsbad (im Státní oblastní archiv v Plzni/Pilsen) und Troppau (im Zemský archiv v Opavě/Troppau). Diese Bestände scheinen vor allem für verwaltungsgeschichtliche Studien ergiebig zu sein. Als sehr gut ist die Überlieferung der Akten des Oberlandes-

gerichts Leitmeritz zu bezeichnen, die u. a. über die Richterschaft und die Gerichtsverfassung des Sudetenlandes Auskunft geben. Anhand der vollständig überlieferten Personalakten u. a. von 696 Richtern könnte z. B. für die Justiz einmal überprüft werden, inwieweit die von Sudetendeutschen nach dem Krieg immer wieder aufgestellte Behauptung, der Gau sei mit Beamten aus dem „Altreich“ überflutet worden und die Sudetendeutschen seien bei der Verteilung von Stellen wieder, wie schon in der Zeit der Tschechoslowakischen Republik, zu kurz gekommen, berechtigt ist.

Von herausragender Bedeutung für Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft im Sudetenland ist auch der Bestand der Gauleitung der NSDAP Sudetenland (Leitmeritz), der u. a., wenn auch nicht vollständig, Lageberichte der Gauleitung sowie der Kreis- und Ortsgruppenleiter der Partei aus den Jahren 1938–1945 enthält. Ergänzt durch den Bestand des „Gauamtes für Kommunalpolitik“ unter dem „Gauhauptmann“ Anton Kreißl wäre es z. B. möglich, einmal der Frage nachzugehen, ob es etwa eine sudetendeutsche Variante des Nationalsozialismus in den Jahren 1938–1945 gegeben habe. Des weiteren bedarf die von sudetendeutscher Seite wiederholt vorgebrachte Aussage, die Nazi-Verbrechen im Sudetengau seien vor allem von „Altreichlern“ verübt worden, einer kritischen Untersuchung. Welche Rolle haben wirklich Sudetendeutsche in der Partei des Gaus gespielt? Die genannten Bestände könnten zur Klärung dieser Fragen beitragen.

Von zentraler Bedeutung, besonders im Hinblick auf die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der ČSR, ist die Frage, wie sich die Beziehungen zwischen den Deutschen und den im Sudetenland verbliebenen Tschechen zwischen 1938 und 1945 entwickelten. Wie sah das alltägliche Miteinander der Menschen aus? War es von Haß, Mißtrauen oder vielleicht doch einer gewissen Normalität innerhalb des Ausnahmezustands, den NS-Herrschaft und Krieg bedeuteten, geprägt? Auch hier dürfte das Studium der genannten Bestände archivalischer Quellen aus der NS-Zeit aufschlußreich sein.

Wer sich wie der Rezensent mit der Geschichte des Sudetengaus zwischen 1938 und 1945 befaßt, hat mit Hilfe des Inventars einen erleichterten Zugang zu den tschechischen Archiven und erfährt, was er in etwa dort zur Geschichte der NS-Herrschaft im Sudetenland finden wird – und was nicht. Denn: Auf „dem Gebiet der Tschechischen Republik konnten die NS-Organen vor Kriegsende erhebliche Aktenmengen vernichten“ (S. XV). Viele Bestände sind daher nur bruchstückhaft überliefert.

Dennoch macht das vorliegende Inventar deutlich, daß die Bestände der tschechischen Archive, vor allem in Leitmeritz und Troppau, eine intensive Erforschung der Politik-, Alltags-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des bisher von der Geschichtswissenschaft arg vernachlässigten „Reichsgaus Sudetenland“ ermöglichen.

Bonn

Ralf Gebel

*Vom Generalplan Ost zum Generalsiedlungsplan. Dokumente. Hrsg. von Czeslaw Madajczyk unter Mitarbeit von Stanislaw Biernacki u. a.*

Saur, München-New Providence-London-Paris 1994, XXXVI + 576 S. (Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 80).

Der polnische Historiker Czeslaw Madajczyk, der schon durch mehrere Veröffentlichungen zum „Generalplan Ost“ hervorgetreten ist, legt mit diesem Band „das Er-



gebnis dreißig Jahre währende Sucharbeit“ (S. XIX) vor. Das Ziel der Publikation ist es, mit der „Zusammenstellung aller bisher auffindbaren Quellen zum Generalplan Ost und Generalsiedlungsplan“ der Wissenschaft die Möglichkeit zu bieten, „die nationalsozialistischen Entwürfe zu Ostexpansion und -kolonisation künftig in ihrer Gesamtheit zu betrachten und zu analysieren“ (S. XIX f.). In der Tat wird, wer sich in Zukunft mit den wahnwitzigen Expansions-, Vernichtungs- und Siedlungsplänen der Nationalsozialisten in Osteuropa beschäftigt, an diesem Band nicht vorbeikommen. Die Dokumentation ist um so willkommener, als sich nach Angaben des Herausgebers die „Diskussion bisher im wesentlichen auf nicht mehr als zehn Dokumente“ stützte (S. XX).

Eine kurze Einleitung (17 S.) führt zunächst in die verwickelte Entstehungsgeschichte des „Generalplans Ost“ ein, der als ein Vorhaben Himmlers „höchstwahrscheinlich Ende 1941 oder Anfang 1942 Gestalt“ annahm (S. VII). Verschiedene Institutionen des NS-Staates haben an den Planungen zur Ostexpansion mitgewirkt, so daß es eigentlich schwierig scheint, von *dem* Generalplan Ost zu sprechen.

Der Leser erfährt in der Einleitung, welche Institutionen dies waren und auch welche Personen für die unterschiedlichen Entwürfe verantwortlich zeichneten. In den „verschiedenen Varianten“ des Generalplans Ost, der Ende 1942 in den sogenannten Generalsiedlungsplan umgearbeitet wurde, „lassen sich drei Komponenten einer neu zu schaffenden Bevölkerungsordnung in Osteuropa erkennen“ (S. XIII). Erstens „ging es um die Deportation und teilweise Ausrottung von 30 bis 40 Millionen ‚rassisch unerwünschter‘ Menschen, hauptsächlich Slaven, aus den zu kolonisierenden Gebieten“, zweitens um ein „Siedlungswerk [...], an dem einige Millionen Deutsche oder Menschen ‚germanischer‘ Abstammung [...] sowie Angehörige anderer germanischer Nationen – hier dachte man vor allem an Holländer und Norweger – beteiligt sein sollten“ (ebd.), sowie drittens um „den massenhaften Einsatz für Zwangsarbeit“ von „mindestens 14 Millionen Slaven, die in ihrer Heimat bleiben und nicht germanisiert werden sollten“ (ebd.). Sie waren für die Verrichtung von Sklavenarbeiten für die deutschen „Herrenmenschen“ vorgesehen.

Im Gegensatz zum Völkermord an den Juden erreichte dieses „Unternehmen zunächst nur die Planungs- und Kalkulationsphase“, von „einzelnen versuchsweisen Aktionen“, die ein „praktisches Stadium“ erreichten, einmal abgesehen (S. XVI). Doch weist der Verfasser zu Recht daraufhin, „daß – hätte der Krieg einen anderen Verlauf genommen – das Schicksal des jüdischen Volkes in Europa gleichzeitig den Beginn eines schrecklichen Schicksals für die Slaven Mittel- und Osteuropas bedeutet hätte“ (ebd.).

Die Quellenedition selbst besteht aus zwei Teilen. Im ersten Teil sind 104 Dokumente abgedruckt, „in denen die Bezeichnung Generalplan Ost beziehungsweise Generalsiedlungsplan vorkommt und die über diesen Plan sowie seine Entwicklung berichten“ (S. XX), der zweite Teil enthält 41 Anlagen, die diese Pläne „zwar nicht direkt [...] betreffen, die aber in einem gewissen Zusammenhang damit stehen (S. XXI)“. Hier wird die Monstrosität der Pläne in all ihren Details deutlich.

Die „tschechische Frage“, die an dieser Stelle besonders interessiert, war nicht Bestandteil des Generalplans Ost. Auf Betreiben Himmlers wurde jedoch 1942 der böhmisch-mährische Raum in den „Generalsiedlungsplan“ aufgenommen (Dok. Nr. 27), der den Generalplan Ost „mit den früheren Kolonisierungsplänen“ verbinden sollte, „um so das gesamte Kolonisierungsprogramm zu vereinheitlichen“ (S. IX).



Zwar wurden die Auszüge aus der am 2. Oktober 1941 in Prag gehaltenen Rede Heydrichs „über die Grundsätze der nationalsozialistischen ‚Neuordnung‘ Europas“ (Dok. Nr. 5), die Auszüge aus der Ansprache Heydrichs „über die beabsichtigte Eindeutschung der Bevölkerung im Protektorat“ vom 4. Februar 1942 (Anlage 12) sowie die Auszüge aus der Bad Karlsbrunner Rede Karl Hermann Franks (nicht Hans Hermanns, wie es im Inhaltsverzeichnis heißt) vom 3. April 1944 „über seine Umvolkungspolitik im Reichsprotektorat“ (Anlage 35) sämtlich schon in einer Publikation des tschechischen Forschers Václav Král abgedruckt<sup>1</sup>. Wer sich mit den „Umvolkungs“- , Aussiedlungs- und Vernichtungsabsichten der Nationalsozialisten speziell in bezug auf die Tschechen befaßt, wird auch in Zukunft auf diesen Band zurückgreifen müssen. Wer sich jedoch über die „Tschechenpolitik“ von Heydrich, Frank und Konsorten in dem größeren Zusammenhang der nationalsozialistischen Ostexpansion, in dem sie stand, informieren will, wird für die vorliegende, sehr sorgfältig gearbeitete Edition äußerst dankbar sein.

Bonn

Ralf Gebel

<sup>1</sup> Die Vergangenheit warnt. Dokumente über die Germanisierungs- und Austilgungspolitik der Naziokkupanten in der Tschechoslowakei, zusammengestellt, mit Vorwort und Anmerkungen versehen von Dr. Václav Král, Prag 1960.

*Kostlán, Antonín: Druhý sjezd československých historiků (5.–11. října 1947) a jeho místo ve vývoji českého dějepiscetví v letech 1935–1948 [Der zweite Kongreß der tschechoslowakischen Historiker (5.–11. September 1947) und sein Platz in der Entwicklung der tschechischen Geschichtsschreibung in den Jahren 1935 bis 1948].*

Archiv Akademie věd České republiky, Praha 1993, 313 S. (Práce z dějin Akademie věd České republiky. Studia Historiae Academiae scientiarum Bohemicae).

Der Zweite Kongreß der tschechoslowakischen Historiker im September 1947 war ein Ereignis, das nicht nur von den Vertretern des Fachs, sondern von einer breiten Öffentlichkeit genau verfolgt wurde. Doch nachdem einige Monate später die KPTsch die Macht in Prag übernommen hatte, wurde es um den Historikerkongreß still: Die vorbereitete Publikation der Referate und Diskussionen wurde verhindert, und in der offiziellen Fachgeschichte spielte der Kongreß nur noch eine periphere und negativ akzentuierte Rolle.

Bereits eine kurze Themenübersicht des nun von Antonín Kostlán dokumentierten Zweiten Historikerkongresses läßt dessen Bedeutung erkennen. Nachdem zunächst am 6. September 1947 Methodenfragen diskutiert worden waren, standen an den folgenden drei Kongreßtagen folgende Themen auf dem Programm: „Die Aufgabe der mährisch-schlesischen Geschichtsschreibung“, „Das tschechisch-slowakische Zusammenleben“, „Unser Land zwischen Ost und West“, „Die Russische Revolution und das Slaventum“, „Die Entwicklung der tschechischen Nationalgesellschaft“, „Die Entwicklung der tschechischen Demokratie“, „Die Geschichte als Mittel der Bildung und Erziehung“ und „Tschechen und Deutsche“. Zu Recht betont Kostlán, daß der Kongreß, der sich eine Bilanz und einen Ausblick der historischen Forschung in der Tschechoslowakei zum Ziel gesetzt hatte, nicht nur vom historiographiegeschichtlichen

Gesichtspunkt her Interesse beanspruchen darf, sondern „ein Zeugnis über die Atmosphäre der Jahre 1935–1948 und über die Mentalität der damaligen Intelligenz gibt“ (S. 8).

Tatsächlich bereichert die Dokumentation in mancher Hinsicht die Diskussion um die unmittelbare Nachkriegszeit in der Tschechoslowakei. Im Verhältnis der Tschechen zu den Deutschen einerseits und den Slowaken andererseits tritt dabei eine eigentümliche Ungeklärtheit des tschechischen Nationalbegriffs zutage, auf die Eva Hartmann schon bei der Analyse der Zeitschrift *Dnešek* aufmerksam gemacht hat<sup>1</sup>. Wurde von dem Zweiten Historikerkongreß die Vertreibung und Zwangsaussiedlung der Deutschen mit dem Hinweis gerechtfertigt, dies sichere „unserem Staat den nationalen Charakter“, so mehrten sich in bezug auf das tschecho-slowakische Verhältnis die Anzeichen, daß der gemeinsame Staat sich nicht mehr auf eine Nationalstaatskonzeption stützen könnte, was die Anhänger des Tschechoslowakismus wie der Historiker Václav Chaloupecký zunächst nicht wahrhaben wollten. Aber auch in bezug auf andere Fragen wie das Verhältnis zu Rußland oder zur eigenen historiographischen Tradition erweisen sich die Referate und Diskussionen des Zweiten Historikerkongresses als wahre Fundgrube.

Gerade die hohe Aussagekraft der Quellen mag den Herausgeber zu einer gewissen Eile bei der Veröffentlichung verleitet haben. Wie Jaroslav Čechura und Jana Šetřilová jetzt nachwiesen, wurde bei der Publikation ein wichtiger Archivfond übersehen, so daß etwa ein Viertel der erhaltenen Kongreßmaterialien unveröffentlicht blieb<sup>2</sup>.

Kann die Dokumentation daher nur als vorläufig angesehen werden, so wird der Leser durch das ausgezeichnete einleitende Kapitel entschädigt, das der Quellenpublikation eigentlich den Charakter einer Monographie verleiht. Kostlán bettet den Zweiten Historikerkongreß in einen längeren Entwicklungstrend der tschechischen Geschichtswissenschaft ein, dessen Beginn er im Jahr 1929 sieht. Zwei Ereignisse bilden den Auftakt: der Tod Jaroslav Golls und der erste Versuch tschechischer Historiker, die traditionellen Formen des fachwissenschaftlichen Dialogs, die Universität und die historischen Clubs, durch neue zu ergänzen. Kostlán sieht den 1929 beginnenden Generationswechsel in der tschechischen Historiographie mit der Auseinandersetzung um die Tradition der Goll-Schule und mit der Suche nach neuen Organisationsformen verbunden. In beiderlei Hinsicht stellte der Erste Kongreß der tschechoslowakischen Historiker von 1937 einen wichtigen Einschnitt dar. Es war eine neu Form gefunden, der führende Historiker wie Josef Pekař zunächst distanziert gegenüberstanden, und es begann die offene methodologische Auseinandersetzung. Die Goll-Schule mit ihrem Respekt vor der Historizität des Geschehenen trafauf eine revisionistische Richtung, die von Jan Slavík repräsentiert wurde. Dieser hatte bereits im Vorfeld des Kongresses für einen stärkeren Gegenwartsbezug der Geschichtswissenschaft geworben. Schon auf dem Ersten Historikerkongreß kam, wie Kostlán zeigt, eine Gruppe junger Historiker

<sup>1</sup> Hartmannová, Eva: „My“ a „oni“: hledání české národní identity na stránkách *Dneška* z roku 1946 [„Wir“ und „sie“: die Suche nach der tschechischen nationalen Identität in *Dnešek* aus dem Jahre 1946]. In: Stránkami soudobých dějin. Sborník statí k pětadesátinám historika Karla Kaplana. Hrsg. v. Karel Jech. Praha 1993, 93–109.

<sup>2</sup> Čechura, Jaroslav/Šetřilová, Jana: Josef Klik a II. sjezd československých historiků. In: Český časopis historický 92 (1994) 496–502.

dieser Forderung in einem mißverstandenen Sinne nach, indem sie dazu neigte, die Geschichte in den Dienst der Staatsideologie der Ersten Republik zu stellen.

Genau diese methodologischen Konfliktlinien wurden auf dem Zweiten Kongreß der tschechoslowakischen Historiker erneut sichtbar. Der Frage des Gegenwartsbezugs konnte man schon deshalb nicht ausweichen, da das Kongreßprogramm viele politische, bisweilen auch tagespolitische Implikationen hatte. Erneut stand Slavík mit seiner Polemik gegen den Positivismus der Goll-Schule im Mittelpunkt des Methodenstreits, und wieder gab es eine Gruppe junger Historiker, die die Forderung nach dem Gegenwartsbezug der historischen Wissenschaft im Sinne eines vordergründigen Präsentismus verstanden. Kann man deshalb, wie Josef Petráň es in dieser Zeitschrift nahegelegt hat<sup>3</sup>, Slavík für die Vereinnahmung seiner Position durch eine Gruppe verantwortlich machen, die den Positivismus in der Geschichtswissenschaft am besten durch den Historischen Materialismus überwunden glaubte? War also, zugespitzt formuliert, Slavíks Kritik an der Goll-Schule der Wegbereiter der offiziellen sozialistischen Geschichtsschreibung? Sucht man nach endogenen Ursachen für den raschen, grundstürzenden Wandel, dem die tschechische Historiographie in dem Zeitraum von 1929 bis in die Nachkriegszeit unterlag, so könnte man indessen auch die Gegenfrage stellen: War es nicht die von Slavík kritisierte methodische Unausgereiftheit der Goll-Schule, die den raschen Umschlag von einem historischen Positivismus in einen dienstbaren Präsentismus förderte?

Berlin

Martin Schulze Wessel

---

<sup>3</sup> Petráň, Josef: Diskussionsbeitrag. *BohZ* 35 (1994) 476–485, hier 480.

## KURZANZEIGEN

*Als in der Tschechoslowakei noch die Zensur herrschte und der Eiserne Vorhang die Kommunikation zwischen den tschechischen und slowakischen Bohemisten einerseits und ihren westlichen Kollegen andererseits erschwerte, gehörte es zu den selbstgestellten Aufgaben unserer Zeitschrift, die Leser über die historiographische Produktion auf beiden Seiten möglichst umfassend zu informieren. Dabei sollten besonders auch die Fachzeitschriften berücksichtigt werden, deren Beiträge in der westlichen Kollegenschaft vielfach übersehen wurden, namentlich solche in den „Nischen“ der tschechischen und slowakischen Geschichtswissenschaft, die unter den gegebenen Bedingungen oftmals Wesentliches publizierten. Aber sie waren im Westen meist nur schwer zugänglich.*

*Nun haben sich die Bedingungen von Grund auf geändert. Deshalb wollen wir die Rubrik „Kurzanzeigen“ fortan einer anderen Absicht widmen. Hier soll angezeigt werden, was nach unserem Orientierungsvermögen eines besonderen Hinweises bedarf, ohne daß es uns möglich wäre, den Raum für eine Rezension zu finden. In diese Rubrik wollen wir aber auch Selbstanzeigen aufnehmen, um Autoren aus dem Umkreis des Collegium Carolinum Gelegenheit zu geben, in wenigen Zeilen eine nach ihrer Meinung wichtige These oder Monographie bekanntzumachen; möglichst in der gleichen sachlichen Kürze, nach der wir bisher in dieser Rubrik einem Fachaufsatz acht, einer Monographie höchstens 16 Zeilen gewidmet haben.*

*Herausgeber und Redaktion*

*Alexander, Manfred: Aspekte der politischen Kultur in Polen und in der Tschechoslowakei in der Zwischenkriegszeit. In: Westmitteleuropa – Ostmitteleuropa. Vergleiche und Beziehungen. Festschrift für F. Seibt zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Winfried Eberhard, Hans Lemberg, Heinz-Dieter Heimann und Robert Luft. München 1992, 341–350.*

Der Begriff „politische Kultur“ ist sehr unscharf, dennoch bei der Beschreibung vom politischen Verhalten einer Bevölkerung bei der Lösung von Problemen ein Notbehelf. Aus dem Vergleich einiger Problemfelder (Staat und Gesellschaft, Parteien und Proporz, Personalisierung statt Institutionalisierung) und ideologischer Aspekte (die Bedeutung der nationalen Ideologie, Demokratie als Erziehungsproblem, das Verhältnis von Schein und Wirklichkeit) wird die Folgerung abgeleitet, daß beide Gesellschaften „mit sich selbst nicht im reinen waren und die Vorteile einer demokratischen Selbstorganisation den subjektiven Erfordernissen der nationalen Selbstbehauptung unterordneten“ (S. 350).

*Alexander, Manfred: Proces s Vojtechom Tukom zo spravodajstva nemeckého Konzulátu v Bratislave [Der Tuka-Prozeß in der Berichterstattung des Deutschen Konsulats in Preßburg/Bratislava]. HC 40/5 (1992) 609–624 und 714–730.*

Der deutsche Konsul stand mit Vojtech Tuka, damals Chefredakteur der Zeitung *Slovák*, in persönlichen Beziehungen, und er berichtete Einzelheiten über die Affäre, als Tuka in der Neujahrsnummer der Zeitung seine These vom *vacuum juris* verkündet hatte, daß nämlich das Zusammenleben von Tschechen und Slowaken in einem Staat keine Rechtsgrundlage mehr besitze, wenn nicht die Verfassung der Tschechoslowakei entsprechend einem angeblichen Beschluß der Konferenz von St. Martin am Turz vom 30. Oktober 1918 revidiert würde. Der Konsul beobachtete den Prozeß genau und schilderte, wie Tuka aus innenpolitischen Gründen von Hlinka fallengelassen und geopfert worden ist.

*Alexander, Manfred: Die Slowakei in der Exilliteratur. JbGO 40 (1992) 281–285.*

Mehrere Neuerscheinungen in der Exilliteratur zur Geschichte der Slowakei werden kritisch untersucht, und es stellt sich heraus, daß insgesamt der katholisch-nationale Standpunkt dabei die Oberhand besitzt.

*Alexander, Manfred: Phasen der Identitätsfindung der Deutschen in der Tschechoslowakei, 1918–1945. In: Nation – Nationalismus – Postnation. Beiträge zur Identitätsfindung der Deutschen im 19. und 20. Jahrhundert. Festgabe für Leo Haupt. Hrsg. v. Harm Klue t i n g. Köln-Weimar-Wien 1992, 123–132.*

Beginnend mit der Staatsgründung der Tschechoslowakei stellte sich für den deutschen Bevölkerungsteil die Frage nach der Formulierung seiner eigenen Identität. Da die Deutschen in der Tschechoslowakei untereinander vorher nichts als die gemeinsame Sprache und die bevorzugte Stellung in der Monarchie verbunden hatte, bedeutete dieser Prozeß der Identitätsfindung einen Klärungsprozeß, der in mehreren Stufen ablief, mehrere Antworten parallel lieferte und im Grunde erst mit dem gemeinsamen Erlebnis von Flucht und Vertreibung nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges im Exil zum Abschluß gekommen ist.

*Alexander, Manfred: Die „nationale Frage“ in vormodernen Vielvölkerreichen. In: Interregiones (Institut für Europäische Regionalforschung, Siegen) 1 (1993) 43–56.*

Mit Blick auf das Zarenreich, die Habsburgermonarchie und das Osmanische Reich werden einige Aspekte der „nationalen Frage“ in dynastisch geprägten Vielvölkerreichen erörtert. Der Vergleich ermöglicht die Herausarbeitung gemeinsamer Züge, obgleich die politischen Rahmenbedingungen untereinander sehr unterschiedlich waren.

*Bahlcke, Joachim: Die Böhmischesche Krone als Forschungsfeld. Ansätze und Aufgaben in der Frühneuzeit-Historiographie. Folia Historica Bohemica 15 (1991) 21–40.*

Als Staatsgefüge ist die frühneuzeitliche böhmische Ländergruppe, die in der Forschung meist auf das Hauptland, Böhmen, reduziert wird, bisher nicht ins Auge ge-



faßt worden. Jeder Versuch, die wechselseitigen Beziehungen der Kronländer untereinander und die Entwicklung des Ständewesens auf überregionaler Ebene darzustellen, kann daher nur an den Forschungsstand der einzelnen Regionen anknüpfen. Der Autor zeigt allgemeine Forschungstendenzen auf und stellt neue Arbeitsvorhaben über die frühneuzeitliche Entwicklung der Böhmisches Krone in Deutschland vor.

*Bahlcke, Joachim: Durch „starke Konföderation wohl stabilisiert“. Ständische Defension und politisches Denken in der habsburgischen Ländergruppe am Anfang des 17. Jahrhunderts. In: Kontakte und Konflikte. Böhmen, Mähren und Österreich: Aspekte eines Jahrtausends gemeinsamer Geschichte. Hrsg. v. Thomas Winkelbauer. Horn/Waidhofen an der Thaya 1993, 173–186.*

In den Rahmen allgemein länderübergreifender Entwürfe, politischer Verfassungsentwürfe und ständischer Defensionsmodelle reiht sich die ostmitteleuropäische Konföderationsbewegung ein, die Anfang des 17. Jahrhunderts Kontakte wie Konflikte gleichermaßen hervorrief. Sie eröffnete dem überwiegend regionalen Wirkungsraum der Stände neuartige und vielversprechende Perspektiven. Ausgehend von der inneren Integrität der einzelnen Landesteile, dem Ausmaß des politischen Regionalismus und der konfessionellen Zusammensetzung der Ständegemeinden geht der Autor der Frage nach, ob sich die Ständebewegung tatsächlich an inneren Widersprüchen zwischen Idee und Wirklichkeit aufrieb oder ob nicht doch tragfähige und in die Zukunft weisende politische Strukturen entwickelt wurden.

*Bistrický, Jan: Zakládací listiny kláštera Hradiska u Olomouce a počátky české panovnícké listiny [Die Gründungsurkunden des Klosters Hradisch bei Olmütz und die Anfänge der böhmischen Herrschaftsurkunde]. Vlastivědný věstník moravský 45 (1993) 131–136.*

Der Olmützer Diplomatiker Jan Bistrický, namhafter Spezialist für das 11. und 12. Jahrhundert dieses kirchlichen und politischen Zentrums in Mähren, hat an eher verborgener Stelle eine ganz interessante Mitteilung zur Frage nach der ersten böhmischen Herrschaftsurkunde und damit auch zu den Anfängen des Urkundenwesens in den böhmischen Ländern überhaupt geliefert. Es handelt sich um die Gründungsurkunde der Benediktinerabtei Hradisch (Hradisko) im Jahr 1078. Die Abhängigkeit des Urkundentextes von der Gründungsurkunde des ungarischen Klosters Szad an der Theiß war schon länger bekannt. Bistrický führt diese Abhängigkeit noch einmal vor Augen, deren Ursache vielleicht mit der ungarischen Gemahlin des Olmützer Fürsten Otto zusammenhängen mag, der sie ausstellte, und klärt dabei die Position dieser offensichtlich ältesten erhaltenen Urkunde aus der böhmisch-mährischen Tradition zu einigen textlich verwandten Stücken. Kurz darauf, aber von anderer Hand, wurde nach Bistrický eine Bestätigung dieser Klostergründung durch den böhmischen Herzog – später König – Wratislaw II. ausgefertigt, die damit nicht nur die älteste böhmische Herrscherurkunde darstellt, sondern, was wichtiger erscheint, nach der Erwägung Bistrickýs auch Zeugnis gibt von mindestens einem minimalen Kanzleiapparat am böhmischen Hof zu dieser Zeit.

*Demokratie-Theorie. Ein West-Ost-Dialog.* Hrsg. v. Karen Gloy. Francke Verlag, Tübingen-Basel 1992, 143 S. (*Basler Studien zur Philosophie* 1).

Dieser Sammelband ist aus einem Forschungsprojekt des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der Reformprozesse in den osteuropäischen Staaten hervorgegangen. Die Herausgeberin faßt die Ausgangsüberlegungen in ihrem einleitenden Essay *Der Demokratiebegriff im „westlichen“ und „östlichen“ Verständnis* (S. 1–18) unter dem Schlagwort *Paradigmenwechsel* zusammen: die Gegenüberstellung zwischen „westlich“ und „östlich“ hält sie für überholt und schlägt eine Konzeption der Demokratie vor, die im politisch-philosophischen Diskurs der europäischen Vergangenheit verankert ist und sich gleichzeitig den gesamteuropäischen Herausforderungen des ausgehenden 20. Jahrhunderts zuwendet. Einzelne Beiträge exemplifizieren diesen Aufsatz und bieten damit eine umfangreiche kritische Auseinandersetzung mit überlieferten Stereotypen in der heute populären Wahrnehmung und Interpretation auch der spezifischen Problembereiche der postkommunistischen Länder.

*Drahovzdal, Jaroslav* (Hrsg.): *Sborník z historie židů na Kolínsku* [Sammelband aus der Geschichte der Juden im Bezirk Kolin]. Jaroslav Drahovzdal, Kolín 1992.

Einen Band, wie man ihn sich für alle jüdischen Gemeinden Böhmens und Mährens wünschen würde, gab Jaroslav Drahovzdal im ostböhmischen Kolín heraus. Sein „Sammelband zur Geschichte der Juden im Bezirk Kolin“ ist gleichmaßen historischer Überblick und wichtige Materialsammlung. Einleitend beschreibt Zuzana Mišková Quellen zur Geschichte der Juden im Bezirksarchiv Kolín, es folgen 448 einschlägige Regesten aus der Zeit von 1600 bis 1748, erschlossen durch umfangreiche Register. Den Abschluß bilden ein kurzes Porträt des aus Kolín stammenden Dichters Otokar Fischer (1883–1938) und zwei Beiträge über das tragische Ende der Kolíner Judengemeinde.

*Drápala, Milan: Spisovatelé na rozcestí* [Schriftsteller am Scheideweg]. *Soudobé dějiny* 1/4–5 (1994) 450–462.

Die hier vorgelegte Analyse der Verhandlungen des ersten Kongresses tschechischer Schriftsteller in der Nachkriegstschechoslowakei, der vom 16. bis zum 20. Juni 1946 stattgefunden hat, bietet zahlreiche Einblicke in die von der bisherigen Historiographie vernachlässigten Eigenarten des damaligen Diskurses unter den tschechischen Intellektuellen. Der Verfasser stellt fest, daß während des Kongresses „niemand an der grundlegenden Orientierung der Gesellschaft zugunsten des Aufbaus des Sozialismus und damit an der Konzeption der sozialistischen Kultur“ zweifelte und daß *Marxismus-Leninismus* als die einzige dort diskutierte Weltanschauung keiner Kritik unterzogen wurde (S. 462). Wenn die Autonomie des kulturellen Schaffens überhaupt thematisiert wurde, dann soll es „auf der Ebene bloßer Proklamationen“ geschehen sein, ohne daß jemand einen konkreten Vorschlag unterbreitet hätte, wie eine solche Autonomie gesetzlich hätte abgesichert werden können. Damit ist dieser Aufsatz ein weiterer gewichtiger Beitrag zur tschechischen postkommunistischen Erforschung der ersten Nachkriegsjahre tschechoslowakischer Geschichte.

*Eberhard, Winfried: Konflikt und Integration. Die Dynamik in den Ergebnissen der Hussitenrevolution bis 1620. Studia Comeniana et Historica 48/XXII (1992) 31–56.*

Ausgehend von den Thesen Robert Kalivodas zur Gesamtepoche des Hussitismus und der Reformation in Böhmen und von den Einwänden ihrer Kritiker wird die Entwicklung als transformierender Stabilisierungsprozeß der Revolutionsergebnisse erläutert. Die konkrete geschichtliche Dialektik integrierte die hussitische Revolution ins politische System, das bei allen weiteren Konflikten hussitische Grundprinzipien auch zu bewahren vermochte.

*Eberhard, Winfried: Bohemia, Moravia and Austria. In: The Early Reformation in Europe. Hrsg. v. Andrew Pettegree. Cambridge University Press, Cambridge 1992, 23–48.*

Die konfessionellen und ständepolitischen Voraussetzungen und die Entwicklung der Reformation bis Mitte des 16. Jahrhunderts werden im Vergleich Böhmens, Mährens und Österreichs erläutert. In allen drei Ländern kam die Reformation zu erstaunlichem Erfolg, da sie den Kampf um ständische Autonomie gegenüber dem König zu legitimieren vermochte. Während die relative Religionsfreiheit aus den hussitischen Voraussetzungen in Böhmen und Mähren jedoch eine beträchtliche konfessionelle Pluralität ermöglichte, war die Reformation in Österreich ganz vom Luthertum geprägt. Die stärkste politische Opposition entfaltete die Reformation in Böhmen, während in Mähren und Österreich adelige Religionsfreiheit mit politischer Loyalität korrespondierte.

*Eberhard, Winfried: Die deutsche Reformation in Böhmen 1520–1620. In: Deutsche in den böhmischen Ländern. Teil I. Hrsg. v. Hans Roth. Böhlau, Köln-Weimar-Wien 1992, 103–123.*

Auf der Grundlage der komplexen konfessionellen Situation in Böhmen vor 1520 wird die allmähliche Durchsetzung der deutschen Reformation auf zwei Ebenen konturiert: in der Wirkung auf Utraquisten und Böhmisches Brüder und in der Ausbreitung unter den deutschsprachigen Katholiken. Die zunehmende Solidarisierung der nichtkatholischen Richtungen führte nicht nur zu einer gemeinsamen, lutherisch geprägten Konfession, sondern auch zu gemeinsamem politischem Handeln von Deutschen und Tschechen in Böhmen bis 1620.

*Eberhard, Winfried: Zu den politischen und ideologischen Bedingungen öffentlicher Toleranz. Der Kuttenberger Religionsfrieden (1485). Studia Germano-Polonica 1 (1992) 101–118 (Zeszyty naukowe Uniwersytetu Jagiellońskiego MXXV, Prace historyczne 100).*

Am Prozeß von den Kompaktaten über den „Zweiten Hussitenkrieg“ Georgs von Podiebrad und insbesondere den davon veranlaßten „Dialogus“ Johanns von Rabstein

bis zum Kuttenberger Religionsfrieden werden modellhaft Thesen zu den politischen und geistigen Bedingungen für öffentlich garantierte Religionsfreiheit entwickelt: Toleranz entstand aus erkämpfter Machtbalance und den Zwang zum *Modus vivendi*. Voraussetzung war eine den religiösen Dissens relativierende, konsensfähige oberste Wertorientierung für politisches Handeln: die weltliche *Patria* und ihr Gemeinwohl.

*Filozofie v Brně 20. a. 30. letech [Philosophie in Brünn in den 20er und 30er Jahren]. In: Sborník prací filosofické fakulty brněnské university. Řada filosofická B 40 (1993) 71–90.*

Hier liegen fünf Aufsätze zur Philosophiegeschichte in Brünn vor, in denen Jiří Gabriel eine Übersicht über die Lehrkräfte am Philosophischen Seminar bietet und Jan Zouhar deren Wirkung im Kontext des Brünner Kulturlebens untersucht. In den Essays von Ivana Holzbachová, Ivan Hodovský und Lubomír Nový steht das Werk von J. L. Fischer, der einflußreichen Persönlichkeit unter den Brünner Philosophen, im Mittelpunkt.

*Forum: O sudetoněmecké otázce [Forum: Über die sudetendeutsche Frage]. Soudobé dějiny 1/2–3 (1994) 236–292.*

Hier liegen 15 Stellungnahmen zu einem Text von Bohumil Doležal vor: *Poznámky k sudetoněmeckému problému* (Anmerkungen zum sudetendeutschen Problem, S. 236–246). Namhafte tschechische Historiker, Eva Hartmann und Peter Heumos vom Collegium Carolinum, der Münchner Publizist Rudolf Hilf und der polnische Publizist Adam Michnik gehören zu den Autoren, und die abschließende Betrachtung der Diskussion stammt von Bohumil Doležal. Damit wird den Lesern die Möglichkeit geboten, den Diskussionsstand des Jahres 1994 kennenzulernen, obgleich extreme Randpositionen (entweder zugunsten der Sudetendeutschen Landsmannschaft oder aus den Reihen der unkritischen Verteidiger der tschechoslowakischen Gesetzgebung aus dem Jahre 1945) nicht zu Wort kommen. Dennoch bieten die Autoren eine breite Palette von analytischen Gesichtspunkten und Wertorientierungen, die zum Verständnis der gegenwärtigen tschechisch-sudetendeutschen Vergangenheitsbewältigung beitragen.

*From a One-Party State to Democracy: Transition in Eastern Europe. Hrsg. v. Janina Frentzel-Zagórska. Rodopi, Amsterdam-Atlanta, GA 1993, 224 S. (Poznań Studies in the Philosophy of the Sciences and the Humanities 32).*

Zwar ist in diesem Sammelband kein Artikel enthalten, der sich spezifisch mit der Tschechischen oder Slowakischen Republik beschäftigt, dennoch behandeln alle Beiträge Fragen und Probleme, die im Mittelpunkt der gegenwärtigen öffentlichen Diskussionen sowohl in Tschechien wie in der Slowakei stehen. Im Unterschied zu zahlreichen mit heißer Nadel gestrickten Büchern zur „Transformation“ greifen hier namhafte Sozialwissenschaftler (Zygmunt Bauman, Leslie Holmes, Leszek Nowak u.a.) die international profilierten Traditionen der polnischen sozialwissenschaftlichen Forschung der vergangenen Jahrzehnte auf, und damit gelingt es ihnen, die sogenannten postkommunistischen Entwicklungen Osteuropas in den

angemessenen historischen Kontext zu setzen. Der Zerfall der kommunistischen Regime und die folgenden Entwicklungen werden dadurch entmythologisiert und anhand konkreter empirischer Beobachtungen und mit dem theoretischen Instrumentarium moderner Sozialwissenschaften analysiert.

*Hartmannová, Eva: „My“ a „oni“: hledání české národní identity na stránkách „Dneška“ z roku 1946 [„Wir“ und „sie“: die Suche nach der tschechischen nationalen Identität in der Zeitschrift „Dnešek“ aus dem Jahre 1946]. In: Stránkami soudobých dějin. Sborník k pětadesátinám historika Karla Kaplana. Ústav soudobých dějin, Praha 1993, 93–109.*

Die Verfasserin analysiert den ersten Jahrgang der unter tschechischen nichtkommunistischen Intellektuellen populären Zeitschrift, die sich als Fortsetzung der *Přítomnost* aus der Vorkriegszeit verstand und ebenfalls von Ferdinand Peroutka herausgegeben wurde. Im Unterschied zu den gängigen Meinungen illustriert sie an diesem Beispiel, unter welchen Unsicherheiten und Ängsten die damalige tschechische Öffentlichkeit angesichts des Zusammenbruchs der Rechtsordnung (damals sprach man von „Gestapismus“), der Vertreibung der Deutschen (die u. a. mit einem „schweren chirurgischen Eingriff am kranken Körper“ verglichen wurde) und der Umgestaltung der sogenannten tschechoslowakischen Nation in zwei gleichberechtigte Völker (Tschechen und Slowaken) gelitten hat.

*Hartmannová, Eva: Národ, nacionalismus, vlastenectví: hledání společenské identity [Das Volk, Nationalismus, Patriotismus: Die Suche nach gesellschaftlicher Identität]. Svědectví 25 (1992) 26–37.*

Im letzten erschienenen Heft der traditionsreichen Zeitschrift *Svědectví* stellt die Verfasserin die Grundzüge der modernen tschechischen Nationalität in den Zusammenhang der europäischen Nationsbildungsprozesse. Am Beispiel der deutschen Nachkriegsentwicklungen erläutert sie dann die Frage nach den Möglichkeiten, Formen und Inhalte der im 19. Jahrhundert konstituierten kollektiven Identitäten fortzuentwickeln.

*Huber, Kurt A.: Bischöfliche Visitationen in Břevnov und Braunau unter Kaiser Franz I (1792–1835). In: Tausend Jahre Benediktiner in den Klöstern Břevnov, Braunau und Rohr. Bearbeitet von Job. Hofmann. St. Ottilien 1993, 539–533 (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, Ergänzungsband 33).*

Seit 1802 bemühten sich Episkopat und Wiener Regierung um die Überwindung der Auflösungserscheinungen in der überkommenen klösterlichen Observanz und Disziplin. Franz I. verordnete 1802, 1822 und 1827 bischöfliche Visitationen der Klöster und die Berichterstattung darüber. In den genannten böhmischen Benediktinerklöstern fanden solche 1824, 1827, 1830 (Břevnov) und 1818, 1826, 1830 (Braunau) statt. Die Bischöfe von Prag und Königgrätz äußern sich im großen ganzen zufrieden mit den angetroffenen Zuständen und bescheinigen den Klöstern, daß sie dem Staat und der Kirche nützlich seien. Das Stiftsgymnasium in Braunau erwies sich dabei als besonderer Aktivposten (vgl. die Rezension in *BohZ* 36/1 [1995] 185 f.).



*Huber, Kurt A.: Die Verehrung des hl. Gotthard (Godehard) in den böhmischen Ländern. AKBMS 12 (1993) 19–37.*

Als Ergänzung und teilweise Korrektur der grundlegenden Forschung J. Fellenbergs („Die Verehrung des hl. Godehard von Hildesheim in Kirche und Volk“, 1970) unterstreicht dieser Beitrag die Einführung des Gotthardkultes in Böhmen unter den Bischöfen Johannes (1135–1139) und Daniel I. (1148–1167), also noch vor dem Einsetzen der deutschen Ostsiedlung. Auch in Mähren gehen die Gotthardpatrozinien höchstwahrscheinlich bereits – entgegen der Meinung Fellenbergs – auf Bischof Zdik (1126–1150) zurück.

*Huber, Kurt A.: Bischof Heinrich Zdik († 1150) – ein Prämonstratenser? AKBMS 12 (1993) 38–48.*

Die von der neueren Forschung (Bretholz, Novotný, Backmund, Hilsch) kritisch und vorsichtig behandelte Prämonstratenserthese, die von früheren Ordenshistorikern (auch von Dobner, Palacký, Dudík) angenommen wurde, wird erneut anhand der Quellentexte beleuchtet. Für die Zugehörigkeit des Reformbischofs und Klosterstifters (Strahov 1142) zum Zweige der Regularkanoniker, der nach Prémontré benannt wird, spricht ein hoher Wahrscheinlichkeitsgrad.

*Karlsson, Blanka: Jan Amos Komenský-Comenius (1592–1670) i Finsponssamlingen, Norrköpings Stadtbibliotek. 2 Bde. Föreningen Gamla, Norrköping 1992/93, 20 und 29 S.*

Die schwedische Comeniologin böhmischer Abstammung liefert hier Informationen über die bohemistischen Bestände der Stadtbibliothek von Norrköping. Deren Ursprung geht auf die Schloßbibliothek von Finspong zurück, die vom Sohn des bekannten Amsterdamer Financiers Louis de Geer gegründet wurde. Dabei beschäftigt sich Frau Karlsson nicht nur mit mehreren Bänden, die während des Dreißigjährigen Krieges aus Böhmen nach Schweden überführt wurden, sondern auch mit drei philosophisch-politischen Schriften von Comenius: „De rerum humanarum emendatione consultatio catholica“, „Pansophiae diatyposis“ (Danzig 1643) und „Angelus pacis“ (1667).

*Karvonen, Lauri: Fragmentation and Consensus. Political Organization and the Interwar Crisis. Social Science Monographs, Boulder 1993, 185 S.*

Diese Studie ist aus der Zusammenarbeit ihres finnischen Autors mit deutschen und norwegischen Sozialwissenschaftlern entstanden. Sie unternimmt den ungewöhnlichen Versuch, die Funktionsweisen der demokratischen politischen Systeme in ganz Europa vergleichend zu untersuchen. Die europäischen Entwicklungen der Zwischenkriegszeit faßt der Verfasser als eine „universale Krise der Demokratie“ auf und überwindet damit die gängigen, national ausgerichteten Erklärungsansätze, die das Überleben bzw. den Untergang der damaligen demokratischen Systeme mit den jeweiligen Eliten oder den kulturell-historischen Faktoren in Verbindung setzen. Zu den wichtigsten Erkenntnissen dieser Studie gehört die Feststellung, daß ein hoher

Grad an nationaler, sozialer und politischer Fragmentation zwar für die demokratische Stabilität nicht förderlich ist, daß dies jedoch auch nicht als das zentrale Übel gesehen werden muß. In Anlehnung an Arend Lijphart betont der Verfasser die Bedeutung des sogenannten *consociationalen* Faktors, d.h. der Verbindungsmechanismen zwischen den Voraussetzungen jeder demokratisch legitimierten Herrschaft einerseits und des sozio-kulturellen Pluralismus andererseits.

*Klenovský, Jaroslav: Židovské památky Moravy a Slezska [Jüdische Denkmäler in Mähren und Schlesien] (Brno 1992); Židovské památky Brna. Stručná historie židovského osídlení Brna [Jüdische Denkmäler Brünns. Kurzgefaßte Geschichte der jüdischen Besiedlung Brünns] (Brno 1993); Židovská čtvrť v Boskovcích [Das jüdische Viertel in Boskowitz] (Boskovice 1991); Židovská čtvrť v Úsově [Das jüdische Viertel in Mährisch-Aussee] (Olomouc 1993).*

Regionale Einzelarbeiten sind endlich auch aus Mähren anzukündigen. Autor ist der Architekt Jaroslav Klenovský, inzwischen Sekretär der Brüner jüdischen Gemeinde, der sich der Aufarbeitung der immer noch – auch baulichen – reichen Hinterlassenschaft der mährischen Judengemeinden widmet. Einen Überblick über „Jüdische Denkmäler Mährens und Schlesiens“ gibt er in einer kleinen, im Selbstverlag edierten Broschüre, in der er auf frühere Ghettos, Synagogen und Friedhöfe eingeht. Der im Mittelalter (bis 1454), dann wieder seit dem 19. Jahrhundert reichen Geschichte der Juden in der Landeshauptstadt Brunn widmet er seine Schrift „Jüdische Denkmäler Brünns. Kurzgefaßte Geschichte der jüdischen Besiedlung Brünns“ mit vielen Abbildungen. Von ganz besonderer Bedeutung sind zwei Einzelstudien über zwei große jüdische Landgemeinden Mährens: Boskowitz und Mährisch-Aussee, beide zumindest in ihrer Bausubstanz bis heute noch weitgehend intakt und daher um so schützenswerter. Beide Schriften sind neben ihrer historischen Bedeutung zugleich ein dringender Appell zur Rettung jüdischer Baudenkmäler in Tschechien.

*Kofsky, Frank: Harry S. Truman and the War Scare of 1948. A Successful Campaign to Deceive the Nation. St. Martin's Press, New York 1993, 420 S.*

Bezüglich der Tschechoslowakei wird hier die Diskrepanz zwischen den öffentlichen und privaten Stellungnahmen Washingtoner Politiker zum Prager Umsturz vom Februar 1948 analysiert: „The simple truth of the matter is that no one of importance in the administration believed that Czechoslovakia was ‘one of the worlds’ explosive points,’ nor that it had been ‘subverted at a stroke into a satellite Communist dictatorship.’“ Kofsky zeigt deutlich, wie amerikanische Beobachter schon lange vor dem Februarumsturz die Tschechoslowakei für einen treuen Verbündeten der Sowjetunion und die Februarereignisse für mehr oder weniger eine Formalisierung des gegebenen Zustandes hielten: „In so far as international affairs are concerned, a seizure of power by the Communist Party in Czechoslovakia would not materially alter in this respect the situation which has existed in the last three years. Czechoslovakia has faithfully followed the Soviet policy in the United Nations and elsewhere and the establishment of a Communist regime would merely crystallize and confirm for the future previous Czech policy“ (S. 99).

*Kostlán, Antonín: Druhý sjezd československých historiků 5.–11. října 1947 a jeho místo ve vývoji českého dějepisectví v letech 1935–1948 [Der zweite Kongreß tschechoslowakischer Historiker und seine Bedeutung in der Entwicklung der tschechischen Geschichtsschreibung in den Jahren 1935–1948]. Archiv AV ČR, Praha 1993, 313 S.*

Im ersten Teil (S. 7–191) legt der Verfasser seine Analyse der historischen Entwicklungen in der tschechischen Historiographie im angegebenen Zeitraum vor, bietet eine chronologische Detailübersicht über den Verlauf des Zweiten Historikerkongresses und skizziert schließlich die sich anbietenden Zusammenhänge zwischen den politischen Entwicklungen des Landes vor und nach 1948 einerseits und mentalen Haltungen tschechischer Historiker andererseits. Im zweiten Teil werden 20 Dokumente zum Verlauf der Historikertagung vorgelegt, u. a. Reden von Jan Slavík, František Kutnar, Otakar Odložilík, Václav Chaloupecký, Zdeněk Kalista und Jaroslav Werstadt. Das Buch, das lebhaft Diskussionen in *Český časopis historický* hervorgerufen hat, stellt einen wichtigen Beitrag zu der sich abzeichnenden Diskussion über Kontinuität und Wandel in der politischen Kultur der Tschechoslowakei nach dem Zweiten Weltkrieg dar (vgl. die Rezension in diesem Heft).

*Kučera, Jaroslav: Česká historiografie a odsun Němců. Pokus o bilanci čtyř let [Die tschechische Historiographie und der Abschub der Deutschen. Versuch einer Bilanz von vier Jahren]. Soudobé dějiny 1/2–3 (1994) 365–373.*

Hier werden 26 Veröffentlichungen tschechischer Historiker zum Thema „Vertreibung“ behandelt, unter denen neun von Tomáš Staněk und drei von Jaroslav Kučera selbst stammen. Zum Teil handelt es sich um Sammelbände, zum Teil um Aufsätze und Zeitungsartikel und gelegentlich um größere oder kleinere Monographien. Der Verfasser kommt zu dem Schluß, daß die bisherigen – und keineswegs lückenlosen – Studien „ein trauriges Bild des tschechischen Nationalismus in seiner destruktiven Phase“ geben und „die bis heute verbreiteten Meinungen und Illusionen z. B. über die Haltungen der tschechischen Gesellschaft und Politik in diesem Zeitraum über den humanen und geordneten Verlauf des Abschubs oder über eine differenzierte Behandlung der Deutschen, vor allem hinsichtlich der deutschen Antifaschisten bzw. deutschen Juden, nicht bestätigen“ (S. 367). Gleichzeitig weist er auch auf die niedrigen Auflagen einschlägiger Studien hin, womit seine Bilanz zeigt, daß zwar in den vergangenen Jahren viele neue Informationen der tschechischen Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden sind, daß aber deren Wirkung sicherlich nicht sehr groß sein kann. Die Haltung der Mehrheit der tschechischen Historiker charakterisiert er als „vorsichtige Resignation hinsichtlich des Rechts, moralische Urteile über historische Ereignisse auszusprechen“ (S. 370).

*Macháčeková, Jana / Matějček, Jiří: Studie k sociálním dějinám 19. století 1 [Studien zur Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts 1]. Práce Slezského ústavu ČSAV v Opavě, řada B: hospodářské a sociální dějiny. Interní tisk Slezského ústavu ČSAV 44: Opava 1992, 331 S.*

Abseits der politischen Kontrolle und Vorgaben des Prager Zentrums hat das Schlesische Institut und dessen Zeitschrift *Slezský sborník* während der letzten 40 Jahre

solide sozial- und wirtschaftshistorische und statistische Forschungen betrieben. Der Band zur böhmischen Sozialgeschichte zweier Wissenschaftler aus diesem Mitarbeiterkreis versammelt einige beachtenswerte neuere Studien. Sie behandeln die tschechische Forschungsgeschichte der Jahre 1945–1985 zur sozialen Entwicklung – insbesondere der Arbeiterschaft, aber auch von Adel und Bürgertum – in den böhmischen Ländern im langen 19. Jahrhundert von 1781 bis 1914 (S. 9–166), legen einen Versuch einer Theorie der Sozialgeschichte ausgehend vom Begriff Gesellschaft (S. 167–212) vor und diskutieren die Überbewertung des Großbetriebs – insbesondere in der Textilindustrie – in den bisherigen Forschungen für die böhmischen Länder zu Beginn des 19. Jahrhunderts (S. 213–285) sowie die Sozial- und Migrationsstruktur der Arbeiterschaft in der Gemeinde Lom (Bruch) im nordböhmischen Bergbaurevier zwischen 1900 und 1910 (S. 286–322). Alle Beiträge haben deutsche Zusammenfassungen.

*Martin-Opitz-Bibliothek (Herne): Bestandskatalog. Bd. 6: Ostmittel-, Ost- und Südosteuropa (Nachträge zu Bd. 3 und 4), Ostdeutsche Bundesländer; Die deutschen Vertriebenen; Gesamtregister zu Bd. 1–6. Bearbeitet von Wolfgang Kessler. Selbstverlag (Berliner Platz 11, 44623 Herne), Herne 1993, 380 S.*

Der Katalog weist in Ergänzung des 1987 erschienenen 4. Bandes des „Bestandskatalogs“ (damals noch der „Bücherei des deutschen Ostens“) nach einer primär regionalen Systematik die seit 1986 erworbenen Bestände nach, darunter ca. 150 zu Geschichte und Landeskunde der ehemaligen Tschechoslowakei, ca. 800 zu den böhmischen Ländern (mit dem Schwerpunkt Regional- und Ortsgeschichte) sowie ca. 80 zur Slowakei. Es überwiegen, dem Sammelauftrag der Bibliothek entsprechend, deutschsprachige Titel. Anders als 1987 wird diesmal die regional einschlägige Belletristik nicht verzeichnet. Der Zuwachs erscheint in vielem akzidentiell, doch reichen die verfügbaren Mittel für systematische Ergänzungen nicht aus. Trotzdem ist in Herne seit 1948 die wohl größte Sammlung zur Geschichte der Deutschen in den böhmischen Ländern in Nordrhein-Westfalen zusammengetragen worden.

*Měšťan, Antonín: Auswahl und Nachwort in Jan Neruda: Geschichte aus dem alten Prag. Reclam, Stuttgart 1992 (Nr. 8770).*

Im Nachwort (S. 153–160) werden Leben und Werk Nerudas sowie seine tschechische und deutsche journalistische Tätigkeit dargestellt. Es wird darauf hingewiesen, daß Neruda als Journalist in Böhmen Exotik nicht in entfernten Ländern, sondern in Prag entdeckt hat (Armenhäuser, Gefängnisse, Polizeistationen, Pfandleihanstalten). Egon E. Kisch hat sich als „Schüler Nerudas“ bezeichnet und diese Reportagentradition weitergeführt.

*Měšťan, Antonín: Le Roman historique chez les Tchèques et les Polonais après la Seconde Guerre mondiale. In: Le Roman Tchéque dans la prose contemporaine. Hrsg. v. Hana Voisine-Jechová. Presse de l'Université de Paris – Sorbonne, Paris 1992, 11–17.*

Hier wird eine Übersicht der überraschend mageren Produktion der tschechischen historischen Romane nach 1945 im Vergleich mit der viel reicheren Produktion der



polnischen historischen Romane derselben Zeit. Nach der Vormachtstellung des tschechischen historischen Romans 1850–1930 kam es nach 1945 zu einem schwer erklärbaren Nachlassen des Interesses tschechischer Autoren an diesem Genre. Es gibt keine Werke über den Ersten Weltkrieg mehr, und die wenigen historischen Romane widmen sich v. a. dem Mittelalter.

*Měšťan, Antonín: Tschechische Literatur in westeuropäischen Nachschlagewerken. In: Slavistische Studien zum XI. internationalen Slavistenkongress in Preßburg. Böhlau, Köln et. al. 1993, 325–335.*

Es handelt sich um eine kritische Auseinandersetzung mit den Artikeln über die tschechische Literatur und einzelne tschechische Schriftsteller in deutschen englischen, amerikanischen, französischen, skandinavischen, niederländischen, italienischen und spanischen Nachschlagewerken der letzten Zeit. Kritisch setzt sich der Autor vor allem mit den skandalösen stalinistischen Stichworten in *Kindlers Literatur-Lexikon* aus dem Jahre 1991 auseinander, deren Autoren aus Böhmen stammen.

*Měšťan, Antonín: Die Prager Juden als deutsche und tschechische Schriftsteller. Acta Universitatis Wratislaviensis 436/ Germanica Wratislaviensia 909 (1993) 315–319.*

Dieser Vergleich der schriftstellerischen Tätigkeit der tschechisch schreibenden Prager jüdischen Autoren mit deutsch schreibenden Prager jüdischen Autoren in den Jahren 1890–1938 zeigt, daß die tschechisch schreibenden jüdischen Autoren aus Prag mit dem Expressionismus nichts gemein hatten – ähnlich wie ihre nichtjüdischen tschechischen Kollegen unter den Prager Schriftstellern –, wo dagegen die deutschschreibenden jüdischen Autoren aus Prag zum Kern des deutschsprachigen literarischen Expressionismus gehörten.

*Měšťan, Antonín: Die tschechische Jugendbewegung in der tschechischen Literatur. In: Becher, Peter (Hrsg.): Deutsche Jugend in Böhmen 1918–1938. Adalbert Stifter Verein, München 1993, 126–133.*

Hier wird die Thematik der Jugendbewegung bei tschechischen Autoren des 19. und 20. Jahrhunderts analysiert. Nach der Welle der Begeisterung für die Sokol-Bewegung – sogar beim „Dekadenzler“ Karel Hlaváček – orientiert sich Jiří Wolker an der Pfadfinderbewegung. Jaroslav Foglar ist der meistgelesene Autor der sog. Tramp-Bewegung. Seine Werke sowie die ganze Bewegung wurden von den Kommunisten unterdrückt, seit 1990 kommt es zu einer erstaunlichen Renaissance sowohl der Tramp-Bewegung wie auch zu Neuauflagen der Werke von Foglar (beides wird von verschiedenen Seiten scharf kritisiert).

*Měšťan, Antonín: Jaroslav Durych – romanopisec a teoretik českého verše [J.D.-Romancier und Theoretiker des tschechischen Verses]. In: Kratochvíl, Antonín: Rozhlasová univerzita Svobodné Evropy. Česká expedice, München-Prag 1993, 85–91.*

Jaroslav Durych (1886–1962) war ein Arzt, der sich beträchtliche Kenntnisse der literarischen Theorie angeeignet hat. Seine Fachaufsätze wurden u. a. von dem welt-



berühmten Slavisten Roman Jakobson als wegweisend bezeichnet. Nach 1989 gab es Neuauflagen der historischen Romane Durychs, die sich gegen die Idealisierung der Hussiten und der böhmischen Protestanten des 17. Jahrhunderts wenden.

*Měšťan, Antonín: Český literární ruralismus [Der tschechische literarische Ruralismus]. In: Kratochvíl, Antonín: Rozhlasová univerzita Svobodné Evropy. Česká expedice, München-Prag 1993, 99–105.*

Der Autor liefert eine Darstellung der tschechischen literarischen Gruppe der „Scholle-Schriftsteller“ (Ruralisten) der Zwischenkriegszeit. Diese Gruppe knüpfte an den Realismus von J. V. Sládek an und suchte sich darüber hinaus skandinavische Autoren als Vorbilder. Dabei waren die meisten Ruralisten katholisch orientiert. Jan Pilař übersetzte während des Krieges deutsche Blut- und Boden-Literatur – nach 1948 und noch mehr nach 1968 wurde er dann zum „Sozialistischen Realisten“. Andere Ruralisten wurden zu jahrzehntelangen Zuchthausstrafen – als „Vatikan-Spione“ – verurteilt. Die Geschichte der Ruralisten-Gruppe endet endgültig (unfreiwillig) im Jahre 1948.

*Němec, Petr: Germanizační působení nacistů v některých oblastech života protektorátní společnosti [Die Germanisierungsbestrebungen der Nazis in einigen Lebensbereichen der Protektoratsgesellschaft]. Soudobé dějiny 1/2–3 (1994) 206–221.*

Der auch den Lesern der Zeitschrift Bohemia bekannte Autor (vgl. seine Aufsätze *Die Lage der deutschen Nationalität im Protektorat Böhmen und Mähren unter dem Aspekt der „Eindeutschung“ dieses Gebiets* in BohZ 32/1 [1991] 39–59 und *Das tschechische Volk und die nationalsozialistische Germanisierung des Raumes* in BohZ 32/2 [1991] 424–455) legt hier eine weitere Abhandlung zur Geschichte der böhmischen Länder unter der nationalsozialistischen deutschen Besatzung vor. Er beschäftigt sich mit den Herrschaftsausübung der Besatzer, unter nur gelegentlicher Berücksichtigung der Reaktionen, mit denen sie in der tschechischen Gesellschaft konfrontiert wurden. Etwas überraschend wirkt dabei seine Charakterisierung der vermeintlich „typisch tschechischen Reaktionsweise hinsichtlich des Freiheitsverlustes“, die er als „Verbreitung politischer Anekdoten und Geschichten über die Tätigkeit des Besatzungsapparats“ beschreibt, „die für die tschechische Bevölkerung manchmal den Anstrich von Absurdität besaß“ (S. 209).

*Novoťný, Gustav: Vlastnické a užívací vztahy k lesní půdě a lesu v českých zemích od konce 18. století do roku 1918 [Eigentums- und Nutzungsbeziehungen bei Waldboden und Wald in den böhmischen Ländern vom Ende des 18. Jahrhunderts bis 1918]. Hospodářské dějiny – Economic history 20 (1992) 7–20.*

Die verschiedenen Kategorien von Waldbesitzern in den böhmischen Ländern werden hinsichtlich ihres Anteils für die Jahre 1800–1900 dargestellt, und vor allem wird auf die wachsende Bedeutung der Fideikomnisse und des kirchlichen Besitzes hingewiesen.

*Pasák, Tomáš: 17. listopad 1939 [Der 17. November 1939]. Soudobé dějiny 1/2–3 (1994) 322–337.*

Der schon aus den sechziger Jahren bekannte Kenner der Protektorats-Geschichte versucht, die unzähligen „Unwahrheiten, Halbwahrheiten und Ungenauigkeiten“ hinsichtlich seines Themas zu korrigieren, die seit vierzig Jahren tradiert werden (S. 336). In seinem umfangreichen Anmerkungsapparat setzt er sich mit der Sekundärliteratur auseinander, und aufgrund seiner Archivstudien rekonstruiert er die Ereignisse vom Herbst 1939 in Prag, während derer nicht nur mehrere tschechische Studenten ihr Leben verloren, sondern die auch als Vorwand zur Schließung tschechischer Hochschulen benutzt wurden.

*Pešek, Jiří: Časopis archivní školy [Die Zeitschrift der Archivschule]. In: Historia docet. Sborník prací k počtě šedesátých narozenin prof. PhDr. Ivana Hlaváčka. Zusammengestellt von Miloslav Polívka und Michael Svatoš. Historický ústav, Praha 1992, 389–400.*

Die Prager Fachzeitschrift, 1923–39 von der Staatlichen Archivschule in Prag herausgegeben, bildete eine wichtige interdisziplinäre Plattform für die historischen Hilfswissenschaften, das Archivwesen und die Geschichtswissenschaft. Gleichzeitig stand sie häufig den tschechischen Nachwuchshistorikern für ihre ersten Veröffentlichungen zur Verfügung. Der Verfasser legt eine umfangreiche Inhaltsanalyse der 16 Jahrgänge vor und analysiert u. a. die Aufmerksamkeit, die hier anderen verwandten Zeitschriften im In- und Ausland gewidmet wurde.

*Podaný, Václav: Zur Problematik der deutschen wissenschaftlichen Gemeinde in der Tschechoslowakei in den Jahren 1918–1938. In: Práce z dějin České akademie věd. Archiv AV ČR, Praha 1993, 51–67 (Seria 2C).*

Hier werden Zahlen über Studenten und Lehrkräfte diverser tschechischer und deutscher Hochschulen in der Ersten Tschechoslowakischen Republik statistisch analysiert. Dabei gilt das Interesse des Verfassers auch dem Vergleich einzelner Fachbereiche ebenso wie den Mitgliederzahlen der Tschechischen Akademie, der Königlichen Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften und Künste und der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste. Seine Schlußfolgerungen betonen die ähnlichen Fachbereichsstrukturen, gleichzeitig jedoch auch die nationale Isolation und die national-ideologische Ausrichtung einiger deutscher Wissenschaftler, vor allem im Kreis der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften. Dabei wird betont, daß das „deutsche Hochschulwesen und die deutsche Wissenschaft [...] solide Bedingungen für ihre Arbeit“ hatten und im Vergleich mit den tschechischen akademischen Institutionen nicht benachteiligt gewesen seien: „Die größeren finanziellen Dotationen und auch der raschere quantitative Anstieg der tschechischen Wissenschaft waren vor allem im Bedürfnis begründet, die Folgen der österreichisch-ungarischen Vergangenheit zu überwinden.“ Dem Leser bleibt es allerdings überlassen, den Zusammenhang zwischen „Nicht-Benachteiligung“ und den „größeren finanziellen Dotationen“ selbst zu klären ...

*Schmidt-Hartmann, Eva: Tschechoslowakei: Zwei Völker auf der Suche nach dem gemeinsamen Staat. In: Nationalismus in Osteuropa. Gefährliche Wege in die Demokratie. Hrsg. v. Margareta Momm sen. München 1992, 77–95.*

Hier werden (kurz vor der Selbstaflösung der ČSFR) die tschechisch-slowakischen Konflikte analysiert. Der Schwerpunkt liegt auf der tschechischen und slowakischen Wahrnehmung dieser Problematik und der politischen Haltungen der jeweiligen „anderen“ Politiker und Interessen und auf der Rolle, die die gegenseitigen nationalen Stereotypen und Vorurteile dabei spielten. Die Verfasserin zeigt, wie es trotz des beiderseitigen Willens zur Verständigung an begrifflichen und konzeptualen Instrumentarien mangelte, um eine solche Verständigung zu erreichen.

*Schmidt-Hartmann, Eva: The Enlightenment That Failed: Antisemitism in Czech Political Culture. Patterns of Prejudice 27/2 (1993) 119–128.*

Hier werden die spezifischen Formen des latenten tschechischen Antisemitismus untersucht, die wir seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart im tschechischen intellektuellen Diskurs beobachten können. Die Analyse zeigt, daß es sich stets weniger um faktisch gegen die Juden gerichtete Haltungen handelt als um die unkritische Übernahme tradierter Stereotype. Deren Folge sind jedoch Einstellungen, die die Juden nach wie vor ausgrenzen und nicht gegen Verfolgung zu schützen vermögen.

*Schmidt-Hartmann, Eva: T. G. Masaryk und die Deutschen in Böhmen: Ein Versuch um die Versöhnung der ethnischen Vielfalt mit dem nationalstaatlichen Prinzip. In: Deutsche in den böhmischen Ländern. Teil II. Hrsg. v. Hans Roth e. Köln-Weimar-Wien 1993, 65–86.*

Die hier vorgelegte Übersicht einer großen Anzahl von Masaryks Äußerungen über die Deutschen zeigt, daß seine Haltungen einerseits differenziert waren und andererseits während seines Lebens einen Wandel durchmachten. Vor diesem Hintergrund müssen auch seine Äußerungen und Werke aus der Zeit des Ersten Weltkriegs (z. B. das einflußreiche Buch *Das neue Europa*) als eine Ausnahme betrachtet werden; sie können nur im Zusammenhang mit seiner propagandistischen Tätigkeit im Rahmen der Kriegsanstrengungen der Alliierten interpretiert werden. Gleichzeitig weist die Autorin aber auch auf Masaryks monistische Staatsvorstellungen hin, die ihn daran hinderten, die Tschechoslowakei als einen multinationalen Staat zu begreifen, worin er sich allerdings von den im damaligen Europa populären Haltungen zu Nationalitätenproblemen nicht unterschied.

*Schmidt-Hartmann, Eva: Demokraten in der Sackgasse: Das Bild der kommunistischen Machtübernahme in den Memoiren besiegter tschechischer Politiker. In: Kommunismus und Osteuropa. Konzepte, Perspektiven und Interpretation im Wandel. Hrsg. v. Eva Schmidt-Hartmann. München 1994, 203–220 (VCC 76).*

Anhand der Erinnerungen von fünf einflußreichen Politikern der Volkssozialistischen Partei in den Jahren 1945–1948 (Hubert Ripka, Prokop Drtina, Ota Hora, Petr

Zenkl und Vladimír J. Krajina), die außerhalb der Reichweite der kommunistischen Zensur veröffentlicht wurden, werden hier jene Denkweisen analysiert, die die Auseinandersetzung der tschechischen Nachkriegsgesellschaft mit der KPdSch maßgeblich mitbestimmt haben. Es zeigt sich dabei, daß es keineswegs liberal-demokratisch gesinnte Politiker waren, die den Kommunisten zum Opfer fielen, sondern daß ein Experiment scheiterte; ein Experiment, das die Schaffung einer „Volksdemokratie“ zum Ziel hatte. Darüber hinaus analysiert die Verfasserin die Verhaltensstrategien der nichtkommunistischen Politiker angesichts der ihnen widerstrebenden Forderungen, ihr Verständnis des politischen Auftrags ihrer Wähler und ihre Vorstellungen über die Rolle der demokratischen Öffentlichkeit im politischen Willensbildungsprozeß.

*Schmidt-Hartmann, Eva: Kommunismus und Osteuropa: Ansätze zu einer Reinterpretation. In: Euro-Asia Relations in Transition in the Post-Cold War. Ed. by Chong-Ko Tzou. Taipei 1994, 71–87.*

Hier werden die gängigen Bilder des Kommunismus und jener Entwicklungsprozesse analysiert, an deren Ende in zahlreichen osteuropäischen Staaten die kommunistische Diktatur stand. Die Autorin verweist auf die allgemeine Tendenz, diese historischen Erscheinungen als einen „Sonderweg“ außerhalb des Kontextes der europäischen Geschichte darzustellen. Sie begründet weiterhin ihre Überzeugung, daß auch das Phänomen „Kommunismus“ historisiert werden sollte, wobei sie nicht nur auf die Verankerung der kommunistischen Ideologie in den Traditionen des europäischen Gedankenguts hinweist, sondern auch auf die Vorteile einer Analyse der kommunistischen Herrschaftssysteme im Kontext der gesamteuropäischen Auseinandersetzung mit Fragen der Herrschaftslegitimität im allgemeinen.

*Slapnicka, Helmut: Gemeindeautonomie in der Donaumonarchie und in den Nachfolgestaaten. Das österreichische Gemeindegesetz vor und nach 1918. Österreichische Osthefte 34 (1992) 72–89.*

Das österreichische Reichsgemeindegesetz vom 6. März 1862 stellte für die rund 11 000 Gemeinden Böhmens und Mährens/Schlesiens bis zur Errichtung von Nationalausschüssen gegen Ende des Zweiten Weltkriegs die Grundlage des Gemeinderechts dar. Ebenso wie die Tschechoslowakei haben auch die übrigen Nachfolgestaaten der Donaumonarchie an der übernommenen Ordnung der Gemeinden als den „Grundfesten des Staates“ keine prinzipiellen Änderungen vorgenommen, die Regelung der Gemeindeverwaltung und ihrer Organe, der Ortspolizei, der Gemeindeaufsicht, der Gemeindebürger und ihres Heimatrechts in der Gemeinde erfolgte in allen diesen Staaten nach den gleichen Grundsätzen.

*Slapnicka, Helmut: Zákaz majorizácie etnických skupín. Princíp majority a ochrana menšín [Das Verbot der Majorisierung ethnischer Gruppen. Majoritätsprinzip und Minderheitenschutz]. Právny obzor 75 (1992) 51–55.*

Das höchste Recht der Minderheit, selbst zur Mehrheit zu werden, können nur Minderheiten auf politisch-weltanschaulichem, wirtschaftlichem oder sozialem

Gebiet, also fluktuierende Minderheiten, in Anspruch nehmen, nicht aber die konstanten religiösen oder sprachlichen Minderheiten. Der Vortrag führt im alten Österreich, vor allem in den böhmischen Ländern, entwickelte Lösungsvorschläge vor, die eine Majorisierung ethnischer Gruppen vermeiden sollten, wie die nationale Abgrenzung der Verwaltungsgebiete, das Personalitätsprinzip, die nationale Sektionierung von Beschlußkörperschaften oder die nationalen Kurien, die der Minorität das Recht einräumen, in den ihre Interessen berührenden Fragen einen Mehrheitsbeschluß zu verhindern.

*Slapnicka, Helmut: Majorities and Minorities in an Inverted Position: Czechoslovakia, 1918–1938. In: Ethnic Groups and Language Rights. Comparative Studies on Governments and Non-Dominant Ethnic Groups in Europe, 1850–1940. Bd. 3. Hrsg. v. Sergij Vilfan in Zusammenarbeit mit Gudmund Sandvik und Lode Wils. New York 1993, 173–197.*

Der Beitrag stellt das im wesentlichen auf dem Verfassungsgesetz vom 29. Februar 1920 und der zu seiner Durchführung erlassenen Sprachenverordnung vom 3. Februar 1926 beruhende Sprachenrecht der Zwischenkriegszeit dar. Er gibt die einschlägigen Bestimmungen über die Sprache der Gerichte und Verwaltungsbehörden, der Gemeinden und sonstigen Selbstverwaltungskörperschaften sowie des Parlaments wider, weitere Kapitel haben die Sprache der Gesetz- und Amtsblätter, den Gebrauch der Ortsnamen, die Sprachenkenntnisse der Richter und Beamten und schließlich die Rechtsprechung des Obersten Verwaltungsgerichts in Sprachenfragen zum Inhalt. Eine historische Einleitung führt in das Sprachenrecht der böhmischen Länder während der letzten fünfzig Jahre des Bestehens der Österreichisch-ungarischen Monarchie ein.

*Slapnicka, Helmut: Die Verfassung der Slowakischen Republik. Osteuropa-Recht 39 (1993) 157–197.*

In den einleitenden Ausführungen über den Werdegang der Verfassung der Slowakischen Republik vom 1. September 1992 wird ihre doppelte Aufgabenstellung, zunächst als Verfassung eines der beiden Gliedstaaten der tschechoslowakischen Föderation, seit dem 1. Januar 1993 als Verfassung eines selbständigen Staates, gezeigt. Aus dem Inhalt der Verfassung werden vor allem die Kapitel über die Menschenrechte, die Wirtschaft, die Gebietsselbstverwaltung, die gesetzgebende, die vollziehende und die richterliche Gewalt dargestellt, und abschließend wird über das Gesetzblatt (*Zbierka zákonov*) berichtet. Im Anhang werden die slowakische Selbständigkeitserklärung vom 27. Juli 1992 und der Wortlaut der Verfassung in deutscher Übersetzung wiedergegeben.

*Slapnicka, Helmut: Die Verfassungsordnung der Tschechischen Republik. Osteuropa-Recht 40 (1994) 28–63.*

Einleitend wird der Prozeß der Selbstauflösung der ČSR an Hand der Gesetzgebung der Bundesversammlung und des Tschechischen Nationalrats sowie der Teilungsverträge zwischen der Tschechischen und der Slowakischen Republik dar-



gestellt. Hauptinhalt ist eine Analyse der neuen, in acht Hauptstücke mit insgesamt 113 Artikeln gegliederten Verfassung vom 16. Dezember 1992. In einem 3. Teil werden die außerhalb der Verfassung erlassenen, aber einen Bestandteil der Verfassungsordnung bildenden Bestimmungen über die Grundrechte und Grundfreiheiten sowie über die Regelung der Staatsgrenzen dargestellt. Ein Anhang enthält die deutschen Übersetzungen des Verfassungsgesetzes über den Untergang der ČSFR und der Verfassung.

*Švorc, Peter: Rozbýjali monarchiu (Populárny slovník osobností česko-slovenského odboja 1914–1918) [Sie zerschlugen die Monarchie (Ein populärwissenschaftliches Handbuch der Persönlichkeiten des tschechisch-slowakischen Widerstandes 1914–1918)]. Východoslovenské vydavateľstvo, Košice 1992, 174 S.*

Hier werden Biographien von 29 Personen vorgelegt, denen Verdienste um die Errichtung der Tschechoslowakei zugesprochen werden. Dazu zählen nicht nur Tschechen und Slowaken, sondern auch Georges B. Clemenceau, Ernest Denis, Henry Wickham Steed, R. W. Seton-Watson und Woodrow Wilson. Im Anhang ergänzen 39 photographische Abbildungen das Werk. Als slowakische Erinnerung an die Entstehungsgeschichte der Tschechoslowakei kurz vor dem Zerfall der Staates veröffentlicht, besitzt das Werk wohl heute schon Quellenwert.

*Winters, Stanley B.: Vědec ve službách národa: Bohumil Němec [Der Wissenschaftler im Dienste der Nation: B. N.]. In: Česká akademie věd a umění 1891–1991. Sborník příspěvků k 100. výročí zahájení činnosti. Zusammengestellt von Jiří Pokorný, Redakce Jan Novotný. Historický ústav AV ČR, Praha 1993, 169–183.*

Dieser Aufsatz ist eine weitere Studie von Stanley B. Winters über den Professor für Anatomie und Physiologie der Pflanzen an der Universität Prag, Bohumil Němec (1873–1966). Němec gehörte zu denjenigen hervorragenden tschechischen Wissenschaftlern, die auch lebenslang intensiv die historischen Entwicklungen der tschechischen Gesellschaft verfolgten und sie durch einen umfassenden gesellschaftspolitischen Beitrag unterstützt und mitgestaltet haben. Als vorübergehend designierter Präsidentschaftskandidat gegen Edvard Beneš im Jahre 1935 vielfach angefeindet, gehört er bis heute zu denjenigen tschechischen Persönlichkeiten, deren Leistungen in der tschechischen Historiographie keine gebührende Anerkennung fanden.

## SUMMARIES

### HOMAGE TO ERNEST GELLNER

*Eva Hahn*

The author, giving the gist of Ernest Gellner's numerous writings and summing up an interview she conducted with him, offers an essay on life and work of this important British philosopher. Though born in Paris 70 years ago, Gellner grew up in Prague, whence, facing the threat of persecution by the Nazis, he and his family fled to Britain in 1939. A member of the Czechoslovak army in exile, he came back in 1945, only to leave again, for political reasons, a few months later. Ever since, while living in Britain, he has shown a vivid interest for Central European culture and history. While his writings on heuristics and cultural anthropology have elicited praise from all over the world (his book on *Nations and Nationalism* having been translated in 20 languages), his relationship to the Bohemian lands and especially to Prague are not as widely known. This is why this contribution centers on Gellner's recollections of his Prague experience and his views of the Bohemian lands past and present.

### THE HABSBURG MONARCHY: PAST IN THE PRESENT?

*Monika Glettler*

In this study, a comparative analysis is carried out between the ethnic and cultural plurality of modern-day Europe and the multi-ethnic Habsburg Empire. The main question here is whether it makes sense to live by the principle of national homogeneity even where the multi-ethnic is, one might say, nothing out of the ordinary. The problem is analyzed by reexamining three relevant cases with regard to integrating and disintegrating factors in the Austro-Hungarian Empire, the principal aspect being the relationship between the "equal status of the nationalities" on one hand and the differences which existed with regard to the demographic, economic, and cultural situation on the other. In every case, the constitutional stipulation is juxtaposed to what happened in reality. The three chosen examples are the Badeni language regulations of 1897 and the national "compromises" in Moravia (1905) and the Bukovina (1909/10). The conclusion is that seeking among the experience, positive as well as negative, of the Habsburg Monarchy, explanations for today's neo-nationalism and clues as to which ideas might make possible a multinational state as well as a common, peaceful Europe is not altogether futile.

IDENTITY AND RESPONSIBILITY IN VÁCLAV HAVEL'S  
WORLD OF THOUGHT*Markus Hipp*

In the extensive and multitudinous work of the Czech author, human rights activist and President, Václav Havel, the notion of identity forms a leitmotif which occurs frequently and is constantly varied and developed in the various means of communication – plays, letters, essays, conversations, addresses – he uses. Whereas in his plays, Havel limits himself to showing off the grotesque and pathetic consequences of a world increasingly devoid of identity, and leaves it for the spectators or the readers to draw conclusions of their own, many of his essayistic writings can be interpreted as attempts at finding in and behind the illusory world unveiled by theatrical means something which, to quote Franz Kafka, might be named the indestructible in human beings. Havel regards the questions of human identity and human responsibility as inextricably intertwined. For him, accepting one's own responsibility as a prerequisite for accepting oneself cannot be seen as an exclusively relative event explicable by purely relativistic means, but represents, in the final consequence, an all-embracing act of taking position before an uncalculable supreme authority, an act that cannot possibly be delegated to someone else. Accepting one's responsibility Havel regards as an act of human transcendence taking place vis-à-vis a *fixed horizon of existence*. What, from among his writings, first suggests itself as testimony to his increasingly conscious reflections about his own life and the development of his thoughts, is *Dopisy Olze*, a collection of letters Havel wrote his wife Olga when he was in jail and which therefore represents the focal point of this analysis.

## ECONOMICS IN CZECHOSLOVAKIA, 1945–1990

*Jiří Kosta*

Whereas in the immediate aftermath of World War II, Czech political economy took up the pluralist tradition of the First Republic, approaches other than Marxist were completely suppressed after the February 1948 coup d'état. Critical voices questioning the Stalinist version of Marxism, but not Marxist political economy as such, did only come to the fore in the second half of the 1950s, when the flaws of a Soviet-style "command economy" became increasingly apparent. Under the leadership of Ota Šik, a group of reformist economists went on from criticizing the command system to developing the model of a "socialist market economy", which became the basis of the economic reforms climaxing in the Prague Spring of 1968.

With the reformist movement having been quenched by military force, economics in the ČSSR were again organized strictly after the Soviet model, no departure whatsoever being permitted. Only after a considerable hiatus were alternative theoretical approaches, tentatively at first, once more put forward in specialist circles, a process which in the research sector, with the passage of time and primarily in the second half of the 1980s, went even further than merely putting forward ideas of a third way

between a socialist planned economy and a capitalist market economy. This took place first and foremost at the newly founded Prognostic Institute of the Academy of Sciences.

With the political turnaround of November 1989, the road had been cleared for unbiased debate, in which Western-style, liberal thinking got the upper hand. One of the most important advocates of a radical turn to a market economy based on private ownership was Václav Klaus, who, as the first Minister of finance of the new ČSFR and later on as Prime minister of the Czech Republic, succeeded in having his concept adopted.

## THE CZECHOSLOVAK REPUBLIC IN THE FILES OF THE GERMAN TRUCE COMMISSION, 1919

*Frank Hadler*

Since German-Czech relations have received extensive and copiously documented descriptions, especially in German archives seemingly there are hardly any materials left which have hitherto escaped treatment. The „Enemy Situation East“ reports forming part of the files of the German Truce Commission of 1919, however, contribute in a specific way to a complete picture of what was known about the Czechoslovak First Republic in Berlin at the time of the Paris peace conference. The reports prepared for the “Grand General Staff” reflect the principal areas of interest of German military authorities as far as the Bohemian lands were concerned, namely: 1) strength and equipment of the Czechoslovak armed forces, possible troop concentrations at the German border and the probability of military action against German territory; 2) the interest in the Lusatian Sorbs as shown by Czechoslovakia; 3) the treatment by the Czechoslovak state of the Sudeten Germans, and, 4) the relationship between Czechs and Slovaks.

## “TO LIVE IN TRUTH“ – SOME THOUGHTS ON JAN PATOČKA’S LIFEWORK

*Helga Blaschek-Hahn*

Between 1987 and 1992, “Selected Works” by Jan Patočka were published in Vienna. This five-volume edition in German has prompted the author to draw a sketch of life and work of the Bohemian philosopher, whose studies in Germany in 1933/4 (Edmund Husserl and Martin Heidegger being prominent among his teachers) set the course for the phenomenological thrust of his philosophic work, as is clearly demonstrated by the two volumes of the Vienna edition which are devoted to his phenomenological essays. The titles of two of the remaining volumes – *Ketzerische Essays zur Philosophie der Geschichte* (Heretical Essays on Historical Philosophy) and *Schriften zur tschechischen Philosophie und Geschichte* (On Czech Philosophy and History) point to the all-important part history played, for Patočka, in the framework of phenomenology. History was, in his words, its most profound level. And just as philosophy for him never was merely idle theorizing – active engagement being what

he sought – so history was not about perception, but about responsibility. It led to what he termed “solidarity of the upset”. That they – the upset – left an account of themselves in arts and sciences was convincingly shown in Patočka’s cultural philosophy and traced in subjects ranging from classical tragedy to the rebel leitmotif in the present rock culture. Striking examples can be found in the volume *Kunst und Zeit* (Art and Time).

#### FOREIGN LANGUAGE TUITION IN THE CZECH REPUBLIC AFTER 1990

*Vladimír Ulrich*

This contribution presents a brief survey of the conditions at the outset of the reforms of foreign-language tuition in the Czech Republic. The author explains the situation as it existed under the communist régime as well as the directives published in 1991 by the Ministry of Education. The principal change was that, as of September 1991, pupils right from the elementary stage have been offered free choice between English, French, German, Russian, Spanish, and Italian, and that enabling pupils to communicate in a given language has become the overriding goal. The article also briefly sketches the practical experience with the reforms so far, which points to only German and English really asserting themselves and to communication as a goal of foreign-language tuition taking priority also at grammar schools, with didactic and cultural aspects ranking lower.

#### AN ALTERNATIVE ROUTE TO THE REVOLUTION OF 1989? MILAN OTÁHAL’S LATEST STUDIES

*Christiane Brenner*

In his treatment of the history of the period 1969–1989, Milan Otáhal draws an unembellished picture of Czech society and criticizes the method of opposition against the policy of normalization. A substantial part of dissident opinion, especially the Charter 77, sought a dialogue with those in power and up until November 1989 preferred submitting written protests against the régime. In this “non-political politics” Otáhal identifies an important reason for the lack of communication between the Czech dissidents and society in general, which led to the turnaround in the ČSSR, instead of being directed by the dissidents, starting as a student movement. In the approach of the so-called “realistic group” around Emanuel Mandler, which sought, by a step-by-step policy of small changes, to alter everyday life in Real Socialism, Otáhal sees an alternative to the conception of the Charter. His interpretation was polemically attacked by Vilém Prečan. The controversy is mainly about the assessment of the opposition, the effect of which for Otáhal was principally a moral and symbolic one. Furthermore, it is about whether the policy of the Charter was appropriate in the given circumstances. This question is answered by Prečan, quite in contrast to Otáhal, in the affirmative. Finally the argument between Otáhal and Prečan touches upon more general questions about the tasks and the limitations of writing contemporary history.



FINAL REPORT ON THE RESARCH PROJECT  
"LETTERS BETWEEN EAST AND WEST EUROPEAN  
SOCIALISTS, 1945-1948"

*Peter Heumos*

Correspondence between socialists from East and West Europe, having been located in the most important party archives throughout Europe, is going to be published in a dedicated volume. Central topics of the letters are the perspectives for development, from both external and internal policy viewpoints, of the people's democracies in Poland, Hungary, Czechoslovakia, Bulgaria, and Romania, the question of cooperation between socialists and communists in the countries mentioned, the internal struggles within the socialist parties in eastern Europe, the strategies proposed for integrating the socialist movement on an all-European basis and thus surpass the incipient conflict between East and West in this respect, and the respective positions of the socialist parties in eastern and in western Europe concerning the main points on the agenda of international politics (such as the peace conference or the Marshall Plan) and the question of how Germany should be treated.

## RÉSUMÉS

### HOMMAGE À ERNEST GELLNER

*Eva Hahn*

Cet essai se base sur un entretien avec M. Gellner et sur son œuvre considérable. Il présente la vie et le monde des pensées de cet important philosophe britannique. Bien que né à Paris il y a 70 ans, Gellner grandit à Prague puis il fuya avec sa famille la persécution national-socialiste de 1939 vers la Grande-Bretagne. En tant que membre de l'armée d'exil tchèque, il y retourna provisoirement en 1945 mais quitta de nouveau son pays quelques mois plus tard pour raisons politiques. Il vit depuis en Grande-Bretagne mais son intérêt pour la culture et l'histoire de l'Europe Centrale l'accompagne cependant tout au long de sa vie. Ses écrits portant sur la théorie de la connaissance et sur l'anthropologie sociale sont reconnus dans le monde entier (son livre *Nations and Nationalism* a été traduit en 20 langues). Pourtant, ses relations avec les pays bohèmes et en particulier avec Prague sont peu connues. L'essai suivant présente donc les souvenirs de Gellner sur ses expériences à Prague et ses considérations sur l'histoire et le présent des pays bohèmes.

### LA MONARCHIE DES HABSBOURG: PASSÉ DANS LE PRÉSENT?

*Monika Glettler*

Dans cet essai, l'auteur compare la diversité culturelle et ethnique de l'Europe d'aujourd'hui avec l'état multinational de la monarchie habsbourgeoise. La question est posée de savoir s'il est sage de vouloir aussi appliquer le principe de l'homogénéité nationale là où la diversité ethnique est la norme. Cette problématique est analysée au travers d'éléments intégrants et désintégrants dans la confédération austro-hongroise dans trois exemples et cela sous l'aspect de «l'égalité des droits des nationalités» d'une part et sous celui des inégalités démographiques, sociales, économiques et culturelles d'autre part. A chaque fois, l'auteur met en contraste la norme constitutionnelle avec la réalité. En exemple sont cités les Décrets de langues de Badeni de 1897 et les «Compromis» en Moravie de 1905 et ceux de Bukovine de 1909/10. En conclusion finale, l'auteur suggère qu'il serait sage de chercher des «arcanes» dans les expériences positives et négatives de la monarchie habsbourgeoise pour le néonationalisme du présent et de vérifier quelles idées pourraient rendre possible un état multinational, c'est-à-dire une Europe commune et pacifique.

## IDENTITÉ ET RESPONSABILITÉ DANS LA PENSÉE DE VÁCLAV HAVEL

*Markus Hipp*

Dans l'œuvre considérable et variée de l'écrivain tchèque, défenseur des droits du citoyen, et du président de l'Etat tchèque, Václav Havel, la notion d'identité est un leitmotiv qui revient souvent sous différentes formes et qui est développé dans les diverses manifestations de sa pensée (pièces, lettres, essais, discussions, discours). Pendant que Havel se limite dans ses pièces à nous montrer les conséquences absurdes et grotesques d'un monde de plus en plus privé d'identité et laisse le spectateur ou le lecteur tirer ses propres conclusions, on peut voir dans beaucoup de ses considérations sous forme d'essais une tentative de trouver quelque chose à l'intérieur et derrière ce monde théâtral d'apparences démasquées que l'on peut désigner par un mot de Franz Kafka: *l'indestructible* dans l'homme. Pour lui, la question de l'identité de l'homme est inséparable de la question de la responsabilité humaine. Pour Havel, l'acceptation de sa responsabilité comme condition de l'acceptation de soi-même ne peut pas être représentée en tant qu'évènement purement relatif, positiviste à expliquer, mais l'acceptation est finalement comme une prise de position totale (que l'on ne peut déléguer) de chaque homme devant une dernière instance incalculable. Havel voit dans la prise en main de sa propre responsabilité un acte de transcendance humaine qui se déroule devant *un horizon absolu de l'être*; la présente analyse se concentre sur les «Lettres à Olga», un recueil de lettres que Václav Havel a écrit de prison à sa femme Olga. Ces lettres en effet sont les témoins de la prise de conscience et de la réflexion de Václav Havel sur sa propre vie et sa manière de pensée.

## DE L'IMPUISSANCE À LA TOUTE PUISSANCE L'ÉTAT ET LA TRANSITION ÉCONOMIQUE 1989-1994

*Kåre Dabl Martinsen*

Dans cet article, il est question du sort des entreprises d'état au cours de la phase de transition de l'économie planifiée à celle de marché. Le gouvernement en place a annoncé que la fin du contrôle d'état sur les entreprises était l'un de ses moyens principaux pour effectuer la transition. Pour mettre cela à exécution, une privatisation sous forme de «coupons» a été menée à grande échelle. On doit apprécier cette méthode plus pour ses mérites politiques qui a permis de créer un soutien populaire à ces réformes, bien que économiquement elle n'a pas abouti, comme on l'avait souhaité, à l'introduction de droits de propriété clairement délimités. Ce qui s'est passé en réalité, c'est que les entreprises sont passées du contrôle direct de l'état à celui des banques commerciales. Cela n'est pas tout à fait l'équivalent d'une privatisation car l'état garde le contrôle de la majorité des actions de ces banques. De plus, un nombre considérable d'actions sont encore sous l'administration du Fonds de la propriété nationale qui appartient à l'état. Dans certains cas, cela est dû aux problèmes de la vente des actions mais la raison cependant semble être plutôt que le gouvernement désire garder sous son contrôle ces entreprises aussi longtemps que possible en raison de leur importance

économique. La propriété d'état au travers des banques commerciales n'est pas critiquée ici parce qu'elle ne répond au but visé au départ. Elle l'est plutôt en raison du fait que le gouvernement n'a pas de stratégie en ce qui concerne la propriété d'état de même que la différence qu'il y a entre l'action rhétorique gouvernementale et l'action gouvernementale. Récemment des signes sont apparus indiquant un changement dans la manière dont le gouvernement gère son rôle en tant que propriétaire, qui passe de celui de spectateur passif à celui d'exercer ses droits de propriété plus activement.

### RECONSTRUIRE L'ÉCONOMIE EN POLOGNE: CHANGEMENT DANS LE CONTENU, LE PERSONNEL ET DANS L'ORGANISATION DE L'ENSEIGNEMENT ET DE RECHERCHE

*Karl von Delbaes*

Au début des années cinquante, tous les membres du bloc soviétique adoptèrent un type d'économie politique et une éducation supérieure en économie à l'image de l'exemple soviétique. En Pologne, cependant, une tradition de pensée indépendante socialiste et même de pensée économique libérale survécut aux premières purges staliennes et même à celles de 1968. Dans ce domaine, des preuves peuvent être trouvées dans des publications à la suite de «l'Octobre polonais» de 1956, dans les conférences économiques clandestinement tenues aux «uniwersytety latajace» à la fin des années soixante-dix et dans les discussions des années quatre-vingt qui se développèrent à la fois publiquement et clandestinement. Quand l'année 89 apporta une réorientation vers un type occidental d'économie de marché, les économies dominantes qui avaient été appliquées jusqu'alors dans la pratique, la recherche et l'éducation supérieure cessèrent néanmoins de répondre aux besoins actuels. Le contenu de la recherche, les programmes d'études, les manuels et l'entière organisation scolaire et universitaire durent être radicalement remaniés. Vu qu'un renouvellement du personnel à une grande échelle était impossible, un recyclage à une cadence effrénée de même que des clauses de sauvegarde contre les majorités conservatrices dans les corps autonomes universitaires devinrent nécessaires. La normalisation dans le milieu universitaire de l'économie s'étendra jusque dans la prochaine décennie, vu que le capital humain nécessaire devra être accumulé de zéro au départ à un moment où l'économie elle-même en a un besoin urgent.

### LA SCIENCE ÉCONOMIQUE TCHÉCOSLOVAQUE DE 1945 À 1990

*Jiří Kosta*

Alors que, à la fin de la guerre, l'économie politique tchèque se rattacha tout d'abord à la tradition pluraliste de la première république, ces essais non-marxistes furent complètement arrêtés après le putsch de février 1948. C'est seulement lorsque les défaillances de la «command economy» de type soviétique sont apparues au grand jour que des voix critiques se sont élevées dans la seconde moitié des années 50 qui ont remis

en question la version stalinienne du marxisme, mais elles n'ont cependant pas remis en cause l'économie politique marxiste dans ses fondements. Sous la direction générale de Ota Šik, une équipe de réformateurs économiques développa, à partir de la critique du «système d'ordres», le modèle d'une «économie de marché socialiste» qui fut à la base de la réforme économique qui atteint son apogée lors du printemps de Prague de 1968. Après l'écrasement brutal des réformes, on a de nouveau mis au pas la science économique en Tchécoslovaquie avec le modèle soviétique. Quelques économistes ont progressivement développé des ébauches théoriques, tout d'abord clandestinement et dans des groupes non-officiels, qui allaient peu à peu plus loin encore que l'idée d'une troisième voie à mi-chemin entre l'économie planifiée socialiste et l'économie de marché capitaliste. Ces idées furent développées dans la deuxième partie des années 80 dans le domaine de la recherche et notamment à l'Institut des Prévisions (récemment fondé) de l'Académie des Sciences. Le tournant politique de 1989 a permis de discuter ouvertement de ces problèmes, et c'est la pensée libérale de provenance occidentale qui s'est imposée dans ce débat. Parmi les principaux avocats d'un passage radical à une économie de marché basée sur la propriété privée, se trouvait Václav Klaus. Celui-ci, en tant que premier Ministre des Finances de la nouvelle ČSFR et plus tard comme Premier ministre de la République Tchèque a pu mettre en pratique ses idées.

#### LA RÉPUBLIQUE TCHÉCOSLOVAQUE DANS LES ACTES DE LA COMMISSION ALLEMANDE DE L'ARMISTICE DE 1919

*Frank Hadler*

Vu que les relations tchéco-allemandes ont été déjà largement décrites et documentées, il semble qu'il n'y ait plus rien à trouver sur ce thème dans les archives allemandes qui n'ait pas encore été traité. Les compte-rendus conservés dans les actes de la commission allemande de l'armistice de 1919 au sujet de «la situation de l'ennemi à l'est» complètent ainsi de manière spécifique la connaissance sur l'image que l'on avait à Berlin de la Première République tchécoslovaque à l'époque de la Conférence de la paix de Paris. A partir des compte-rendus faits pour «l'état-major général», il apparait que les autorités militaires allemandes par rapport à la «Tchéquie» se sont surtout intéressées aux thèmes suivants: 1) la mise en place et l'armement de l'armée tchécoslovaque et sa concentration à la frontière allemande ainsi que de possibles actions militaires contre le territoire allemand 2) l'intérêt tchèque porté aux Sorbes de la Lusace 3) la manière dont la population sudète allemande a été traitée par l'Etat tchèque 4) les relations entre Tchèques et Slovaques.

#### FEMME FATALE: FEMME, MORTALITÉ ET PHANTASMES DANS LE VĚC MAKROPULOS

*Alfred Thomas*

Dans une discussion révisionniste et psychoanalytique de l'interprétation traditionnelle du drame *Věc Makropulus* (1922) de l'écrivain tchèque Karel Čapek comme



exemple de science fiction ou comme discussion démocrates-relativiste sur les avantages et les inconvénients de la longévité, il apparaît dans l'essai «Femme fatale» que le drame de Čapek révèle beaucoup plus sur l'irrationalité humaine que sur la rationalité. L'auteur de cet essai nous explique que dans *Věc Makropulos*, de même que dans l'opéra par le compositeur morave Leoš Janáček (1923–25), les protagonistes d'Emilia Marty et de *věc* («Chose»), qui est lié à elle de manière symbiotique, fonctionnent comme des projections psychologiques des phantasmes masculins artistiques, qui consistent surtout en la peur devant la mort et la poursuite tragique de l'éternité dans un monde séculier où les thèmes eschatologiques de mortalité et d'immortalité ne prennent pas corps.

«VIVRE DANS LA VÉRITÉ»:  
CONSIDÉRATIONS SUR L'ŒUVRE DE JAN PATOČKA

*Helga Blaschek-Hahn*

Des «œuvres choisies» de Jan Patočka ont été publiées à Vienne de 1987 à 1992. A l'occasion de la parution de cette édition en allemand et en cinq volumes, l'auteur retrace la vie et l'œuvre du philosophe de Bohême; celui-ci étudia en Allemagne en 1933–1934 auprès de Edmund Husserl et Martin Heidegger et cette période de sa vie fut déterminante pour l'orientation phénoménologique de sa philosophie. Les «Écrits phénoménologiques» I et II de l'édition documentent ce point. Les deux volumes «Essais hérétiques sur la philosophie de l'histoire» et «Écrits sur la culture et l'histoire tchèques» reflètent le rôle essentiel que l'histoire jouait dans la pensée de Patočka dans le cadre de la phénoménologie: elle en constitue le contenu le plus profond. Dans la philosophie de Patočka, il s'agissait beaucoup plus de mettre au premier rang l'engagement pratique que d'avoir une approche purement théorique et désintéressée. Ainsi l'Histoire ne signifiait pas regard sur l'histoire mais plutôt responsabilité; elle conduit à une «solidarité des bouleversés» dont l'expression dans l'art et les sciences depuis la tragédie antique à la révolte de groupes de rock d'adolescents actuels peut soutenir de manière convaincante Patočka dans ses réflexions philosophiques et culturelles: le volume «Arts et temps» fournit des exemples très concrets à ce sujet.

ENSEIGNEMENT DES LANGUES ÉTRANGÈRES  
DANS LA RÉPUBLIQUE TCHÈQUE APRÈS 1990

*Vladimír Ulrich*

Dans cet essai, l'auteur passe en revue les conditions de départ des réformes post-communistes de l'enseignement des langues étrangères dans la République Tchèque. Il nous explique les coutumes relatives à ce sujet du régime communiste et les nouvelles directives prises en 1991 à Prague par le Ministère de l'éducation, de la jeunesse et de l'éducation physique. La principale transformation a été que, dès septembre 1991, les élèves à partir du primaire ont été entièrement libres de choisir entre l'anglais, le français, l'allemand, le russe, l'espagnol et l'italien, et que la priorité absolue a été donnée à l'enseignement oral de la langue. Dans cet essai, sont présentées les premières expé-

riences, qui indiquent que, jusqu'à présent, ce sont seulement l'allemand et l'anglais qui se sont imposés complètement et que, dans les lycées, la communication est le but et la principale préoccupation de l'enseignement des langues, tandis que l'aspect culturel et didactique a été relégué au second rang.

## LA DEUXIÈME VOIE VERS LA RÉVOLUTION DE 1989? AU SUJET DES DERNIERS TRAVAUX DE MILAN OTÁHAL

*Christiane Brenner*

Dans ses travaux concernant l'histoire des années 1969-1989, Milan Otáhal nous dresse un sombre tableau de la société tchèque de cette époque, et il critique l'opposition contre le régime de normalisation. Une grande partie de la dissidence, en particulier de la Charte 77, a cherché le dialogue avec les hommes au pouvoir et a préféré jusqu'en novembre 1989 employer la forme écrite pour protester contre le gouvernement. Otáhal voit dans cette «politique non-politique» une des raisons principales pour laquelle la communication ne passait pas entre la dissidence tchèque et la société. Ce manque de communication a fait que le bouleversement démocratique en Tchécoslovaquie ne s'est pas fait sous la régie de l'opposition mais sous celle des étudiants. Selon Otáhal, l'action du «groupe réaliste» autour d'Emanuel Mandler, qui s'était donné pour objectif de changer la vie quotidienne dans le socialisme réel en appliquant la politique des petits pas, constitue une alternative au concept de la Charte. Vilém Prečan a ouvert une polémique dans laquelle il s'élève contre l'interprétation de Otáhal. Il y est question d'une part de l'évaluation de l'opposition dont Otáhal mesure l'efficacité surtout morale et symbolique. D'un autre côté, la controverse tourne autour du fait de savoir si la politique de la Charte était à la hauteur de la situation, ce que Prečan contrairement à Otáhal affirme. La discussion entre Otáhal et Prečan recouvre également des questions plus générales sur les devoirs et les limites de l'histoire contemporaine.

## COMPTE-RENDU FINAL SUR LE PROJET DE RECHERCHE «LETTRES ÉCHANGÉES ENTRE SOCIALISTES EUROPÉENS DE L'EST ET DE L'OUEST DE 1945 À 1948»

*Peter Heumos*

La correspondance entre socialistes européens de l'est et de l'ouest provenant des archives des principaux partis européens fera l'objet d'une édition documentaire. Les thèmes centraux des lettres sont les suivants: les perspectives d'évolution des démocraties populaires en Pologne, Hongrie, Tchécoslovaquie, Bulgarie et Roumanie vues sous l'aspect de politique intérieure et extérieure, le caractère problématique de la coopération des socialistes et communistes dans ces pays, les discussions internes dans les partis socialistes de l'Europe orientale, les stratégies pour réaliser l'intégration du mouvement socialiste de l'Europe entière afin de dépasser le conflit est-ouest qui se dessinait à ce niveau, la prise de position des partis socialistes de l'Europe occidentale et orientale sur les grandes questions de politique internationale (Conférence de paix, plan Marshall etc.) et sur le problème de savoir comment traiter l'Allemagne.

## RESUMÉ

### HOMMAGE À ERNEST GELLNER

*Eva Hahn*

Na základě interview a s přihlédnutím k rozsáhlému dílu Ernesta Gellnera je zde překládán esej o životě a myšlenkovém vývoji tohoto významného britského filozofa. Ačkoliv se narodil před sedmdesáti lety v Paříži, vyrostl Gellner v Praze a roku 1939 uprchl se svou rodinou před nacionálně-socialistickým pronásledováním do Velké Británie. Coby člen československé armády v zahraničí vrátil se Gellner roku 1945 zpět do vlasti, kterou však po několika měsících z politických důvodů opět opustil. Od té doby žije ve Velké Británii; jeho zájem o středoevropskou kulturu a dějiny ho však provází celým jeho životem. Jeho spisy k teorii poznání a kulturní antropologii dosáhly světového uznání (jeho kniha *Nations and Nationalism* byla již přeložena do dvaceti jazyků), o jeho vztahu k českým zemím a obzvláště k Praze je oproti tomu málo známo. Z tohoto důvodu nám předkládaný esej představuje také Gellnerovy komentáře k jeho pražským zkušenostem, jakož i úvahy o dějinách a přítomnosti českých zemí.

### HABSBURSKÁ MONARCHIE: MINULOST V SOUČASNOSTI?

*Monika Glettler*

Článek se zabývá srovnáním etnicko-kulturní mnohotvárnosti v Evropě dneška s mnohonárodní habsburskou monarchií, t. j. otázkou, zda to má smysl, na principu nacionální homogenity trvat i tam, kde multietnická existence je tak říkajíc „normální“. Tato problematika je analyzována pohledem zpět na integrující a desintegrující elementy v rakousko-uherském státním svazku na třech příkladech, a sice pod aspektem rovnoprávnosti národních celků na jedné straně a nerovnosti v demografickém, sociálním, hospodářském a kulturním ohledu na straně druhé. Přitom je odpovídající ústavní norma konfrontována s realitou. Jako příklady z tehdejší doby slouží Badeniho jazyková nařízení z roku 1897 a národnostní „vyrovnání“ na Moravě (1905) a v Bukovině (1909/10). Z toho se dá vyvodit závěr, že má jistě smysl, poohlédnout se mezi pozitivními a negativními zkušenostmi habsburské monarchie po arkánech, t. j. po tajemných lécích proti neonacionalismu současnosti a zkoumat, jaké ideje by pomohly realizovat mnohonárodní stát, případně společnou Evropu a její mír.

## IDENTITA A ZODPOVĚDNOST V MYŠLENÍ VÁCLAVA HAVLA

*Markus Hipp*

V obsáhlém a mnohotvárném díle českého spisovatele, bojovníka za občanská práva a státního prezidenta Václava Havla představuje pojem identity hlavní motiv, který se často vrací a v různých variantách výrazových možností jeho myšlení – v dramatech, dopisech, esejích, rozhovorech a projevech – se obměňuje a dále vyvíjí. Zatímco se Havel ve svých divadelních hrách omezuje na to, předvést nám groteskní a absurdní důsledky světa, ztrácejícího stále více svoji identitu, – přičemž ovšem ponechává plně na divákovi anebo čtenáři, zda-li z toho vyvodí vlastní závěry –, lze mnoho jeho esejistických úvah číst jako pokus, najít v tomto a za takto teatrálně odhaleným světem zdání něco, co by se dalo spolu s Franzem Kafkou označit jako to „Nezničitelné“ v člověku. Otázku po identitě člověka pokládá Havel za neodlučitelnou od otázky po lidské zodpovědnosti. Převzetí zodpovědnosti jako podmínky pro akceptanci sebe sama se nedá u Havla považovat za jenom relativní, čistě pozivisticky vysvětlitelný akt, nýbrž probíhá koneckonců jako nepřenositelné totální zaujetí stanoviska jednotlivého člověka vůči nezučtovatelné poslední instanci. V převzetí zodpovědnosti vidí Havel akt lidské transcendence, který probíhá před absolutním horizontem bytí. Svědectvím procesu uvědomění a reflexe jeho vlastního životního a myšlenkového vývoje byly především „Dopisy Olze“, sbírka dopisů, které Václav Havel psal z vězení své ženě Olze a které proto tvoří těžiště předkládané analýzy.

## OD NESCHOPNOSTI K VŠESCHOPNOSTI: STÁTNÍ A EKONOMICKÁ PŘESTAVBA 1989–1994

*Kåre Dahl Martinsen*

Článek se zabývá osudem státních podniků v době přechodu od plánovaného k tržnímu hospodářství. Současná vláda vyhlásila konec státní kontroly nad podnikatelskou sférou za jeden z hlavních cílů přestavby. Aby ho uvedla v život, provedla ve velkém měřítku kuponovou privatizaci. Tato metoda by měla být oceněna spíše kvůli jejím politickým zásluhám, neboť tak vyvolala všeobecnou podporu obyvatelstva pro reformní opatření, i když z ekonomického hlediska výsledkem nemělo být a není zavedení jasně vymezených vlastnických práv. Co se skutečně stalo, byl převod podniků z přímé kontroly státu pod kontrolu obchodních banek. To ovšem není totožné s privatizací, neboť stát má většinu podílů těchto banek ve své kontrole. Navíc je povážlivé množství podílů dosud pod správou Fondu národního majetku, jehož vlastníkem je stát. V některých případech je to příčinou problémů při prodávání podílů, nicméně se zdá, že důvody spočívají spíše v přání vlády, tyto podniky vzhledem k jejich hospodářské důležitosti udržet co možná nejdéle. Státní vlastnictví via obchodní banky zde není kritizováno, protože tak nebylo dosaženo původního cíle, ale spíše kvůli tomu, že vládě chybí na jedné straně jakákoli strategie vzhledem k státnímu vlastnictví, na druhé straně je třeba kritizovat diskrepanci mezi rétorikou a jednáním

státu. V poslední době lze registrovat signály, naznačující přesun v roli vlády coby vlastníka: od role pasivního diváka přechází vláda k aktivnějšímu využívání svých vlastnických práv.

## NOVÁ ORIENTACE HOSPODÁŘSKÝCH VĚD V POLSKU: ZMĚNY V OBSAHU A ORGANIZACI VÝUKY A VÝZKUMU, VÝMĚNA ZAMĚSTNANCŮ

*Karl von Delhaes*

Na počátku padesátých let převzali všichni členové sovětského bloku typus politické ekonomie a jemu odpovídající modely vyššího vzdělání v hospodářských vědách, založené na sovětském vzoru. V Polsku ale přežila tradice nezávislého socialistického, a dokonce liberálního ekonomického myšlení první stalinistické čistky, i čistky roku 1968. Rozsáhlé doklady pro toto tvrzení lze najít v publikacích po „polském Říjnu“ 1956, v tajných hospodářskovědných přednáškách, které se konaly na tzv. putovních univerzitách („uniwersitety latające“) ke konci sedmdesátých, a v diskusích osmdesátých let, které probíhaly jak na veřejnosti, tak i v undergroundu. Když rok 1989 s sebou přinesl přeorientování směrem k západnímu typu tržního hospodářství, hlavní proud ekonomických věd, tak jak byl do té doby prováděn v praxi, výzkumu i vyšším vzdělání, přestal postačovat běžným potřebám. Obsah výzkumu, učební osnovy, příručky a celá akademická organizace byla v této oblasti radikálně zrevidována. Protože výměna zaměstnanců ve velkém měřítku byla nemožná, stalo se nezbytným přeškolovat obrovským tempem, i se zabezpečovat proti konzervativním většinám v autonomních akademických sborech. Normalizace v akademické sféře ekonomických věd bude však zasahovat i do příštího desetiletí, neboť s akumulací potřebných odborných kapacit se bude muset začínat od nuly, a to v době, kdy je těchto kapacit nutně zapotřebí v ekonomice samé.

## ČESKOSLOVENSKÉ EKONOMICKÉ VĚDY V LETECH 1945–1990

*Jiří Kosta*

Zatímco po druhé světové válce české národní hospodářství navazovalo na pluralistickou tradici první republiky, byla po únorovém převratu 1948 nemarxistickým přístupům v ekonomice učiněna přítrž. Teprve při očividných poruchách v tzv. řízeném hospodářství sovětského typu se v druhé polovině padesátých let ozvaly kritické hlasy, které vyslovovaly pochybnosti o stalinské verzi marxismu, nikoliv ovšem o marxistické politické ekonomii jako takové. Pod vedením Oty Šika vyvinul kolektiv reformních ekonomů, vycházející přitom z kritiky systému nařízení, model „socialistického tržního hospodářství“, který tvořil základ hospodářské reformy, jež vyvrcholila v Pražském jaru 1968. Po násilném potlačení reformem byly ekonomické vědy v ČSSR opět usměrněny podle sovětského vzoru. Jenom postupně se mezi



ekonomy – nejprve v undergroundu a v neoficiálních skupinkách – začalo pracovat na alternativních teoriích, které v druhé polovině 80. let opustily ideu „třetí cesty“, kompromisu mezi socialistickým plánovaným hospodářstvím a kapitalistickým tržním hospodářstvím. Politický převrat v listopadu 1989 otevřel bránu svobodným diskusím, ve kterých liberální myšlenkové směry západního ražení nabyly vrchu. K nejvýznamnějším zastáncům radikálního přechodu k tržnímu hospodářství, opírajícímu se o soukromé vlastnictví, patřil Václav Klaus, kterému se jako prvnímu ministru financí nové ČSFR a pozdějšímu ministerskému předsedovi ČR podařilo prosadit svoji koncepci.

## ČESKOSLOVENSKÁ REPUBLIKA V AKTECH NĚMECKÉ KOMISE PRO PŘÍMĚŘÍ Z ROKU 1919

*Frank Hadler*

Protože německo-československé vztahy byly nejen podrobně popsány, ale podloženy i mnohými prameny, mohlo by se zdát, že právě v německých archívech se takřka nedají najít nezpracované materiály k tomuto tématu. Zprávy, obsažené v aktech německé komise pro příměří z roku 1919 o „Poloze nepřítelů na Východě“, doplňují přesto specifickým způsobem znalosti o tom, jakou představu měli v Berlíně o první Československé republice v době pařížské mírové konference. Ze zpráv, vypracovaných pro „Velký generální štáb“, vyplývá, že se německé vojenské úřady v ohledu na Čechy zajímaly přednostně o následující tématické oblasti: 1. rozšiřování a vybavení československých vojsk, jejich soustřeďování na německých hranicích, jakož i možné vojenské akce proti německému území, 2. československý zájem na Lužických Srbech, 3. způsob zacházení československého státu se sudetoněmeckým obyvatelstvem, 4. vztah mezi Čechy a Slováky.

## FEMME FATALE: ŽENA, SMRTELNOST A MUŽSKÁ OBRAZOTVORNOST VE VĚCI MAKROPULOS

*Alfred Thomas*

Na rozdíl od tradiční interpretace dramatu *Věc Makropulos* (1922) od českého spisovatele Karla Čapka jako příklad pro science fiction nebo pro demokraticko-relativistickou diskusi o výhodách a nevýhodách dlouhověkosti, se autor chápe revizionistickým způsobem psychoanalýzy a ve svém článku „Femme fatale“ tvrdí, že Čapkov drama vypovídá daleko víc o lidské iracionalitě než racionalitě. Thomas argumentuje dále tím, že ve *Věci Makropulos* – podobně jako v jejím operním zpracování od moravského skladatele Leoše Janáčka (1923–25) – fungují protagonistka Emilie Marty a s ní symbioticky spojená „věc“ jako psychologické projekce umělecké mužské obrazotvornosti, především strachu před smrtí a projekce marné snahy po věčnosti v sekulárním světě, kde eschatologická témata smrtelnosti a nesmrtelnosti nenacházejí tělesné podoby.

„ŽIVOT V PRAVDĚ“  
 ÚVAHY NAD ŽIVOTNÍM DÍLEM JANA PATOČKY

*Helga Blaschek-Hahn*

V letech 1987–1992 byly ve Vídni vydány „Vybrané spisy“ Jana Patočky. Tato pětisvazková sbírka textů dala autorce podnět k nástinu života a díla tohoto českého filozofa, jehož pobyt v Německu ve studijním roce 1933/34 u Edmunda Husserla a Martina Heideggera předurčil budoucí fenomenologické zaměření jeho filozofického myšlení. „Fenomenologické spisy“ I a II v tomto vydání to dokumentují. Svazek „Kacířské eseje o filozofii dějin“ i „Spisy o české kultuře a dějinách“ dokládají, jak podstatnou roli hrají pro Patočku dějiny právě v rámci fenomenologie: fenomenologie je jejich nejhlubší obsahová rovina. A jak mu v jeho filozofii nikdy nešlo o pouhý indiferentní teoretický pohled, ale spíše o proces praktického angažmá, znamenaly dějiny pro něj ne podívanou, ale zodpovědnost; ta vede k „solidaritě poznáním otřesených“, jejichž způsob projevu v umění i vědě dokázal Patočka ve svých kulturněfilozofických úvahách přesvědčivě doložit, počínaje antickou tragédií až k vzpouře mládežnických rockových skupin současnosti: svazek „Umění a doba“ uvádí pro to názorné příklady.

VYUČOVÁNÍ CIZÍM JAZYKŮM V ČESKÉ REPUBLICĚ  
 PO ROCE 1990

*Vladimír Ulrich*

Na tomto místě je Vám předkládán krátký přehled o výchozích podmínkách postkomunistických reforem v oblasti vyučování cizím jazykům v České republice. Autor objasňuje příslušné zvyklosti komunistického režimu a nové směrnice pražského Ministerstva školství, mládeže a tělesné výchovy, které byly stanoveny roku 1991. Podstatná změna spočívala v tom, že s platností od září 1991 mohou žáci základních škol zcela svobodně volit mezi angličtinou, francouzštinou, němčinou, ruštinou, španělštinou a italštinou a že komunikativní funkci ve výuce cizím jazykům se dává absolutní přednost. V předkládaném pojednání jsou načrtnuty i první zkušenosti, které poukazují na to, že se doposud v plném rozsahu prosadila jenom němčina a angličtina a že také na gymnáziích stojí jako cíl výuky cizím jazykům na prvním místě komunikace, jíž jsou didakticko-kulturní aspekty podřízeny.

ALTERNATIVNÍ CESTA K REVOLUCI 1989?  
 O NOVÝCH PRACÍCH MILANA OTÁHALA

*Christiane Brenner*

Ve svých pracích o dějinách let 1969–1989 načrtává Milan Otáhal strážlivý obraz české společnosti a kritizuje opozici proti normalizačnímu režimu. Velká část disentu, obzvláště Charta 77, vyhledávala dialog s vládnoucím režimem a do listopadu 1989

dávala přednost písemné formě protestu. V této „nepolitické“ politice vidí Otáhal důležitou příčinu komunikačních poruch mezi českým disentem a společností, které vedly k tomu, že se politický přelom v ČSSR nekonal pod režii opozice, nýbrž vyšel z řad studentstva. Alternativu ke konceptu Charty tvoří pro Otáhalu přístup takzvané realistické skupiny kolem Emanuela Mandlera, která si postavila za úkol, změnit politikou malých kroků každodennost reálného socialismu. Proti Otáhalově interpretaci zveřejnil Vilém Prečan polemiku, ve které jde na jedné straně o zhodnocení opozice, jejíž působivost vidí Otáhal především v jejím morálním a symbolickém aspektu. Na druhé straně se kontroverze točí především kolem otázky, byla-li politika Charty úměrná tehdejší situaci, což Prečan na rozdíl od Otáhalu zodpovídá kladně. V neposlední řadě se spor mezi Otáhalem a Prečanem dotýká všeobecnějších otázek po úkolech a hranicích soudobých dějin.

ZÁVĚREČNÁ ZPRÁVA O VÝZKUMNÉM PROJEKTU  
„DOPISY MEZI VÝCHODOEVROPSKÝMI A  
ZÁPADOEVROPSKÝMI SOCIALISTY 1945–1948“

*Peter Heumos*

Korespondence mezi východoevropskými a západoevropskými socialisty v letech 1945–1948, pocházející z nejdůležitějších evropských archivů, bude vydána jako edice pramenů. Ústředními tématy dopisů jsou: perspektivy vývoje lidových demokracií v Polsku, Maďarsku, Československu, Bulharsku a Rumunsku z vnitřně a zahraničně politického hlediska; problematika spolupráce mezi socialisty a komunisty v těchto zemích; vnitřní rozpory východoevropských socialistických stran; strategie k celoevropské integraci socialistického hnutí, a tím k překonání blížícího se konfliktu mezi Východem a Západem v této sféře; stanoviska východoevropských a západoevropských socialistických stran k důležitým otázkám mezinárodní politiky (mírová konference, Marshallův plán atd.), jakož i problém nakládání s Německem.

## ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

AČ	Archivní časopis (Prag)
Acta UC	Acta Universitatis Carolinae (Prag)
AHY	Austrian History Yearbook (Minneapolis, Minn.)
AKBMS	Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien (Königstein/Taunus)
AR	Archeologické rozhledy (Prag)
AZ	Archivní zprávy ČSAV (Prag)
BohZ	Bohemia. Zeitschrift für Kultur und Geschichte der böhmischen Länder
BNGP	Bulletin Národní galerie (Prag)
CASS	Canadian-American Slavic Studies (Vancouver, B. C.)
CEH	Central European History (Atlanta, Georgia)
ČČH	Český časopis historický
ČL	Český lid (Prag)
ČMM	Časopis Matice moravské (Brünn)
ČMorM	Časopis Moravského muzea (Brünn)
ČNM	Časopis Národního muzea, řada historická (Prag)
ČSAV	Československá akademie věd
ČsČH	Československý časopis historický (Prag)
ČSM	Časopis Slezského muzea, vědy historické (Troppau)
CSP	Canadian Slavonic Papers (Ottawa)
ČSPSČ	Časopis Společnosti přátel starožitností českých
DArb	Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen (Prag)
Don	Der Donauraum. Zeitschrift des Forschungsinstituts für den Donauraum (Wien)
DVT	Dějiny věd a techniky (Prag)
ECE	East Central Europe (Salt Lake City, Utah)
EEQ	East European Quarterly (Boulder, Colo.)
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung
FHB	Folia historica bohemia
HČ	Historický časopis (Preßburg)
HHStA	Haus-, Hof- und Staatsarchiv (Wien)
Hist	Historica ČSAV (Prag)
HRG	Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (Berlin)
HT	Husitský Tábor (Tabor)
HZ	Historische Zeitschrift (München)
JbGO	Jahrbücher für Geschichte Osteuropas (Wiesbaden)
JBoh	Judaica Bohemiae (Prag)
JbWG	Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (Berlin)
JSbH	Jihočeský sborník historický (Budweis)
MGH	Monumenta Germaniae historica
MGSL	Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde (Salzburg/Stuttgart)
MIÖG	Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung (Wien)

MSI	Il Mondo Slavo (Padua)
MZČK	Minulostí Západočeského kraje
ÖOH	Österreichische Osthefte
ÖZG	Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften
PA	Památky archeologické (Prag)
PBoh	Postylla Bohemica (Konstanz-Bremen)
PHS	Právněhistorické studie (Prag)
PP	Památky a příroda
PKSČ	Příspěvky k dějinám KSČ (Prag)
RES	Revue des études slaves (Paris)
SbAP	Sborník archívních prací (Prag)
SbH	Sborník historický (Prag)
SbMM	Sborník Matice moravské (Brünn)
SbNM	Sborník Národního muzea v Praze, řada A-Historie (Prag)
SbPFFB	Sborník prací filozofické fakulty brněnské univerzity, řada historická (Brünn)
SEEJ	Slavic and East European Journal (Tucson, Ariz.)
SEER	The Slavonic and East European Review (London)
SIHS	Slovanské historické studie (Prag)
SOF	Südostforschungen (München)
SovSl	Sovetskoe slavjanovedenie (Moskau)
SR	Slavic Review (Cheshire, Conn.)
SSb	Slezský sborník (Troppau)
StJb	Stifter-Jahrbuch (München)
Umění	Umění (Prag)
UŘ	Umění a řemesla (Prag)
VČA	Věstník České akademie
VCC	Veröffentlichungen des Collegium Carolinum
VČSAV	Věstník ČSAV (Prag)
VIZ	Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (Stuttgart)
VKČSN	Věstník Královské české společnosti nauk
VPZM	Vědecké práce Zemědělského muzea (Prag)
VSWG	Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (Wiesbaden)
VVM	Vlastivědný věstník moravský (Brünn)
WS	Die Welt der Slaven (München)
ZBLG	Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte (München)
ZfG	Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (Berlin)
ZfO	Zeitschrift für Ostforschung (Marburg/L.)
ZRG	Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte (Weimar)



## MITARBEITER DES HEFTES

- Prof. Dr. Manfred Alexander, Leipziger Ring 11a, 50031 Erfstadt-Liblar  
Dr. Joachim Bahlcke, Ebertystr. 49, 10249 Berlin  
Prof. Dr. Zwi Batscha, Kfar Hamakabi, Israel 30030  
Dr. Helga Blaschek-Hahn, Mühlenrain 8, 34637 Schrecksbach  
Christiane Brenner, M. A., Finowstr. 8, 12045 Berlin  
Dr. Hannelore Burger, Rosenthalgasse 11A/7, A-1140 Wien  
Dr. Karl von Delhaes, Herder-Institut, Gisonenweg 5-7, 35037 Marburg  
Prof. Dr. Peter Drews, Slavisches Seminar, Universität Freiburg, 79085 Freiburg  
Prof. Dr. Winfried Eberhard, Haarholzerstr. 24, 44797 Bochum  
Ralf Gebel, Enggasse 7, 53127 Bonn  
Prof. Dr. Monika Glettler, Historisches Seminar, Universität Freiburg, 79085 Freiburg  
Dr. Frank Hadler, Berliner Allee 45, 13088 Berlin  
Dr. Eva Hahn, Musenbergstr. 28a, 81929 München  
Dr. Peter Heumos, Weidenweg 10, 85764 Oberschleißheim  
Markus Hipp, Keplerstr. 5, 81679 München  
Prof. Dr. Jiří Kosta, Franz-Rücker-Allee 5, 60487 Frankfurt  
Robert Luft, Aventinstr. 6, 80469 München  
Dr. Michaela Marek, Blücherstr. 3, 80469 München  
Dr. Kåre Dahl Martinsen, The Fridtjof Nansen Institute, Fridtjof Nansen vei 17,  
N-1324 Lysaker  
Prof. Dr. Antonín Meštan, Kapplerstr. 49, 79117 Freiburg  
Dr. Martin Schulze Wessel, Odenwaldstr. 16, 12161 Berlin  
Prof. Dr. Dr. h. c. Ferdinand Seibt, Josef-Haydn-Str. 14, 85540 Haar  
Prof. Dr. Helmut Slapnicka, Max-Reger-Str. 17, A-4020 Linz  
Silke Sobieraj, Dlouhá 27, CZ-11000 Praha 1  
Prof. Dr. Alfred Thomas, Depart. of Slavic Lang., Harvard University, 311 Boylston Hall,  
Cambridge, Mass. 02138, USA  
Dr. Stefan Troebst, Kyffhäuser Str. 18, 10781 Berlin  
Dr. Vladimír Ulrich, Georg-Herbst-Str. 33, 93049 Regensburg